



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

FRITHJOV IVERSEN

UND DANN
KAM DIE
ERNTTE

starkundmutig

1. Auflage 2021 (CLV)

(früher erschienen im J. G. Oncken Verlag, Kassel, und im CMV –
Christlicher Missions-Verlag, Bielefeld)

Die Originalausgabe erschien zuletzt 1971 unter dem Titel
Og Så Kom Høsten bei Filadelfiaforlaget, Norwegen.

© der deutschen Ausgabe 2021
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

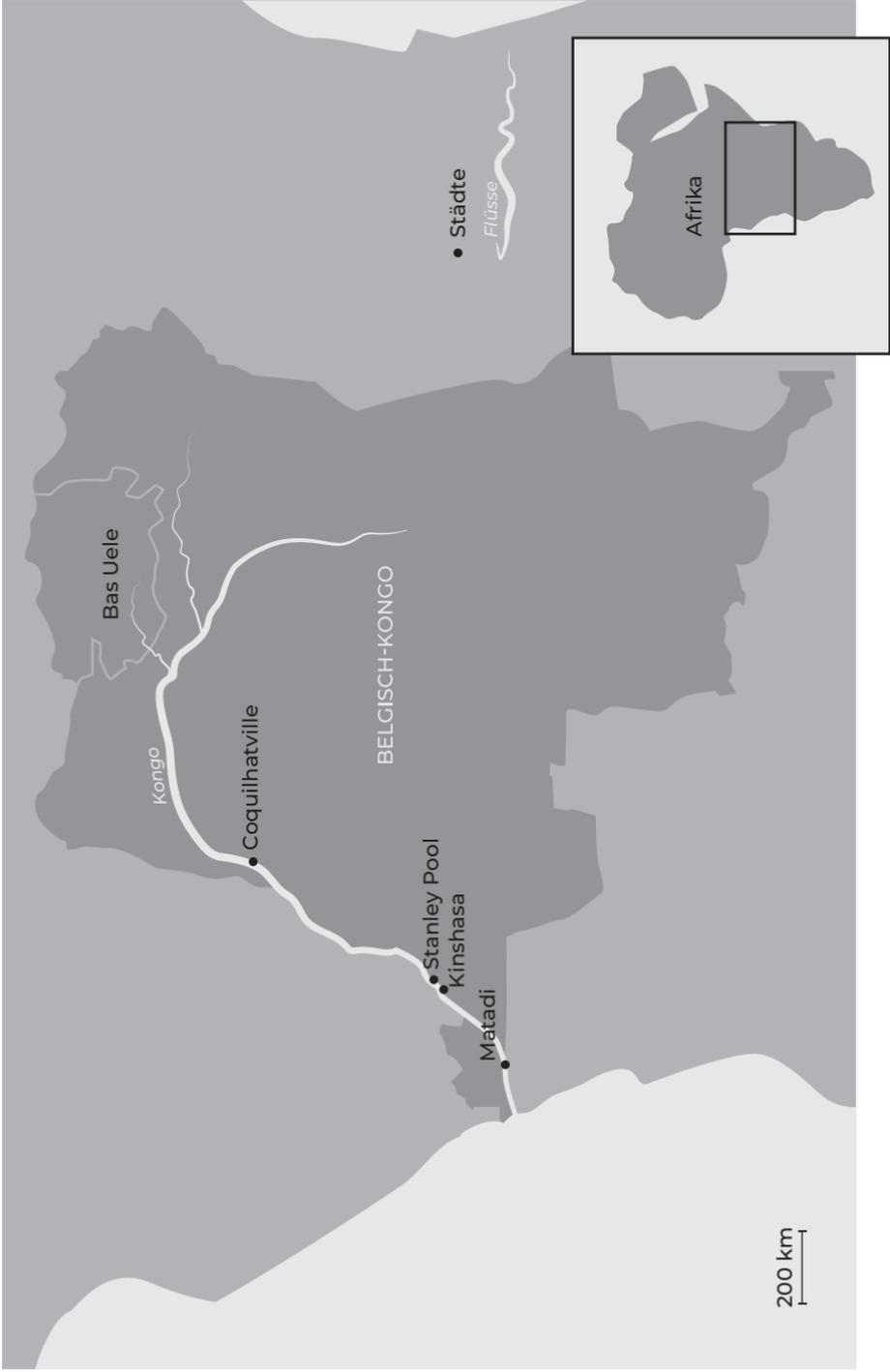
Übersetzung: Karl Hellwig
Satz: Samuel Stark, Bielefeld
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256635
ISBN 978-3-86699-635-9



INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort des Verlags	8
Ein Sämann ging aus	10
Neues Ackerland	24
Rodungsarbeit	82
Die Grenzen werden erweitert	218
Ernte	294
Nachwort	310



VORWORT DES VERLAGS



Als Frithjov Iversen im Jahr 1922 als zweiter Missionar der Norwegischen Baptistenmission in den Kongo ausgesandt wurde, hatte das Land aufwühlende Jahre hinter sich: Ab 1885 war es als Privatkolonie des belgischen Königs Leopold II. zu immer stärkerer Aufmerksamkeit gelangt, bis schließlich 1908 die als »Kongogräuel« bekannt gewordenen Gewalttaten an der Bevölkerung den Eigentümer zum Verkauf der Kolonie an den belgischen Staat zwangen. Zwangsarbeit und Ausbeutung blieben jedoch de facto weiterhin an der Tagesordnung. »Belgisch-Kongo« hieß nun das Land, das heute die Demokratische Republik Kongo ist.

In einer Zeit der sogenannten Rassentrennung, in der Weiße Schwarze unterdrückten und versklavten, lebten auch die weißen Missionare anders: Auf scheinbar selbstverständliche Weise kam ihnen vonseiten der einheimischen Bevölkerung meist eine Vorrangstellung zu, gegen die sie sich offenbar häufig auch nicht wehrten. Aus heutiger Sicht ist manches Verhalten der Missionare daher nicht immer nachvollziehbar – und doch nimmt es nichts von ihrer Liebe zu den Einheimischen weg, und ihre Begeisterung für die Mission spornt heute noch an!

Aus seinen Erfahrungen in der Provinz Bas Uele schöpft Iversen, wenn er in diesem Buch die Geschichte des fiktiven Missionars Oskar Johnsen schreibt, und spürbar fließen Elemente seines eigenen Lebens in die Erzählung mit ein. Es ist ein bewegtes Leben, das geschildert wird, ein spannendes Leben mit Hindernissen, und es räumt mit romantisierenden Vorstellungen vom Missionarsleben gänzlich auf. Doch am Ende wird klar: Gott ist derjenige, der alles in der Hand hält und der treuen Dienst belohnt – und das macht Mut!

EIN SÄMANN GING AUS



Bleich, bis auf die Knochen abgemagert und völlig erschöpft schleppte er sich auf dem schmalen Urwaldpfad dahin. Die Füße waren wund gescheuert und schwer wie Blei, die Kopfschmerzen kaum auszuhalten. Gebeugt ging er, so als trüge er eine drückende Last auf den Schultern, und den Stock ließ er hinter sich her über den feuchten Boden schleifen. Er sah aus wie ein alter Mann, dabei war er noch keine dreißig Jahre alt.

Die Sonne stand fast im Zenit. Der Helm, der ihn gegen ihre sengenden Strahlen schützen sollte, umschloss seinen Kopf wie ein eisernes Band. Seine Träger waren ihm inzwischen weit vorausgeeilt. Vor ein paar Tagen war er noch mit ihnen um die Wette gelaufen ...

Das nächste Dorf könnte möglicherweise zehn Kilometer entfernt sein, vielleicht auch mehr. Es kam nicht darauf an. Zehn Kilometer! Er blieb stehen. Zehn endlose Kilometer! Er würde es nicht schaffen. Die Sonne hatte ihn ausgedörrt, die Sonne und die Malaria. Er kam in Versuchung, sich einfach fallen zu lassen und auf dem Boden liegen zu bleiben. Aber das würde den Tod bedeuten. Er war meilenweit von jeglicher menschlichen Siedlung entfernt, und hier im Busch wimmelte es von Leoparden. Er hatte ihre Spuren gesehen. Nein, er musste weiter, immer weiter, auch wenn er meinte, beim nächsten Schritt zusammenbrechen zu müssen.

Aber irgendwann würde er zusammenbrechen, das wusste er. Dennoch überkam ihn bei diesem Gedanken kein panischer Schrecken, nur eine leichte Traurigkeit. Sollte sein Arbeitstag wirklich zu Ende sein? Hatte er nicht gerade erst begonnen?

Er blickte sich im Wald um.

Uralte Riesenbäume von fast zwei Metern Dicke, Schlingpflanzen, die sich an den Bäumen emporrankten, dünn und schmiegsam, andere dick wie ein gewundener Körper. Merkwürdig, wie deutlich er alles sah, die kleinen Blüten neben den Baumwurzeln, die Spinnweben an den niedrig hängenden Zweigen, die Wespen, die in der Luft fast still standen, die Ameisen, die über den Pfad rannten. Sie waren wohl auf einem Raubzug. Er blieb stehen und beobachtete sie mit einer Art halb-wachem Interesse. Seine Augen waren verschleiert, sein Körper schwankte, als wäre er berauscht. Ja, er hatte richtig vermutet. Eine Raupe zerrte sich über den Weg, in verzweifelter Hast – doch sie war verloren! Die Ameisen waren über ihr, und schon wand sie sich und kämpfte einen hoffnungslosen Kampf gegen unbarmherzige, scharfe Insektenkiefen. Irgendwo im Innern des Waldes hörte er eine Taube. Eine andere antwortete. Weiter entfernt das abgerissene, zornige Gebrüll eines Leoparden ...

Hier in der Wildnis sollte er also sterben – einsam, fern von allem menschlichen Leben! Die Raubtiere würden ihn niederreißen und davonschleppen. Man würde vielleicht nach ihm suchen, ihn aber nirgends finden.

War sein Arbeitstag wirklich schon zu Ende? Er wollte sich in Gottes Willen fügen. Aber wie gern hätte er noch gelebt und gearbeitet!

Nein! Es konnte unmöglich Gottes Wille sein! Weiter! Weiter! Mit jedem Schritt kam er anderen Menschen näher. Er durfte nicht hier draußen in der Einsamkeit sterben. Er wollte nicht sterben!

»Gott sei Dank!«, flüsterte er. Beim Anblick des Wassers lebte er förmlich auf. Er warf die selbst gemachten, lose sitzenden San-

dalen ab und watete in das kühle Wasser. Im Schatten dichter Zweige blieb er stehen, befreite sich von dem Tropenhelm und versuchte mit zitternden Händen Hemd und Hose auszuziehen, die vom Schweiß völlig durchnässt waren. Die Anstrengung blieb ohne Erfolg. Also warf er sich mit seiner Kleidung in den Bach. Die plötzliche Abkühlung gab ihm beinahe den Rest. Es war, als bohrte sich kalter Stahl in sein Gehirn, und es fehlte nicht viel, so hätte er das Bewusstsein verloren. Unter Aufbietung aller seiner Willenskräfte gelang es ihm, der Schwäche Herr zu werden, und schließlich fühlte er sich wieder besser. Er suchte eine Stelle, wo das Wasser weniger trüb war, und trank gierig, bis ihm einfiel, es könne gefährlich sein. Da blickte er auf.

Er musste weiter! Diese kleine Abkühlung war schön, aber er wusste wohl, dass ihre Wirkung nicht lange anhalten würde. Bald würde alles so schlimm sein wie zuvor. Das Beste, was er tun konnte, war, sich wieder auf den Weg zu machen und zu versuchen, so weit wie möglich zu kommen, bevor er zusammenbrach.

Wie lange er gegangen war, wusste er nicht. Vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht mehr. Es wurde ihm wieder schwarz vor Augen. Er blieb stehen und griff blind um sich. Seine tastenden Hände kamen mit einem glatten Baumstamm in Berührung. Einige Sekunden wehrte er sich gegen die Ohnmacht, die er herannahen fühlte. Dann sank er langsam zu Boden, streckte sich vorsichtig aus und schob sich mit dem Rücken am Baumstamm hoch. Mit beiden Händen stützte er sich auf den Erdboden. Der Kopf hing ihm schwer auf die Brust. Es vergingen ein paar Minuten, bis sein Bewusstsein wieder klar war. Ganz langsam hob er den Kopf. Wie fürchterlich weh es tat! Es war, als läge das Gehirn bloß. Er blickte stumpf vor sich hin.

Es ging also doch zu Ende! Er musste an die prahlerischen und unbedachten Worte denken, die er geäußert hatte, als er noch in Ruhe und Sicherheit zu Hause und unter Freunden gewesen war: »Ich habe keinen größeren Wunsch als den, dass ich dort im Urwald mein Grab finde!«

Wollte Gott ihm doch diese dummen Worte vergeben!

Nicht der Tod, sondern der Gedanke, dass er aufhören sollte, noch bevor er seine Aufgabe richtig begonnen hatte, erschreckte ihn. Er versuchte sich aufzurichten. Dabei drehte er sich halb herum, um an dem Baumstamm einen Halt zu finden.

Da raschelte es in den Zweigen auf der anderen Seite des Pfades. Er blickte auf.

Ja, das hatte er erwartet! Arme Solveig ...

Sein Grab im Urwald finden? Nein, für ihn gab es kein Grab! Zwischen seinen halb geschlossenen Augenlidern erblickte er den scheußlich grinsenden Kopf einer Hyäne! Da kam das Tier, das im Dschungel für Reinlichkeit sorgte. Es würde auch für sein »Begräbnis« sorgen.

So romantisch, wie er es sich damals gedacht hatte, würde es nicht zugehen. Die Hyäne leckte sich ums Maul, machte ein paar Schritte auf ihn zu, blieb stehen. Mensch und Tier blickten einander in die Augen: das Tier hungrig und voller Gier, die Muskeln angespannt – der Mensch stumpf und seinem Schicksal ergeben.

Ja. Es war wohl Gottes Wille. Er gab seinen verzweifelten Kampf auf, murmelte ein kurzes Gebet und schloss die Augen ...

Ob Gott seine Hand wohl von ihm zog, weil er der inneren Stimme, die er zu vernehmen geglaubt hatte, gefolgt war, statt den Eltern gehorsam zu sein?

Ihr Wille war es gewesen, dass er Musiker werden sollte. Und dazu schien er auch berufen gewesen zu sein. Stundenlang konnte er auf seiner Geige spielen und ihr die wunderbarsten Töne entlocken.

Bald aber waren ihm Zweifel gekommen, ob er wirklich zum Musiker berufen sei. Mit immer größerem Eifer hatte er sich religiösen Fragen zugewandt. Als er achtzehn Jahre alt war, glaubte er den Weg seiner wahren Bestimmung vor sich liegen zu sehen.

Als er eines Abends von einer sehr bewegenden Missionsversammlung nach Hause kam, erklärte er seinen Eltern, er wolle Missionar werden.

Wie die Erinnerung an diesen Abend in ihm lebendig geblieben war! Seine Mutter saß in einem altmodischen Schaukelstuhl und strickte. Sein Vater las am Fenster seine Zeitung. Es war mitten im Winter, und es prasselte lustig hinter der Ofentür. Die Mutter ging fest einer alten Überlieferung nach, indem sie Räucherwerk auf den Ofen streute. Jedes Mal, wenn er an jenen Abend zurückdachte, konnte er den Duft des Räucherwerks wahrnehmen.

Die Eltern saßen zuerst wie gelähmt da und starrten ihn stumm an. Dann aber stieg bei dem Vater die Wut hoch, seine harte Arbeitsfaust schlug mit einer solchen Heftigkeit auf den Tisch, dass die kleine Lampe flackerte, und der grundehrliche, aber hartgesottene Freidenker verkündete mit derben Worten, jetzt sei mit dieser religiösen Schwärmerei ein für alle Mal Schluss.

Dann schwieg er. Vielleicht war ihm selbst nicht ganz wohl zumute, weil er sich so hatte gehen lassen. Die Mutter sprach

kein Wort. Aber Oskar sah, wie sie litt. Eine Sekunde lang ruhten ihre Blicke forschend auf dem Jungen. Dann wanderten sie zum Notenständer in der Ecke des Zimmers. Dort stand eine Beethoven-Sonate aufgeschlagen. Er hatte nachmittags noch geübt.

Oskar selbst stand unbeholfen da. Er war mit einem Mal so arm geworden. Auf dem Rückweg von der Versammlung hatte ihn eine innere Glut erfüllt, und ihm war gewesen, als könnte er die ganze Welt besiegen. Jetzt fühlte er sich völlig hilflos und leer. Es tat ihm unendlich weh, seine Eltern so verletzen und enttäuschen zu müssen. Er kam sich beinahe wie ein Verbrecher vor, als er Tränen über die runzelige Wange seiner Mutter rinnen sah.

Er hatte damals nur einen einzigen Menschen gehabt, der ihn verstand und ermutigte: Solveig.

Er hatte sie bei einer religiösen Jugendveranstaltung kennengelernt. Sie waren sehr schnell Freunde geworden, denn Solveig war von der gleichen Sehnsucht erfüllt wie Oskar. Es dauerte nicht lange, da wurde aus der Freundschaft eine innige Liebe. Immer wieder kamen sie zusammen und machten Pläne für die Zukunft. Solveig hatte gerade begonnen, das Lehrerinnenseminar zu besuchen, als er sie kennenlernte. Sie konnte ihn also nicht begleiten, wenn er in die Ferne zog. Aber sie hatten sich darauf geeinigt, dass sie ihm nach ein paar Jahren folgen würde.

Solveig hatte bei sich zu Hause keine Schwierigkeiten zu überwinden. Ihre Familie interessierte sich für die Missionstätigkeit. Sie hatte außerdem Geschwister, die den Eltern zur Seite stehen konnten, wenn sie selbst fort war. Im Grunde hatte Oskar es wohl Solveig zu verdanken, dass er den Glauben an sich selbst und seine Berufung nicht verlor.

Als er mit der Missionsschule fertig war, ging er nach London, wo er ein Jahr damit verbrachte, sich in der Krankenpflege ausbilden zu lassen. Inzwischen war er 26 Jahre alt geworden. Jetzt endlich war es so weit, dass er beginnen konnte. Sein Eifer und seine Energie hatten gesiegt. Die Glut, die in seiner Seele brannte, war auch auf andere übergesprungen. Es hatte sich eine kleine Missionsgesellschaft gebildet. Er war ihr erster Missionar, und es war daher ein großer Augenblick, als sie ihn nach Belgisch-Kongo aussandten.

Genauere Pläne für die Zukunft hatte man nicht gemacht. Vorläufig dachte man noch nicht daran, ein neues Tätigkeitsfeld in Angriff zu nehmen. Die meisten beruhigten sich wohl bei dem Gedanken, dass sie nun einen Missionar ausgeschickt hatten, und machten sich weiter nicht viele Gedanken. Sie hatten mit einer älteren Missionsgesellschaft Verbindung aufgenommen, und es war ausgemacht worden, dass Oskar auf einer ihrer Stationen arbeiten, aber von der neu gegründeten Missionsgesellschaft in der Heimat unterhalten werden solle.

Seit fünf Monaten war er nun von Dorf zu Dorf gezogen. Er führte kein großes Gepäck mit sich: einen Schlafsack, ein Feldbett, einen Tisch und einen Stuhl, beide zusammenklappbar, vier Kisten mit Kochgeräten, Medizin und ein paar Kleidungsstücken. Zusätzlich besaß er noch ein gutes Gewehr, mit dem er Wild schoss, das er hin und wieder gegen andere Nahrungsmittel tauschte.

Die Einheimischen waren nicht immer sehr begeistert, wenn sie Besuch erhielten. Es konnte geschehen, dass er in ein Dorf kam, das völlig ausgestorben schien. In Wirklichkeit waren die Dorfbewohner geflohen, als sie gehört hatten, der weiße Mann

käme. Es kam aber auch vor, dass er gut aufgenommen wurde. Der Kasten mit der Medizin öffnete manchmal Türen, die andernfalls wahrscheinlich verschlossen geblieben wären.

Zwei Schüler hatte er gewonnen: Baka und Zangabai. Sie folgten ihm treu von Dorf zu Dorf und dienten ihm als Helfer, während er sie gleichzeitig in Gottes Wort unterwies.

Vorstellungen, wo er sich niederlassen sollte, hatte er nicht. Vorläufig war alles noch völlig ungewiss. Er wusste nur, dass er seiner Berufung gefolgt war. Gott würde schon alles recht machen, wenn die Zeit gekommen war.

Es hatte in diesen Monaten nicht an Anfechtungen und Zweifeln gefehlt. Er hatte unter Fieber gelitten, und das Fieber und die Entkräftung hatten Zweifel und Selbstvorwürfe mit sich gebracht. Wenn er bei den Einheimischen auf Gleichgültigkeit stieß, konnte er mutlos werden, und manchmal fühlte er sich versucht, alles wieder aufzugeben.

Er wusste auch, was es bedeutete, wenn man nicht genug zu essen hatte. In solchen trüben Stunden waren Baka und Zangabai für ihn ein wahrer Lichtblick und Segen gewesen. In der Bibel bewandert waren sie beide nicht, wenn sie auch schließlich Lesen und Schreiben gelernt hatten. Das Evangelium kannten sie nur in der einfachsten Form, und wenn sie sich auch die zehn Gebote eingepaukt hatten und sie auswendig kannten, so war es doch eine Frage, ob sie für Gottes Botschaft an die Menschen viel Verständnis hatten. Zumindest waren sie sich darüber klar, dass es eine gute Botschaft war. Und ihr Mondele (»Herr«) war ein guter Mensch. Dass sie davon überzeugt waren, bewiesen sie durch ihre Hingabe und ihren Eifer.

Und wenn sie auch nicht Schriftgelehrte waren, so waren sie doch in jedem Fall Optimisten. Von ihrem Glauben zehrte der Missionar, wenn er selbst seine dunklen Stunden hatte. Unruhig und rastlos zog er von Dorf zu Dorf, verkündete das Evangelium, behandelte die Kranken und redete zu den Häuptlingen und ihren Untertanen.

Er öffnete die Augen. Die Hyäne stand immer noch auf demselben Fleck und starrte ihn an. Sie schien ihre Stellung nicht verändert zu haben. Er war völlig verwirrt. Es kam ihm so vor, als säße er schon jahrelang hier unter dem Baum. Dabei konnte er die Augen nur vor wenigen Sekunden geschlossen haben, und in diesem kurzen Zeitraum hatte er fast sein ganzes Leben noch einmal durchlebt.

Er blickte ausdruckslos auf das Raubtier. Die Hyäne zeigte ihre unheimlichen Zähne, schien sich aber nicht darüber schlüssig werden zu können, ob sie ihn angreifen sollte oder nicht. Die Wartezeit kam dem Kranken wie eine Ewigkeit vor. Er wünschte jetzt nur noch, sie würde den Sprung wagen und mit ihm kurzen Prozess machen. Dann wäre endlich alles zu Ende.

Plötzlich schien das Tier zusammenzuschrecken. Es schloss das Maul und starrte nach rechts. Dann entblößte es die Zähne und zog sich langsam zurück. Kaum aber war die Hyäne verschwunden, so stand ein großer Leopard an ihrem Platz und starrte Oskar an.

Herr, Gott! Weshalb quälst du mich so? Mach doch Schluss mit mir ...

Und Gott erbarmte sich über ihn. Oskar verlor das Bewusstsein. Er sah nicht, dass das Tier zusammenschreckte, sah nicht die Männer, die plötzlich auf dem Pfad auftauch-

ten, sah nicht den Leoparden einen Sprung in das Dickicht machen und verschwinden. Er wusste nicht, dass eine Schar Menschen, die auf der Suche nach ihm gewesen war, ihn umringte. Unter ihnen waren seine treuen Freunde Baka und Zangabai.

Ein paar Männer rannten sofort zurück und holten ein Fangnetz. Daraus machten sie eine Art Hängematte, die an einer dicken Bambusstange aufgehängt wurde, legten den weißen Mann hinein und brachten ihn, so schnell sie konnten, in ihr Dorf.

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem zerbrechlichen Liegestuhl im Schatten einer kleinen Hütte. Zangabai trat gerade in diesem Augenblick durch die niedrige Türöffnung. Sein Gesicht erhellte sich, als er sah, dass der Mondele wieder bei Bewusstsein war.

»Wir haben dein Bett aufgestellt«, sagte er vorsichtig.

»Gott sei Dank!«, seufzte der Kranke. »Kannst du mir helfen aufzustehen?«

Eifrige Hände halfen ihm auf die Beine und führten ihn in die Hütte. Er ließ sich schwer auf dem Rand des Feldbettes nieder. Seine beiden jungen Freunde zogen schnell das Mückennetz zur Seite. Da sank er auf die dünne Matratze und blieb liegen. Seine Helfer zogen ihm die Schuhe aus und legten seine Beine auf das Bett.

Er öffnete die Augen und sah undeutlich Bakas Gesicht. Der Junge weinte dermaßen, dass die Tränen ihm eine nach der anderen über die blanken Wangen liefen.

»Es geht mit mir zu Ende«, flüsterte der Kranke. »Vergesst nicht ... was ich euch ... von Jesus ... erzählt habe ...«

Dann verlor er wieder das Bewusstsein. Er sah nicht, wie die beiden unglücklichen Jungen sich auf den Lehm Boden warfen und weinten, während sie den Gott anriefen, den sie kaum kannten, den sie aber auf ihre Weise lieben gelernt hatten. Er sah auch nicht, wie sie wieder aufstanden, und er spürte es nicht, als sie ihn vorsichtig betasteten und feststellten, dass er noch am Leben war. Nun entfalteten sie eine fieberhafte Tätigkeit. Einer wollte den anderen an Eifer und Hilfsbereitschaft übertreffen. Sie pflegten ihn mit ungeschickten, aber treuen Händen, und sie wachten bei ihm, bis ihnen die Augen aus Mangel an Schlaf ganz starr wurden.

Von alledem bekam er nichts mit. Aber Gott zeigte einmal mehr, dass er unter den Menschen seine Engel hatte, tatenfrohe, treue Engel aus Fleisch und Blut. Er verlässt die Seinen nicht.

Als Oskar ein paar Tage später die Augen aufschlug und sich in dem halbdunklen Raum verwundert umblickte, wusste er zuerst gar nicht, wie ihm geschehen war. Lange blieb er regungslos liegen und starrte auf die rauchgeschwärzte Decke. Langsam, ganz langsam begannen die Dinge um ihn her Bedeutung zu gewinnen. Es war später Nachmittag. Die Jungen hatten das Mückennetz beiseitegezogen. Einer von ihnen stand in der Türöffnung und spähte gespannt zu ihm hin. Es war Baka. Ein zaghaftes Lächeln verbreitete sich über das dunkle Gesicht.

Zangabai steckte den Kopf durch die Türöffnung, stellte sich auf die Zehenspitzen und blickte dem anderen über die Schulter. Da lächelte auch er, zaghaft und staunend. Nie würde Oskar diesen Anblick wieder vergessen. Beide hielten die Hände vor der Brust gefaltet, beide lächelten sie beinahe einfältig. Es schien, als trauten sie ihren eigenen Augen nicht.

Endlich sagte Baka vorsichtig: »Guten Tag, Mondele!«

Oskar blinzelte mit den Augen. Sprechen konnte er noch nicht. Aber dieser stille Gruß machte Bakas Glück vollkommen.

Da sagte auch Zangabai: »Guten Tag, Mondele!«

Als Oskar hörte, er sei zwei Tage und Nächte bewusstlos gewesen, da begriff er, wie besorgt sie gewesen sein mussten. Zwei Tage und Nächte hatten sie bei ihm gewacht. Sie hatten nicht gewagt, die Augen zu schließen, während ihr Mondele mit dem Tode rang. Er hatte ihnen früher ja auch so oft geholfen, hatte sich nicht gescheut, die scheußlichsten Dinge zu verrichten, um sie zu pflegen, wenn sie krank gewesen waren. Jetzt kam die Reihe an sie. Sie hockten neben dem niedrigen Bett und erzählten leise von ihrer Trauer, als sie geglaubt hatten, er wäre tot, und von ihrer Freude, als sie entdeckten, dass er noch lebte. Sie hatten für ihn gebetet, viel gebetet! Sie hatten ihm das Hemd und die Hose ausgezogen. Sie hatten das Bettzeug gewechselt, wenn es wieder ganz verschwitzt gewesen war. Sie hatten ihm das heiße Gesicht gewaschen, wenn ihm der Schweiß auf der Stirn stand, sie hatten ihn in seine eigenen und ihre Decken gehüllt, wenn er vom Fieber geschüttelt wurde. Sie hatten neugierige Dorfbewohner fortgejagt und sie so erschreckt, dass sie nur noch miteinander zu flüstern wagten – auch wenn sie ganz am anderen Ende des Dorfes waren. Die beiden glucksten vor Vergnügen, als sie das erzählten. Jetzt, wo die Gefahr vorüber war, konnten sie wieder lachen. Der Häuptling hatte nur wenige Minuten an der Tür stehen dürfen, um nach dem leidenden Mondele zu blicken. Dann hatten sie auch ihn, zwar sanft, aber entschlossen wieder hinausgeschoben.

Sie redeten alle beide, verbesserten einander oder nickten bestätigend. Sie waren wie zwei glückliche Kinder.

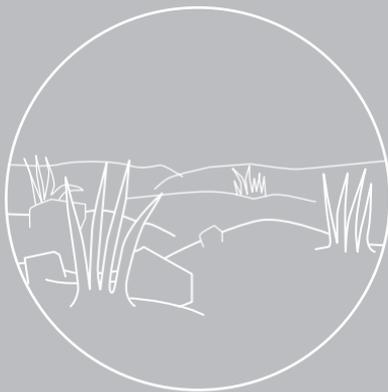
Und jetzt? Wollte der Mondele nicht etwas essen? Sie hatten Hühner und Eier und Reis und süße Kartoffeln! Oder wollte er vielleicht lieber Bananen haben?

Er lächelte angestrengt, tastete nach ihren Händen, und als er sie gefunden hatte, drückte er sie, eine nach der anderen. Aber essen konnte er wirklich nicht. Das war ganz ausgeschlossen. Vielleicht später.

»Legt euch jetzt hin und schlaft, Freunde!«, flüsterte er. »Ihr seid sehr tüchtig gewesen. So etwas vergisst Gott nicht. Aber jetzt müsst ihr euch ausruhen, sonst werdet ihr ebenfalls krank.« Sie blickten einander unsicher an und standen langsam auf. Es war, als könnten sie sich nicht recht entschließen. Sie glätteten ihm die Decke. Schließlich zogen sie sich zurück, verbeugten sich an der Türöffnung noch einmal und verschwanden.

Draußen im Wald waren Dorfbewohner auf der Suche nach passenden Stellen für ihre neuen Äcker. Vielleicht war der alte Acker zu klein. Vielleicht war der Erdboden schon ausgelaugt. Jetzt mussten sie sich jedenfalls neue Plätze suchen, wo sie pflanzen und säen konnten. Sie vermieden sorgfältig den Besitz anderer, ob es nun alte Äcker waren oder neue Plätze, die der Nachbar schon abgesteckt hatte. Sie blickten auf die großen, hochragenden Baumstämme, bogen dichtes Buschwerk beiseite, wühlten im Erdboden und betrachteten ihn prüfend. Dann nickten sie zufrieden und kennzeichneten die Stelle. Hier sollte ihr neuer Acker liegen.

NEUES ACKERLAND



Der Missionar, der vierzehn Tage später vor der Hütte saß, war immer noch sehr blass. Aber es ging aufwärts mit ihm. Er bekam wieder Appetit. Seine Beine waren noch schwach, und er stützte sich immer auf einen Stock, wenn er etwas herumging. Aber er fühlte, dass die Kräfte sich nach und nach wieder einstellten.

Er hatte sich vor dem Eingang der Hütte ein Blätterdach anbringen lassen. Nachdem er wieder zum Bewusstsein gekommen war, hatte er noch ein paar Tage das Bett gehütet. Bald war er aber wenigstens wieder so weit bei Kräften gewesen, dass er Anordnungen treffen konnte. Es verging aber eine ganze Woche, bis er sich nach draußen wagte. Bei dem ersten Versuch war er förmlich zurückgeprallt, als ihn die Sonnenstrahlen trafen. Da hatte er eingesehen, dass er sich vorläufig tagsüber drinnen aufhalten musste. Als es aber nach und nach besser mit ihm geworden war, hatte er sich in einem Liegestuhl unter dem Blätterdach vor dem Eingang niedergelassen.

In einem Halbkreis vor ihm saß eine Schar kleiner Jungen, die ihn erwartungsvoll anblickten. Er hielt ihnen den ersten Gottesdienst.

Ein »Gottesdienst« im Urwald und unter Menschen, die vom Evangelium noch nichts gehört hatten, musste sich notwendigerweise etwas anders gestalten als ein feierlicher Gottesdienst in einem christlichen Land. Auf den Missionsstationen, wo die Einheimischen doch so ungefähr wussten, worum es sich handelte, konnte er eine schon etwas mehr »heimatliche« Atmosphäre erhalten. Aber hier in der Wildnis erinnerte nur wenig an das, was Oskars Freunde in der Heimat einen Gottesdienst genannt hätten. Eigentlich war es überhaupt keine formelle

Feierlichkeit, sondern nur eine Art Unterredung mit den Anwesenden. Hatte sich der Missionar aber einige Tage an ein und derselben Stelle aufgehalten, dann konnte er beginnen, diesen Zusammenkünften eine einfache Form zu geben, bei der gebetet und gesungen und »geredet« wurde. Er musste sich aber stets damit abfinden, dass dieser »Gottesdienst« jeden Augenblick unterbrochen werden konnte. So kam es etwa vor, dass, während sie mitten beim Singen waren, jemand mit einer Ziege ankam, die er verkaufen wollte. Ein andermal erteilte eine der bedeutenderen Persönlichkeiten des Dorfes mitten in einer »Predigt« einem Kind laut den Befehl, sofort Glut zu holen, damit er sich seine große Bambuspfeife anstecken könne. Sobald diese Pfeife einmal angesteckt war, pflegte sie bei den Männern die Runde zu machen, bis sie bald alle in einer dichten Rauchwolke saßen. Aber Oskar hatte sich daran gewöhnt und ließ sich nicht weiter stören. Er fuhr fort zu predigen oder zu singen und tat, als wäre alles in bester Ordnung. Mit der Zeit, dachte er, würden sie schon lernen, wie sie sich bei einer solchen Gelegenheit benehmen könnten.

In dem Dorf, in dem er jetzt wohnte, hatten seine Gehilfen den Dorfbewohnern schon eine ungefähre Vorstellung davon gegeben, welche Bewandnis es mit seiner Botschaft habe. Während seiner Krankheit waren sogar kleine »Gottesdienste« abgehalten worden, und die Leute hatten sich angewöhnt, einigermaßen still und aufmerksam dazusitzen. Oskar selbst war noch zu schwach, um zu singen, aber Baka und Zangabai sangen mit der Versammlung und brachten den kleinen Jungen die Lieder bei, die sie selbst gelernt hatten. Auch der Häuptling war mit einigen seiner Ratgeber erschienen. Er saß unmittelbar

vor dem Missionar auf einem behauenen Holzklotz, der ihm als Stuhl diente, und schlug sich unablässig mit einer schlanken Rute an die Beine, um die Fliegen wegzujagen.

Pekwa war ein stattlicher Mann mit einem breitschultrigen und kräftigen Körper. Sein Gesicht strahlte Würde aus, und die üblichen Tätowierungen auf der Stirn und an der Nase entstellten ihn keineswegs. Man hatte im Gegenteil das Gefühl, dass sie in dieser Umgebung durchaus passend waren. Das Einzige, was diese prächtige Erscheinung in ihrer Wirkung beeinträchtigte, war sein Versuch, sich auf europäische Weise zu kleiden. Er trug eine Kakhose, und diese reichte ihm nicht weiter als bis zur Mitte der Beine. Im Übrigen ging er barfuß. Den nackten Oberkörper schmückten einige ziemlich missglückte Tätowierungen. Um den Hals hing ihm ein rundes Band aus Antilopenhaut, an dem eine Reihe großer Leopardenzähne baumelte. Auf dem Kopf trug er einen alten, abgenutzten Filzhut, den er vermutlich von einem Weißen erhalten hatte. Er sang nicht mit, wenn die anderen nachzusingen versuchten, was Baka ihnen Stück für Stück beizubringen bemüht war. Entweder hielt er es für unter seiner Würde, oder er war der Meinung, das sei nur etwas für die Kleinen. Aber er folgte genau dem Geschehen, und wenn der Missionar den Tropenhelm beim Beten abnahm, erhob auch er langsam die Hand, rückte etwas an seinem Hut und brachte ihn schließlich herunter. Wenn der Missionar beim Gebet den Kopf beugte, tat Pekwa das Gleiche. Dabei schielte er zu Oskar und den anderen Teilnehmern der Versammlung, und seine Augen leuchteten verwundert aus seinem Gesicht.

Frauen waren nicht zugegen. Auch keine kleinen Mädchen. Das fanden alle ganz natürlich. Oskar, den die Einheimischen

»Yanisi« getauft hatten, wunderte sich darüber gar nicht. Er kannte die Leute ja nun schon, und er war überzeugt, im Laufe der Zeit würde sich auch das ändern.

Als er sich noch nicht aus der Hütte herausgewagt hatte, war Pekwa einmal zu ihm gekommen, und sie hatten ein sehr interessantes Gespräch miteinander geführt. Es war nicht schwer zu erraten, dass seine beiden Helfer vorher mit dem Oberhaupt der Dorfgemeinde eine Unterredung gehabt hatten. Pekwa wusste daher, dass der weiße Mann gekommen war, um sie zu unterrichten, die Kranken zu behandeln und sie zu lehren, wie man zu Gott betet. Das Letztere war für den Häuptling zunächst sicher weniger aktuell. Es war sogar fraglich, ob er dieser Seite der Sache auch nur einen einzigen Gedanken gewidmet hatte. Aber das mit der Krankenbehandlung interessierte ihn. Unter seinen Leuten waren viele Kranke. Und sein eigener Mediziner hatte ihnen nicht immer helfen können.

Oskar hatte ihn wissen lassen, dass er die Absicht habe, sich irgendwo niederzulassen. Da hatte der Häuptling sofort gesagt: »Weshalb nicht hier bei mir?«

Oskar blickte den Häuptling lange ernst an. Es war das erste Mal, dass er ein solches Angebot erhielt. Sprach Gottes Stimme aus dem Häuptling? War dieser Ort für ihn bestimmt? Oskar hatte das Gefühl, vor einer entscheidenden Wahl zu stehen.

»Mein Dorf ist dein Dorf«, fuhr der Häuptling fort. »Mein Volk ist dein Volk. Ich glaube, du hast die schwarzen Männer gern. Du behandelst uns nicht, wie es die anderen Weißen tun. Hin und wieder kommt einer von ihnen hier vorüber. Aber sie sind nicht wie du. Sie geben uns Gesetze, die wir nicht verste-

hen. Andere nehmen unsere Frauen und hetzen sie gegen uns auf. Aber du sollst gern Frauen von uns bekommen«, beeilte er sich hinzuzufügen, »wenn du bei uns bleiben willst. Eine meiner Töchter –«

Oskar lächelte und wehrte mit der Hand ab.

»Deine Tochter ist sicher die schönste Blüte des Dorfes«, sagte er. »Sie verdient ein besseres Los. Es ist nicht gut für die schwarzen Mädchen, sich an einen weißen Mann zu binden. Und die weißen Männer, die eure Frauen nehmen, handeln nicht recht gegen euch. Außerdem habe ich schon eine Frau. Sie wird bald herkommen. Und ich habe sie so gern, dass ich keine andere neben ihr haben möchte. Aber du bist ein großer Häuptling und kannst das sicher verstehen.«

Der Häuptling machte zuerst ein ziemlich verständnisloses Gesicht. Bei Oskars letzten Worten aber nickte er nachdenklich und gab seinen Beifall mit einem zufriedenen Brummen zu erkennen.

»Ich bin hergekommen, um den schwarzen Männern zu helfen«, fuhr Oskar fort. »Wenn meine Frau kommt, wird sie euren Frauen helfen können. Aber bist du auch ganz sicher, dass du uns hier haben willst? Du hast gesagt, dass der Staat euch Gesetze gibt, die ihr nicht versteht. Es kann sein, dass auch Gott euch Gesetze gibt, die ihr nicht versteht. Du musst wissen, ich bin nur Gottes Diener und komme nicht in meinem eigenen Namen. Gott hat mich zu euch geschickt.«

»Was für Gesetze bringst du uns?«

»Ich bringe euch keine Gesetze, Häuptling. Ich bin von Gottes Willen abhängig. Genauso wie du. Aber die Sache ist die, dass Gott uns alle liebt, auch euch Schwarze, und er will uns zeigen,

wie wir glücklich sein können und was gut für uns ist. Gott gibt Gesetze, aber er tut es, um die Menschen glücklich zu machen. Doch zuerst und vor allem habe ich euch eine gute Botschaft, eine große Neuigkeit zu verkündigen. Wenn ihr bereit seid, sie zu hören, dann wird Gott euch auch den Weg zu Freude und Frieden zeigen.«

Der Häuptling stand auf. Er hatte offenbar die Absicht, eine Art Schwur abzulegen. Aber Oskar verhinderte es.

»Es ist gut, Häuptling«, sagte er. »Ich glaube dir. Das Wort eines Häuptlings gilt auch ohne Schwur. Aber wie wird dein Volk sich dazu stellen?«

»Mein Volk?«

»Ja, ich soll deine Leute doch unterrichten und ihnen Arzneien für ihre Krankheiten geben.«

»Meine Leute?«, fragte der Häuptling verständnislos. »Was haben die denn mit der Sache zu tun? Ich bin hier der Häuptling. Ich werde meinen Leuten befehlen, zu dir zu kommen. Wenn sich einer dem Befehl widersetzt, dann wird er ausgepeitscht. Wollen sie deine Unterweisung nicht annehmen, dann bekommen sie Ketten um den Hals, und wenn du es wünschst, sollen sie sterben.«

Da musste Oskar lächeln.

»Nein, Häuptling«, sagte er. »Der Gott, dem ich diene und der mich geschickt hat, will das nicht. Du bist Häuptling, und Gott hat dich eingesetzt, damit du Gerechtigkeit übst. Wenn einer deiner Untertanen ein Unrecht begeht, hat Gott dich dazu eingesetzt, dass du das Urteil über ihn sprichst. Aber in diesen Dingen müssen sie tun dürfen, was sie wollen. Ich will nicht, dass du jemanden auspeitschst, weil er nicht zu mir kommen

will. Wenn sie mich nicht lieben, so will Gott dennoch, dass ich sie liebe.«

Das ging über den Verstand des Häuptlings. Er setzte sich wieder hin und rieb sich seine spärlichen grauen Bartstoppeln, während er mit großen Augen auf den Weißen starrte. Endlich brach es aus ihm heraus: »Du bist ein guter Mensch!«

Er saß eine Weile still da und betrachtete den Missionar. Dann stand er auf und reichte Oskar die Hand. Dieser drückte sie herzlich.

»Du bleibst hier, Mondele«, sagte der Häuptling ernst. »Ich werde dir von meinen Leuten ein großes, schönes Haus bauen lassen.«

»Dafür werde ich bezahlen«, sagte Oskar.

»Nein!«, sagte der Häuptling bestimmt, beinahe streng. »Dafür wirst du nicht bezahlen. Es soll mein Geschenk für dich sein. Und wenn deine Frau kommt, werde ich auch für sie ein großes Haus bauen. Nicht so groß wie deins«, beeilte er sich hinzuzufügen, »aber doch ein Haus, das einer weißen Madamo würdig ist. Wann kommt sie? Hier im Wald ist niemand, der jemals eine weiße Frau gesehen hat.«

Oskar zuckte die Schultern. »Das weiß ich noch nicht«, sagte er. »Zuerst muss ich ja wissen, wo ich mich niederlassen werde.«

»Du bleibst hier bei mir, habe ich gesagt!« Der Häuptling ging zur Tür, wandte sich noch einmal um und blickte Oskar lange an. »Ja, du bleibst hier«, wiederholte er. Dann beugte er den Kopf, ging durch die Türöffnung und verschwand. Einer seiner Leute kam herein, holte den Stuhl des Häuptlings, grüßte und verschwand ebenfalls. Oskar stand gedankenversunken da und blickte ihnen nach.

Dies war vor über einer Woche geschehen. Heute hatte er mit dem Häuptling und einigen seiner Leute einen kleinen Besichtigungsrundgang gemacht. Sie hatten einen Tragstuhl für ihn angefertigt, weil er noch zu schwach war, um weite Wege zu machen. Sie waren auf einer in der Nähe gelegenen Anhöhe gewesen. Oskar hatte eingestehen müssen, dass dieser Platz ideal aussah. Wenn der Wald gerodet wurde, gewann man ein Baugelände, auf dem sich ziemlich große Bauten errichten ließen.

Sie waren auch am Flussufer gewesen. Es lag nur wenige Kilometer von dem Dorf entfernt. Dort hatten Fischer ihre Hütten gebaut. Sie waren von einem anderen Volk, wie der Häuptling erklärte. Wahrscheinlich waren sie in alten Zeiten eingewandert. Aber sie sprachen dieselbe Sprache wie Pekwas Leute und erkannten ihn als ihren Häuptling an.

Die Dorfbewohner waren froh, dass sie sie hatten, denn sie selbst waren keine Flussmenschen. Das war wohl auch der Grund, weshalb man sie nicht zu Sklaven gemacht hatte, sondern als freie Menschen leben ließ. Am Ufer lagen eine Reihe Kanus. Jedes war aus einem einzelnen Baumstamm herausgehauen, und manche hatten eine Breite von mehr als einem Meter. Die größten waren in der Mitte mit einem Dach aus Zweigen und Blättern versehen. Einzelne waren so klein, dass sie wohl für eine einzige Person bestimmt waren.

»Diese Leute leben mehr in ihren Booten als auf dem Lande«, sagte der Häuptling. »Einige von ihnen schlafen, kochen und arbeiten in ihnen.«

Der Fluss war sehr breit. Auf der anderen Seite sah man einige Hütten, die eine andere Bauart hatten als die des Dorfes. »Das

sind unsere Feinde«, erklärte Pekwa. »In meiner Jugend haben wir mit ihnen Krieg geführt. Ich habe einige Sklaven, die von dem Volk dort drüben stammen. Sie haben wohl auch einige Sklaven von uns«, fügte er düster hinzu. »Wir führen nicht mehr Krieg miteinander. Die Behörden wollen es nicht. Aber es sind wilde Menschen, und wenn die weißen Männer von der Behörde mehr Verstand hätten, würden sie uns erlauben, dass wir über den Fluss gehen und sie ausrotten. Sie sind noch Menschenfreser. Bei uns haben wir diesen Brauch abgeschafft.«

»Vielleicht werde ich sie ebenfalls besuchen«, sagte Oskar, während er nachdenklich zum anderen Flussufer hinüberblickte.

»Sie besuchen? Bist du noch ganz bei Verstand?« Der Häuptling war aufrichtig verblüfft. »Das kann doch nicht dein Ernst sein! Außerdem bleibst du hier bei mir!«

Sie begaben sich zurück ins Dorf. Oskar blieb an diesem Abend noch lange wach und dachte über alles nach. War dies der Wohnort, den Gott für ihn vorgesehen hatte? Sein Herz klopfte erwartungsvoll bei dem Gedanken, er habe sein Ziel vielleicht erreicht. Im nächsten Augenblick aber kamen ihm wieder Zweifel. Er betete zu Gott und bat ihn um Wegweisung. Er liebte es nicht, auf den Zufall zu vertrauen, wenn es galt, Gottes Willen zu ergründen. Aber unwillkürlich gab er diesmal der Versuchung nach: Er schlug die Bibel auf und legte den Finger auf eine beliebige Stelle. Als er aber las, was da geschrieben stand, wurde er nicht klüger.

»Jede Stätte, die euer Fuß betritt, ist euer!«

Das konnte ja alles Mögliche bedeuten. Es konnte bedeuten, er solle sich bei Pekwa niederlassen. Es konnte aber auch hei-

ßen: »Wo auch immer du dich niederlässt, werde ich mit dir sein.« Vielleicht sollte er seinen Verstand gebrauchen und sich nicht auf Zeichen oder Eingebungen verlassen. Er überlegte hin und her, und als er spät in der Nacht das Licht auslöschte und zur Ruhe ging, hatte er noch immer keine Gewissheit erlangt. Aber selbst während des Schlafes stand die Gestalt des Häuptlings vor ihm, und im Traum hörte er ihn gebieterisch sagen: »Du bleibst hier!«

Als er am nächsten Morgen aufstand, hatte er sich entschlossen. Jetzt saß er mit dem Häuptling und einigen seiner Leute unter dem Blätterdach, um ihnen auf ihr Angebot Antwort zu geben.

Er hatte kein »Buch Gottes« in ihrer eigenen Sprache oder in einem ihnen bekannten Dialekt, aus dem er ihnen hätte vorlesen können, aber seine eigene abgegriffene norwegische Bibel im schwarzen Einband machte auf sie einen großen Eindruck. Hier und da hatte er kleinere Übersetzungen zwischen die Blätter geschoben. Eine von ihnen las er ihnen jetzt vor. Der Text dieses Tages stand bei Lukas 4,18-19:

»Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat, Armen gute Botschaft zu verkündigen; er hat mich gesandt, Gefangenen Befreiung auszurufen und Blinden das Augenlicht, Zerschlagene in Freiheit hinzusenden, auszurufen das angenehme Jahr des Herrn.«

Er las alles dreimal langsam und deutlich vor, und die Worte machten sicher einen genauso starken Eindruck auf seine stauenden Zuhörer wie damals auf die Leute in der Synagoge, als der Meister selbst zu ihnen sprach. Sie verstanden nicht die Reichweite dieser merkwürdigen Worte. Sie waren gewohnt,

mit handgreiflichen Sachen und Dingen zu rechnen. Aber die Botschaft, so unverständlich sie auch für sie alle war, musste doch irgendwie Ausblicke für sie eröffnen, die über ihren Horizont hinausgingen. Denn sie saßen mit offenem Mund da, voller Verwunderung und Erwartung.

Oskar fragte sich im Stillen, was sie wohl denken mochten, und er bat Gott um Wegweisung, wie er diesen unwissenden Seelen helfen könnte. Er begann ihnen zunächst von dem guten Gott zu erzählen. Auch sie wussten von dem einzigen Gott, der sie geschaffen hatte. Aber für sie war er nur ein hartes und unbarmherziges Schicksal. Sie beteten nicht zu Gott. Sie begnügten sich mit kleinen Götzen und den Geistern ihrer Vorfahren. Von diesen allen konnte wohl kaum einer gut genannt werden, und die Einheimischen selbst wären die Letzten gewesen, etwas Derartiges zu behaupten. Aber auch der wirkliche Gott, der Schöpfer, war nicht gut. Er war hart und launenhaft. Hier bekamen sie von einem Gott zu hören, der sie liebte! Der Häuptling schüttelte unwillkürlich den Kopf.

»Du irrst dich, Mondele«, sagte er. »Gott ist nicht gut zu uns. Er ist gut zu den Weißen, aber nicht zu uns.«

»Nein, er ist zu allen gut«, sagte Oskar.

Wieder schüttelte der Häuptling den Kopf, aber Oskar sprach weiter. Wer brachte das Saatkorn zum Keimen? Wer gab ihnen die Regenzeit und die Dürre? Wer gab ihnen Augen zum Sehen, sodass sie nicht blind herumtasten mussten? Wenn sie geduldig sein wollten, dann würde er ihnen die größte Neuigkeit aller Zeiten erzählen.

Es war das erste Mal, dass sie das Evangelium zu hören bekamen. Sie erfuhren, von wem diese Worte, die er eben gelesen

hatte, gesprochen worden waren. Waren es nicht gute Worte? Ja, das mussten sie zugeben. Sie hörten davon, wie er auf der Erde gelebt und Gutes getan hatte. Und Gott, der sie liebte, hatte ihn geschickt. Es war eine lange Predigt, oder genauer gesagt: eine lange Erzählung.

Ein paar Frauen waren in einiger Entfernung stehen geblieben. Er sprach so laut, wie er konnte, weil er wollte, dass sie ihn ebenfalls hören konnten. Er sah, dass sie näher kamen. Eine ältere, weißhaarige Frau setzte sich auf den Boden und lauschte aufmerksam. Sie war nicht so weit entfernt, dass er nicht hätte sehen können, wie sich das, was er sagte, in dem wechselnden Ausdruck ihres Gesichtes widerspiegelte. Der Anblick dieser alten, von Sehnsucht erfüllten Frau veranlasste ihn, von einer anderen Frau zu erzählen, die achtzehn Jahre lang verkrüppelt gewesen war. Er sah, wie das Gesicht der alten Frau aufleuchtete. Es war, als malten sich auf ihm Verwunderung, Zweifel und freudige Erwartung abwechselnd ab. Schließlich sprach er nur noch zu ihr. Selbst wenn er sich an den Häuptling wandte, richtete er seine Worte im Grunde an die alte Frau und nicht an den Häuptling.

Jetzt habe Gott ihn zu ihrem Dorf geschickt, sagte er. Er würde ihre Wunden waschen, ihre schlechten Zähne ziehen und sie alles lehren, was Gott in seinem Buch befohlen habe. Sie waren doch krank, nicht wahr? Jetzt würde Gottes Bote ihnen helfen, so gut er konnte. Er war nicht so geschickt wie sein Meister, aber er würde sein Bestes tun. War also Gott nicht auch zu ihnen gut?

Der Häuptling nickte langsam. Was Oskars Herzen aber am meisten wohlthat, war, dass die alte Frau, die dort in einiger Entfernung auf dem Boden saß, ebenfalls nickte.

Sie waren doch in Gefangenschaft, nicht wahr? Hier verstanden sie ihn nicht sofort. Aber da erinnerte er sie an die Angst, in der sie bei Tag und bei Nacht lebten: an die Furcht vor den Geistern, die Furcht vor dem bösen Blick, die Furcht vor Zauberei und nicht zuletzt die Furcht vor dem Tod. Sie stutzten. Sollten sie jemals von der Knechtschaft und dem Fluch frei werden, dem alle Menschen von Geburt an unterworfen schienen?

Aber gerade deshalb war er ja hergekommen! Das wollte Gott ihnen ja durch seinen Mund erzählen!

Jetzt musste der Häuptling ihn wieder unterbrechen. »Du sprichst da merkwürdige Worte«, sagte er. »Wir verstehen sie nicht, aber wir wollen sie gern öfter hören. Gott wird uns vielleicht so viel Weisheit geben, dass wir sie verstehen können.«

Oskar nickte. »Das wird er«, sagte er. »Und jetzt möchte ich euch, bevor ich schließe, nur noch eins sagen: Ich habe beschlossen, bei euch zu bleiben. Darf ich?«

Da erhob sich der Häuptling schnell und streckte ihm die Hand hin. »Es ist gut, Mondele«, sagte er. »Wir wollen.«

Oskar nahm seine Hand entgegen, wandte sich aber halb an die anderen. »Und was sagt ihr dazu?«, fragte er.

»Sie wollen, was ich will«, unterbrach ihn der Häuptling. »Hast du sonst für heute noch Wünsche?«

Selbstverständlich wollten sie, was der Häuptling wollte! Es konnte ihnen nie einfallen, etwas anderes zu wollen. Der Wille des Häuptlings war für diese Menschen Gesetz. Sie folgten dem kleinsten Wink des Häuptlings – im Guten wie im Bösen, im Leben wie im Tod. Sie stellten nicht lange Betrachtungen an, sie gehorchten einfach. Der Wille des Häuptlings war ihr Schicksal. Pekwas Übelwollen hätte alle Missionsarbeit auf

lange Zeit unmöglich machen können. Pekwas Wohlwollen öffnete die Tore weit.

Oskar blickte noch immer fragend auf die anderen.

»Wir wollen«, antworteten sie im Chor.

Er blickte zu den Frauen hinüber. Die alte Frau war auf die Beine gekommen und ging mit schnellen, kurzen Schritten zu den Dorf-
hütten. Er konnte sich vorstellen, wie die Frauen dort im nächsten Augenblick in Aufruhr geraten und alle gleichzeitig reden würden. Die alte Mutter hatte wichtige Neuigkeiten zu erzählen.

Seine Augen wurden feucht. Dies war für ihn ein feierlicher Augenblick.

»Ich bleibe hier«, sagte er und blickte den Häuptling fest an, während er ihm die Hand drückte. »Jetzt wollen wir nur noch zu dem guten Gott beten, dass er uns allen helfen möge. Dann könnt ihr gehen.«

Hinten aber bei einer der Hütten stand ein älterer Mann, der ihn nicht aus den Augen ließ. Er hatte die Worte des Missionars und die des Häuptlings gehört. Ein Ausdruck von Ärger zog sich über das tätowierte Gesicht. Als Oskar zu beten begann, zog der Alte sich zurück und verschwand. Oskar hatte ihn gesehen und wunderte sich.

In den folgenden Tagen stand er häufig am Ufer des Flusses und blickte zur anderen Seite hinüber.

Wilde Menschenfresser? Ja. Aber Gott liebte sie. Grausam, unbarmherzig, unwissend? Ja. Aber Gott würde ihre dunklen Seelen erleuchten. Es würde vielleicht lange dauern. Aber eines Tages würde auch bei ihnen die Sonne aufgehen. Sie waren Sklaven der Sünde und des Aberglaubens, aber der Herr hatte ihn ausgesandt, »Gefangenen Befreiung auszurufen«, »Zer-

schlagenen in Freiheit hinzusenden« und »das angenehme Jahr des Herrn« zu verkünden.

Oft war er auf der Höhe draußen vor dem Dorf. Er arbeitete sich in verschiedenen Richtungen durch den Urwald und bekam eine recht gute Kenntnis von der Größe dieses Gebietes.

Noch hatte er nicht nach Hause geschrieben und von seinem Entschluss berichtet. Immer wieder hatte er es versucht, aber immer wieder hatte er es aufgeben müssen. Er wusste nicht recht, wie er ein solches Schreiben abfassen sollte. Es war ihm Gedanke der gekommen, er solle auf eigene Faust handeln und es sein eigenes Tätigkeitsfeld sein lassen. Aber er schob ihn beiseite. »Was für ein Wahnsinn!«, sagte er ärgerlich zu sich selbst. »Ist dies etwa meine Arbeit? Und kann ich sie alleine schaffen? Es wäre etwas anderes, wenn die Freunde in der Heimat sich weigerten, die Verantwortung zu übernehmen. Dann müsste ich es in Gottes Namen allein versuchen, sofern sich nicht andere Möglichkeiten ergäben.«

Aber Solveig? Wäre es richtig, sie zu bitten, sie möge herkommen, wenn sie beide allein die Aufgabe auf sich nehmen müssten? Kannte er sie richtig, dann würde sie ohne Bedenken ja sagen. Er wäre nicht imstande, sie zu hindern. Aber wie sollte sie zu ihm herkommen können, wenn die Freunde sie nicht schicken wollten?

Sein vorläufiges Ziel hatte er offensichtlich erreicht. Doch er sah ein, dass er mit den Problemen noch längst nicht fertig war. Auf jeden Fall musste er ihr einen klaren Bescheid zukommen lassen. Ja, vielleicht musste er alles Weitere Gott ans Herz legen.

Er war jetzt wieder ganz wohlauf, aß mit Appetit und schlief gut. Er fühlte sich fast genauso stark wie vor seiner Erkran-

kung. Der Häuptling überhäufte ihn mit Geschenken in Gestalt von Eiern, Hühnern und Bananen.

Er hatte begonnen, den Dorfbewohnern Arzneimittel zu geben. An jedem Vormittag hatte er dreißig bis vierzig Kranke um sich. Seine Vorräte waren nicht sehr groß, aber er konnte schon mit kleinen Mitteln viel erreichen. Aus Schwefel und Palmenfett bereitete er die dringend benötigte Krätzesalbe. Schon allein diese Behandlung hatte sie davon überzeugt, dass ein Bote des Herrn zu ihnen gekommen war.

Eines Abends setzte er sich zu später Stunde hin, um endlich zu schreiben. Es ging jetzt leichter, denn er hatte den Brief schon lange in Gedanken geformt. Es war still im Dorf. Die Bewohner hatten sich zur Ruhe gelegt. In den kommenden Jahren sollte diese Nacht stets lebendig in seiner Erinnerung weiterleben. Alle Einzelheiten der Hütte waren seinem Gedächtnis fest eingepägt. Jeden Laut, der aus dem Wald zu ihm drang, erlebte er in der Erinnerung genau so, wie er ihn an diesem Abend in Wirklichkeit gehört hatte.

Die kleine, einen halben Quadratmeter große Fensteröffnung war durch einen Laden aus ungehobeltem Holz versperrt. Aber die Tür stand offen. Seine kleine Laterne auf dem Tisch vor ihm verbreitete einen schwachen gelben Schimmer im Raum. Er saß unmittelbar an der Türöffnung und schrieb. Eine große Motte schlug gegen das Laternenglas und flatterte herum. Die Mücken sangen ihm um die Ohren. Draußen im Urwald hörte er heisere, erregte Schreie irgendeines Nachttiers.

Ein unerklärliches Gefühl veranlasste ihn, zur Türöffnung zu blicken. Er schreckte zusammen. Dort stand eine Wildkatze mit gestäubtem Fell und funkelnden Augen! Das Tier öffnete

das Maul und fauchte ihn ein paarmal an. Er griff unwillkürlich nach dem Stock, den er stets in seiner Nähe hatte.

Da wandte sich die Katze um und machte ein paar Schritte auf ihn zu. Dann blieb sie wieder stehen, blickte zu ihm hin und fauchte. Es wirkte geradezu, als spuckte sie ihn an. Endlich verschwand sie in der Nacht.

Er stand auf und schloss die Tür, die aus zusammengebundenen Rindenstücken bestand. »Solche Besuche verbitten wir uns«, sagte er halblaut. »Ich werde gut daran tun, die Tür geschlossen zu halten. Vielleicht ist es das nächste Mal ein Leopard.« Er setzte sich wieder hin und schrieb weiter, wo er den Brief abgebrochen hatte.

Es war spät in der Nacht, als er endlich die Feder aus der Hand legte und den bedeutungsvollsten Brief, den er jemals geschrieben hatte, noch einmal durchlas.

Endlich sei er so weit gekommen, dass er ein Ziel sehe, schrieb er. Sechs Monate lang sei er herumgereist, um das Evangelium zu verkünden. Jetzt endlich habe er sich fest niedergelassen. Es stehe nun bei ihnen, wie sie sich zu seinem Vorschlag stellen wollten. Er schlage Folgendes vor:

1. Die neue Missionsgesellschaft solle ihre Tätigkeit in diesem Bezirk mit Pekwas Dorf als Ausgangspunkt aufnehmen.
2. Solveig Senstad solle ausgesandt werden, sobald sie ihre Vorbereitungszeit beendet habe.
3. Von Anfang an müsse man eine Erweiterung der Arbeit vorsehen. Sobald wie möglich müsse noch ein Ehepaar ausgesandt werden, wovon die Frau am besten als Krankenpflegerin ausgebildet sein müsse.

Wenn sie glaubten, sie könnten diese Arbeit nicht übernehmen, müssten sie ihn sofort davon unterrichten. Er werde sich dann mit einer anderen Missionsgesellschaft in Verbindung setzen. Die Tore seien geöffnet, und er wage es nicht, Gott, der ihn geschickt habe, ungehorsam zu sein.

Er danke ihnen für das Vertrauen, das sie ihm erwiesen hätten.

Könnten sie die Arbeit hier nicht aufnehmen, dann sollten sie selbstverständlich auch Solveig nicht herschicken. Das werde für ihn sehr hart sein, aber es stehe in Gottes Hand. Er könne nicht daran denken, von dem Feld seiner Tätigkeit fortzugehen, solange er es nicht in zuverlässigen Händen wisse.

An Solveig schrieb er einen langen Brief und unterbreitete ihr die Sache. Er erzählte, was er der Missionsgesellschaft geschrieben habe und dass er hoffe, dass die Freunde seine Vorschläge annehmen könnten. Wenn alles nach Wunsch gehe, werde er nach Kinshasa reisen und sie dort abholen. Sie könnten dann getraut werden und zusammen in sein neues Zuhause und Arbeitsfeld reisen. Er legte eine lange Liste von Arzneimitteln und Instrumenten bei, die sie mitbringen müsste, wenn Gott es so füge, dass sie komme.

Er wolle ihr kein leichtes, dornenfreies Leben vortäuschen. Sie müsse es sich reiflich überlegen, bevor sie sich entschlief.

Er wunderte sich selbst über den kurzen, beinahe geschäftsmäßigen Ton seiner beiden Briefe. Aber er war jetzt zu müde, um sie neu zu schreiben. Außerdem eilte es. Er versiegelte die Umschläge, schrieb die Adressen darauf, schob sie von sich und sagte halblaut: »In Jesu Namen!«

Und es kam ein Tag – es war etwa vier Monate später –, da glaubten die Dorfbewohner im Ernst, der weiße Mann habe den Verstand verloren.



»Baka! Zangabai! Hallo! Wo seid ihr? Könnt ihr nicht hören? Kommt her! Schnell! Wo in aller Welt bleibt ihr denn?«

Die Jungen ließen fallen, was sie in den Händen hatten und rannten zu der Hütte. An der Türöffnung stießen sie zusammen, denn jeder wollte der Erste sein. Und so quetschten sie sich denn gleichzeitig durch die enge Öffnung. Ehe sie noch wussten, wie ihnen geschah, war der Mondele schon über ihnen. Er ergriff den Nächsten – es war Baka – und tanzte mit dem ganz verwirrten Jungen herum. Der kleine Zelttisch kam ihnen in den Weg und klappte mit einem Knall zusammen. Zangabai machte erschrocken kehrt und wollte durch die Tür entweichen. Aber es war zu spät. Schon wurde er gepackt und in demselben gewaltsamen Rundtanz herumgerissen wie der andere. Baka, der seine Freiheit wiedererlangt hatte, war schon auf dem Weg nach draußen, als er aufs Neue ergriffen wurde. Jetzt wurden sie beide von starken Händen festgehalten und starrten erschrocken in ein lachendes, aber beinahe fremd aussehendes Gesicht.

»Sie kommt!«, rief Oskar. »Hört ihr nicht? Sie kommt! Madamo! Könnt ihr nicht sprechen? Versteht ihr denn nicht, was ich sage? Madamo kommt, sage ich! Oh, ich danke dir, lieber Gott!«

Die Jungen standen noch eine Weile mit offenem Munde da, bevor ihnen aufging, was er meinte. »Kommt – kommt Madamo?«, fragte Baka verwundert. Plötzlich verstand er, was der Mondele meinte. »Madamo kommt!«, rief er, und jetzt packte er Oskars Arme.

»Ja, das sage ich ja!«, rief Oskar. Er lachte ausgelassen und schüttelte ihn. »Heute kam der Brief aus Norwegen! Und viele Grüße an Baka und Zangabai von Madamo!«

Endlich ging auch Zangabai ein Licht auf. Zu sagen, er habe gelächelt, wäre ein schwacher Ausdruck gewesen, denn sein großer Mund reichte von einem Ohr bis zum anderen. Er lachte lautlos, und es war ein so von Herzen kommendes Lachen, dass er beinahe gar nicht schnaufen konnte. Er trippelte mit den Füßen immer auf derselben Stelle wie ein ungeduldiges Pferd vor dem Lauf und wischte sich die Hände an der Seite ab, als wäre er bereit, jede ihm zugewiesene Aufgabe auf der Stelle und im Nu auszuführen. Als er endlich seine Zunge in der Gewalt hatte, fragte er eifrig: »Wann kommt sie? Heute?« Er war schon auf dem Sprung, um zu der kleinen, primitiven Küche zu laufen und das Essen fertigzumachen.

»Nein! Was fällt dir ein!«, sagte Oskar, der Mühe hatte, ein Lachen zu unterdrücken. »Nicht heute. Aber bald. Sie ist auf dem Weg. Ich muss fortreisen und sie abholen.«

Die Jungen taten einen großen Seufzer und kamen etwas mehr zu Ruhe. Sie sammelten die Briefe auf, die verstreut auf dem Boden lagen, stellten den Tisch an seinen Platz und eilten zurück zu ihrer Arbeit. Aber es war ihnen den ganzen Tag über nicht möglich, ihre Aufregung zu verbergen. Sie lächelten, sie lachten, sie schlugen sich auf die Knie. Alle Augenblicke unterbrachen sie ihre Arbeit, um von Madamo zu sprechen. Manchmal erinnerte einer den anderen an den Rundtanz mit dem Mondele, und dann brüllten sie beide vor Lachen. Ehe eine halbe Stunde vergangen war, sollte das ganze Dorf wissen, dass Madamo auf dem Weg zu ihnen war!

Aber diese Neuigkeit wollte Oskar selbst erzählen! Er begab sich mit schnellen Schritten zu den Hütten des Häuptlings. Es war spät am Nachmittag. Die Frauen waren auf dem Rückweg vom Acker. Dort kam die alte Frau. Sie waren beide gute Freunde geworden. Die Frauen fanden es nicht länger naturwidrig, dass sie zum Gottesdienst kamen. Der Mondele hatte genauso viel mit ihnen gesprochen wie zu den Männern.

Die alte Frau trug ein großes Holzbündel auf dem Kopf. Als Oskar an ihrer Hütte vorbeikam, ließ sie es gerade schwer zu Boden fallen. Während sie sich das Haar von dem Holzabfall säuberte, blickte sie zu ihm auf.

»Guten Tag, Mbilika!«, rief er. »Jetzt sollst du eine Neuigkeit hören! Du bist die erste Frau, der ich sie erzähle. Du kannst allen Frauen sagen, dass meine Madamo kommt. Ich reise ihr entgegen und hole sie.«

Sie richtete sich auf und blickte ihn mit großen, strahlenden Augen an. An ihren Blicken war etwas Fragendes und Verwundertes, als wage sie es nicht recht, diese Neuigkeit zu glauben. Dann stimmte sie ein schallendes Geheule an, wobei sie sich mit der Hand auf die Lippen schlug. Das war ihre Art, ihre Freude zum Ausdruck zu bringen.

Oskar lief weiter, aber hinter sich hörte er schon die lebhaften und lautstimmigen Kommentare der Frauen.

Pekwa saß auf einem behauenen Holzklotz. Ein Junge kniete vor ihm und grub aus seinen Zehen Erdflöhe heraus. Voller Eifer und mit tiefem Ernst arbeitete er mit einer spitzen Elfenbeinnadel, wobei seine Zunge im Mund hin und her fuhr und mal die eine, mal die andere blanke Wange ausbeulte.

Der Häuptling blickte auf, als Oskar grüßte. Aber er wandte seine Aufmerksamkeit sofort wieder dem Jungen zu und versetzte ihm mit dem Handrücken einen Schlag auf den Kopf. Der Ärmste war mit den empfindlichen Zehen der Hoheit zu unsanft verfahren.

»Ich bin gekommen, um dir zu sagen, dass ich wegreisen muss«, sagte Oskar, dem Anschein nach höchst gleichmütig.

»Wegreisen? – Au, du Bengel!«

Der Junge war bei Oskars Bemerkung etwas zusammengefahren, und dabei war er über die empfindlichen Zehen des Häuptlings hergegangen. Bevor der Arme noch wusste, wie ihm geschah, saß Pekwas Fuß auf seiner Brust, und er purzelte um. Er war augenblicklich auf den Beinen und in Sicherheit, bevor der nächste Fußtritt kam. Pekwa blickte ihm düster nach und rieb sich den Fuß. Dann wandte er sich wieder an Oskar.

»Wegreisen«, sagte er noch einmal. »Unsinn! Habe ich dir nicht gesagt, du sollst hier bei mir bleiben? Dein Haus ist ja bald fertig!« Und zu dem Jungen: »He, du! Sieh zu, dass du bald fertig wirst, bevor ich dich totschiere!« Dann wandte er sich wieder an Oskar, und sein Gesicht sah beinahe kriegerisch aus. »Hat dich jemand schlecht behandelt?«, fragte er. »Dann werde ich –!«

»Nein«, erwiderte Oskar lächelnd. »Aber ich muss doch wegreisen, und du wirst mir sicher Träger zur Verfügung stellen.« Er brachte es nicht übers Herz, den armen Häuptling noch länger zu peinigen. »Ich bleibe nicht lange fort«, sagte er.

»Ach, du willst nur zur Handelsniederlassung reisen?«, fragte Pekwa erleichtert. »Du sollst Träger bekommen. Reist du sofort?«

»Morgen. Aber ich will noch weiter als bis zur Handelsniederlassung. Ich fahre mit dem Flussdampfer ganz bis Kinshasa!«

»Du willst ausreisen!«, unterbrach ihn Pekwa. »Was haben wir dir Übles getan?«

»Nein, du kannst überzeugt sein, dass ich nicht ausreise«, sagte Oskar herzlich. »Habe ich nicht gesagt, dass ich hier bei dir bleibe? Ich will nur meine Frau holen.«

»Kommt Madamo?«, rief Pekwa, der in einem Nu völlig verwandelt war. »Du lügst doch wohl nicht? Nein, du lügst nicht! Mondele, du hast mich heute froh gemacht!« Er wandte sich an ein paar Alte, die in die Hütte gekommen waren. »Hört ihr es?«, sagte er fast bewegt. »Madamo kommt!« Er stand von seinem Sitz auf, ergriff Oskars Hände, blickte ihn an und wandte sich dann an die anderen, ohne ihn loszulassen. »Hört ihr es nicht?« Seine Stimme hatte plötzlich einen herrischen Ton. »Was steht ihr da und glotzt? Sorgt für Träger! Schnell!« Wieder blickte er Oskar an. »Wie viele willst du haben?«

»Fünf werden genügen«, antwortete Oskar.

»Fünf? Gut!« Pekwa hielt noch immer seine Hände fest, während er sich wieder nach den anderen umdrehte. »Zehn Träger!«, donnerte er. »Nein, zwanzig Träger! Der Mondele soll getragen werden! Macht schleunigst einen brauchbaren Tragestuhl!«

Dann wandte er sich wieder an Oskar und blickte ihn lange an, während er ihm immerzu die Hände schüttelte.

»Mondele!«, sagte er bewegt. »Mondele!«

Aber dann nahm er sich zusammen, ließ Oskars Hände los und machte mit dem Kopf eine Bewegung in Richtung des

Waldes. »Wir gehen, uns dein Haus anzusehen«, sagte er. Die Männer waren schon verschwunden, um seinen Befehl auszuführen. Oskar konnte beruhigt sein. Am Morgen in der Frühe würden zwanzig Träger bereitstehen, um ihn und sein Gepäck zu befördern.

Oben auf dem Bauplatz war ein Teil des Waldes gerodet worden. Man hatte große Bäume umgehauen und verbrannt – mehr als eigentlich notwendig gewesen wäre –, und auf dem Gelände lag eine dicke Schicht Asche. Die Baumstümpfe standen noch da. Sie konnten nacheinander entfernt werden. Nur an der Stelle, wo gebaut wurde, war der Boden völlig gesäubert.

Oskar hatte selbst den Umriss des Hauses abgesteckt und die Arbeit überwacht. Anderenfalls wäre wohl nicht so viel zustande gekommen. Dieses Haus sollte anders werden als die Hütten, die die Einheimischen zu bauen gewohnt waren.

Ansonsten war die Arbeitsweise die gleiche. Zuerst wurde das Skelett errichtet. Vier Meter lange Stämme wurden dem abgesteckten Grundriss gemäß in Reih und Glied in der Erde versenkt. Ein Geflecht von dünnen, nackten Zweigen wurde mithilfe von gespaltenen Schlingpflanzen auf beiden Seiten befestigt. Das Dachskelett wurde auf dieselbe Weise, nur aus dünneren Stämmen, hergestellt. Dann wurden große Blätter darüber gedeckt. Die Wände wurden mit Lehm verkleistert. Planken für die Tür und die Fensterläden wurden gewonnen, indem man Baumstämme mit der Axt und Keilen aufspaltete. Die nötigen Werkzeuge hatte Oskar sich in der Handelsniederlassung beschafft.

Das Haus war jetzt so gut wie fertig. Sowohl Türen als auch Fensterläden waren eingesetzt. Der Lehm musste nur noch

trocknen und dann mit aufgelöster Kreide bestrichen werden. In den Augen der Einheimischen war es ein imponierendes Haus, dergleichen man in dieser Gegend noch nie gesehen hatte. Legte man einen europäischen Maßstab an, so war es nicht mehr als ein bescheidenes Wohnhaus. Es bestand aus zwei »großen« Räumen, ein jeder von etwa vierzehn Quadratmetern, und einem kleinen Arbeitszimmer. An der Vorderseite des Hauses verlief eine zwei Meter breite Veranda. Oskar ging mit dem Häuptling zusammen hinein. Ein paar Arbeiter erhoben sich vom Boden, wo sie damit beschäftigt gewesen waren, den Lehm festzuklopfen. Es roch feucht. Aber bald würden Fußboden und Wände trocken sein, und der Mondele konnte mit seiner Frau einziehen.

Der Häuptling hatte sich darüber gewundert, dass Oskar für sich und seine Frau nur ein gemeinsames Wohnhaus haben wollte. Aber der Mondele musste es ja selbst am besten wissen. Die Stelle, wo die Kirche stehen sollte, war bereits abgesteckt. In Gedanken sah Oskar die Missionsstation vollendet und von Leben erfüllt vor sich. Dort sollte die Kirche liegen, hier das Arzneimittelhaus. Auf dem Hang war eine Reihe kleiner Häuser für Helfer, Arbeiter und Schulkinder vorgesehen. Er blickte sich um. Es war nackt und kahl hier drinnen. Über dem Kopf hatte er die Dachsparren mit den herausragenden Blattstängeln. Die Wände waren dunkel und etwas uneben. Wenn man sie aber mit Kreide anstrich, würden sie heller werden. Mit Möbeln würde es vorläufig schlecht bestellt sein. Einen Tisch hatte er selbst angefertigt. Aber er war es eher gewohnt, den Geigenbogen zu führen als Hammer und Säge. Ein Prachtstück war der Tisch daher nicht geworden. Doch man musste zufrieden sein. Mit der Zeit würde es schon besser werden.

Vielleicht konnte er auch ein paar Stühle und Tische in der Handelsniederlassung kaufen. Es kam ja vor, dass Weiße in die Heimat zurückkehrten und daher ihren Besitz verkauften.

»Zufrieden?«

Oskar wandte sich um und blickte den Häuptling an.

»Ob ich zufrieden bin? Ja, das kannst du glauben! Und sei sicher, Pekwa, der liebe Gott wird es dir lohnen!«

Pekwa brummte zufrieden. Dann gab er den Arbeitern mit lauter Stimme und gebieterischen Gebärden einige Befehle und stellte ihnen allerlei unangenehme Dinge in Aussicht für den Fall, dass das Haus des Mondele nicht das schönste auf der ganzen Welt werden sollte.

Als das Reisegefolge sich früh am nächsten Morgen in Bewegung setzte, hätte ein König sich nicht eine größere Anteilnahme der Bevölkerung wünschen können. Die Träger hatten das Gepäck auf ihre Köpfe geladen und trabten davon. Oskar saß in seinem Tragstuhl und winkte nach rechts und nach links, während die kleinen Jungen voraus- und wieder zurückrannten, einander wegschubsten, übereinander stolperten und hinfielen und ihre Münder mal dazu gebrauchten, sich zu zanken, mal, um dem Missionar zuzujubeln.

Alte Frauen, mit Mbilika an der Spitze, liefen zu beiden Seiten des Tragstuhls, tanzten, trippelten und schrien, wobei sie sich mit den Fingern auf die Lippen schlugen. Pekwa selbst ging voran und war ruhig und würdevoll, wie es sich für einen Häuptling ziemte.

Nach und nach begann das Ehrengleit sich zu lichten. Schließlich trat Pekwa an die Seite, ließ den Tragstuhl halten und verabschiedete sich.

»Ich werde einen Boten vorausschicken, damit du weißt, wann wir kommen«, sagte Oskar und drückte dem Häuptling die Hand.

»Das ist nicht nötig«, sagte Pekwa. »Die Trommeln werden es melden, wenn du noch viele Tagesreisen entfernt bist.«

Jetzt begannen die Träger zu laufen, und Oskar schaukelte auf eine weniger angenehme Weise dahin. Er war aber doch froh, dass es so schnell ging. Der Weg war weit. Es würde vier Tage dauern, bis er Pekwas Gebiet verließ. Erst dort würde er die Träger wechseln. Dies war der ausdrückliche Wunsch, um nicht zu sagen Befehl, des Häuptlings. Unter gewöhnlichen Umständen hätte der erste Teil der Reise zehn Tage gedauert. Der Häuptling hatte aber streng befohlen, sie sollten nicht mehr als acht brauchen.

Das Tempo wurde jetzt derart gesteigert, dass die Männer mit dem Gepäck weit zurückblieben. Die Schaukelei war alles andere als angenehm, aber der ungeduldige Weiße hatte doch den Eindruck, als bewegten sie sich im Schneckentempo. Jeden Morgen, bevor die Sonne aufging, ging es dem nächsten Tagesziel entgegen. Natürlich wurde Oskar auch nicht einen Augenblick den Gedanken los, er könnte zu spät kommen, um seine Braut in Empfang zu nehmen. Er konnte unmöglich auf diese schwitzigen Körper schimpfen, die mit dem Tragstuhl dahirannten, denn das verdienten sie nicht. Aber er brachte es auch nicht fertig, ihren Eifer zu dämpfen. Er ermunterte sie vielmehr noch, indem er ihnen doppelten Lohn, gutes und reichliches Essen und Extrageschenke versprach.

Wie Pekwa es berechnet hatte, kamen sie acht Tage nach ihrem Aufbruch in der Handelsniederlassung an. Mit reichem

Lohn, aber völlig abgekämpft, wurden die Träger zurückgeschickt. Oskar hatte sich eine gewisse Großzügigkeit geleistet, denn seine Freunde in der Heimat hatten seine Vorschläge angenommen und ihm weitere Unterstützung zugesichert.

Der Tragstuhl wurde bei einem portugiesischen Kaufmann abgestellt. Baka und Zangabai sollten in der Nähe bleiben, bis Oskar zurückkam. Er war aber noch keine Stunde fort gewesen, als er mit einem sorgenvollen Gesicht zurückkehrte und den Portugiesen fragte, ob er wohl drei Tage bei ihm bleiben könne.

Der freundliche Kaufmann breitete die Arme aus und sagte: »Sie sind herzlich willkommen! Bleiben Sie, solange Sie mögen!«

Der kleine Flussdampfer, der ihn zum Kongofluss weiter südlich bringen sollte, wo ein größerer Dampfer die Weiterbeförderung zu übernehmen hatte, wurde durch einen Maschinenschaden aufgehalten.

»Natürlich, das musste ja so kommen!«, fügte Oskar hinzu, als er es seinem Wirt erzählte.

»Geduld!«, lächelte der Portugiese. »Ob Sie drei Tage hier warten oder drei Tage am Kongofluss, läuft ja auf dasselbe hinaus.«

»Aber haben denn die beiden Schiffe nicht Anschluss aneinander?«, fragte Oskar verwundert. »Als ich vor fast einem Jahr herauffuhr, ging ich von dem großen Dampfer direkt auf das kleine Dampfboot, das mich herbrachte.«

»Da haben Sie Glück gehabt«, sagte der Portugiese. »Wir sind hier nicht in Europa. Sie können, wenn Sie wollen, ein sogenanntes Reisebüro unten am Fluss um Auskunft bitten und fragen, wann die Schiffe abfahren. Man wird Ihnen antworten,

das hinge davon ab, wann sie ankämen. Wenn sie dann kommen, fahren sie vielleicht ›morgen‹ oder ›übermorgen‹ weiter – oder auch in einer Woche. Das hängt von so vielen Dingen ab. Wenn Sie das kleine Dampfboot in drei Tagen bekommen, wie man es Ihnen versprochen hat, dann haben Sie Glück gehabt.«

Oskar hatte wirklich Glück. Drei Tage später konnte er die Fahrt stromabwärts antreten. Er war der einzige Passagier an Bord, und der Kapitän war ein Einheimischer. Das trug sicherlich dazu bei, dass Oskars »Prüfungen« noch nicht zu Ende waren. Aufgrund irgendeiner Schlamperei ging ihnen auf halbem Weg der Holzvorrat aus. Sie mussten daher halten und in den Wald gehen, um sich Brennmaterial zu schlagen. *Natürlich!*, dachte Oskar. Auf dieselbe Weise verlieh er seiner Ungeduld Ausdruck, als sie drei Tage später bei einer größeren Niederlassung am Kongofluss anlegten und erfuhren, der große Flusssdampfer sei noch nicht gekommen. Niemand wusste mit Sicherheit zu sagen, wann er kommen würde. Oskar wartete zwei Tage, zwei sehr lange Tage.

Aber endlich kam er. Es war eines der Schiffe der Ölgesellschaft, die es nie besonders eilig zu haben schienen. »Natürlich« liefen sie auf einer Sandbank fest und brauchten einen ganzen Tag, um wieder loszukommen. »Natürlich« entstand an Bord ein Küchenbrand, sodass sie sich gezwungen sahen, unter einigen Riesenbäumen am Flussufer liegen zu bleiben, bis die Gefahr vorüber war. Das dauerte ebenfalls mehrere Stunden. In Coquilhatville (heute Mbandaka) mussten sie einen halben Tag länger warten als nötig, weil ein Staatsbeamter mitfahren wollte. Dieser vornehme Herr musste vermutlich erst seine Koffer packen oder mit seinen Freunden einen Abschiedsbecher

leeren. Oskars Stimmung wurde dadurch nicht besser. Er ging auf dem Deck auf und ab und dachte mit Grauen an Solveigs enttäuschtes Gesicht, wenn sie nach Kinshasa kam, sich aus dem Abteilfenster herausbeugte und ihn nirgends erblickte. Er wurde nervös und reizbar und konnte nicht begreifen, warum sich alles gegen ihn verschwören musste.

Da erteilte Gott ihm gleichsam eine kleine Lehre. Die Begebenheit war keineswegs ungewöhnlich, aber sie stimmte den ungeduldigen Diener des Herrn doch nachdenklich. Ein katholischer Priester spazierte auf dem Deck auf und ab und las in seinem Gebetbuch. Sein Gesicht war von Ruhe und Selbstbeherrschung geprägt. Da zog Oskar unwillkürlich einen Vergleich zwischen dem Priester und sich selbst. Und er schämte sich. Er ging in seine Kabine und schloss die Tür. Vor seiner Kojе kniete er nieder und bat Gott wegen seiner Ungeduld und Gereiztheit um Vergebung. Als er etwas später auf das Deck zurückkehrte, war er erheblich besserer Stimmung. Als hätte das Schiff seinen Stimmungswandel wahrgenommen, begann es sich in Bewegung zu setzen, verließ das Ufer und dampfte mit einem Eifer flussabwärts, dass die Funken aus dem Schornstein stoben.

Ich habe wohl noch viel zu lernen, dachte Oskar. Da ärgere ich mich nun, weil nicht alles nach meinem Plan geht. Zuerst und vor allem sollte ich mich aber fragen, was Gott mit mir im Sinne hat.

Wenige Tage später legte der Dampfer bei Stanley Pool (heute Pool Malebo) an, und er ging an Land. Er musste lächeln, als er das Telegramm las, das im Hotel lag und auf ihn wartete. Es kam von Solveig. Sie konnte erst in einer Woche nach Kinshasa kommen! Auf einer Missionsstation in Matadi hatte man sie überredet, ein paar Tage zu bleiben.

So war er also doch nicht zu spät gekommen – trotz aller Widerwärtigkeiten und Verzögerungen. Eine ganze Woche hatte er zur Verfügung. Er fühlte sich sofort ganz anders und pfiß und sang, während er im Hotelzimmer herumging und Ordnung machte. Es war noch früh am Nachmittag. Er nahm ein erfrischendes Bad, zog sich um und verließ das Hotel. Zunächst ging er aufs Telegrafenamnt und schickte ein Telegramm an Solveig. Dann bummelte er in der Stadt herum und betrachtete den lebhaften Verkehr auf den Straßen. Seitdem er das letzte Mal hier gewesen war, hatte sich kaum etwas verändert. Es war dasselbe Gewimmel und dasselbe Gehetze in alle Richtungen. Die Einheimischen hier waren ganz anders als die auf seinem eigenen Missionsfeld. Der Vergleich fiel sofort zugunsten Pekwas und seiner Leute aus. Dort oben hatte noch keine missverstandene Zivilisation ihre Verheerungen angerichtet. Er wanderte ziellos in den Straßen umher und kam zu dem Ergebnis, je schneller er in die Wildnis zurückkehren könne, desto besser wäre es.

Eine Woche ist eine lange Zeit für einen verliebten jungen Mann. Oskar schien es, als wollte sie nie zu Ende gehen. Er wurde wieder rastlos. An den Abenden, wenn er die englische oder amerikanische Missionsstation besuchte, war er geistesabwesend und kein sehr angenehmer Gesellschafter. Die Missionare blinzelten einander zu. Sie machten wohl auch hier und da auf seine Kosten eine scherzhafte Bemerkung, die er in seiner Gemütsverfassung für wenig angebracht hielt. Vermutlich waren sie auch einmal in derselben Lage gewesen und freuten sich, feststellen zu können, dass es nichts Neues unter der Sonne gab.

Andererseits versuchten sie ihn aufzumuntern und ihm den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Sie zeigten großes Interesse für seine Arbeit im Dschungel. Wenn er davon sprach, wurde er gleich viel lebhafter. Einige von den Missionaren kannte er von früher. Sie äußerten ihre Freude darüber, dass seine Missionsgesellschaft beschlossen hatte, die Arbeit in diesem Gebiet aufzunehmen.

Die englischen Missionare setzten ein Zimmer für Solveig instand. Sie sollte es benutzen, bis die Trauung stattgefunden hätte. Nach der Trauung sollten die Neuvermählten bis zur Abfahrt des Schiffes im Hotel wohnen.

Irgendwelche Einkäufe machte Oskar nicht, obwohl er dies und jenes gern für ihr Haus gekauft hätte. Doch er hielt es für besser, abzuwarten, was Solveig mitbringen würde.

Endlich kam der Tag. Er stand zeitig auf, obwohl der Zug erst spät am Nachmittag ankommen sollte, wusch und rasierte sich und zog seinen besten Anzug an. Vor und nach dem Frühstück trabte er in seinem Zimmer auf und ab, blieb stehen, schaute auf die Uhr und trabte weiter.

Von Zeit zu Zeit bemühte er sich krampfhaft, seine Unruhe zu bezwingen und sich mit einem Buch hinzusetzen. Aber weder die Bibel noch eine andere Lektüre konnten heute seine Nerven beruhigen. Nach wenigen Minuten sprang er schon wieder auf und begann aufs Neue auf und ab zu laufen. Er aß zu Mittag, bekam einen kleinen Fleck auf seinen Kragen und ärgerte sich fürchterlich. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich mit kritischen Blicken. Ihm schien, als wäre er seit der Abreise aus seiner Heimat magerer geworden. Bleich war er immer gewe-

sen. Aber jetzt, meinte er, fing er an, gelb zu werden! Er strich sich mit der Hand über das Kinn. Es war wohl das Beste, er rasierte sich noch einmal! Diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf, während er den müden und verbrauchten Missionar im Spiegel kritisch studierte. Er blickte auf seine Kleider. Sie waren heute neu gebügelt worden. Aber ob es nicht ratsam war, seinen Anzug noch einmal bügeln zu lassen? Vielleicht ließ sich bei der Gelegenheit auch der Fleck beseitigen ... Wie Solveig ihren künftigen Mann wohl finden würde? Ob sie wohl enttäuscht war, wenn sie sah, wie blass und mager er geworden war?

Hätte er gewusst, wie Solveig errötete, als sie ein paar Stunden später aus dem Zug sprang und sich in seine Arme warf, hätte er nicht so dumm gefragt ...



»Solveig!«

»Oskar!«

Er hielt sie vor sich und betrachtete sie, und er meinte, er würde es nie satt bekommen, dieses Gesicht anzusehen. Wie hübsch sie war! Ihm war, als hätte sich ein Tor weit geöffnet und den Blick auf ein künftiges, neues und wundervolles Dasein freigegeben. Wie gut Gott doch war! Denn er hatte ihr den Weg geebnet, dass sie zu ihm hatte kommen können.

Er konnte sich von ihrem Anblick nicht losreißen. Und das war ja schließlich auch kein Wunder. Hatte er sie doch seit fast zwei Jahren nicht mehr gesehen!

»Solveig! Solveig!«, flüsterte er.

Sie machte sich von ihm frei und schlang die Arme um seinen Hals. Die Gepäckträger grinsten breit, und ein paar Zuschauerinnen hielten sich die Hand vor den Mund und kicherten. Aber was kümmerten sich die beiden glücklichen Menschen darum!

»Gehen Sie doch bitte etwas zur Seite!«, riss eine höfliche Stimme sie aus den Wolken. Sie hatten den ganzen Verkehr aufgehalten. Die Gepäckträger hatten die Gelegenheit gern benutzt, um etwas zu verschnauften und die Koffer abzustellen, sodass die anderen Passagiere Schwierigkeiten hatten, vorbeizukommen.

Oskar entschuldigte sich und hatte es nun plötzlich sehr eilig. War ihr ganzes Gepäck ausgeladen? Ja. Sie hatte nur ein paar Handkoffer und einige Kleinigkeiten bei sich. Das Übrige folgte als Frachtgut. Zehn Minuten später gingen sie Arm in Arm hinter dem Träger her, der eine Handkarre mit dem Gepäck vor sich herschob.

Auf der Missionsstation hatte man ohne Oskars Wissen einen festlichen Empfang vorbereitet. Draußen auf der Veranda wurde Solveig herzlich willkommen geheißen.

»Es ist ein wahres Glück, dass Sie gekommen sind!«, rief die Frau des Hauses. »Hätten Sie noch eine Woche gewartet, dann hätten wir Ihren Verlobten in Ketten legen müssen.«

Bald saßen sie an einem festlich gedeckten Tisch. Solveig konnte ihre Verwunderung nicht verbergen. Denn eine solche Zivilisation hatte sie hier nicht erwartet.

»Woran denkst du?«, fragte Oskar vergnügt.

»Du hast meine Gedanken ja schon erraten!«, antwortete sie. »Ich war etwas überrascht, als ich sah, wie gemütlich sie es in Matadi hatten. Aber Matadi liegt ja noch in der Nähe der Zivili-

sation, denn es ist eine Hafenstadt. Aber hier in Zentralafrika, vier- bis fünfhundert Kilometer von der Küste entfernt, hatte ich so etwas denn doch nicht erwartet. Hier gibt es große, breite Straßen, moderne Häuser, ansehnliche Geschäfte! Und dann diese schöne Wohnung und der festlich gedeckte Tisch! Ich muss gestehen, dass ich das im Kongo nicht erwartet hatte.«

Oskar lachte. »Zunächst einmal muss ich ein großes Missverständnis aufklären«, sagte er. »Wir sind nicht in ›Zentralafrika‹. Wir sind eigentlich noch immer an der Küste. Wir werden noch mehrere Wochen brauchen, um nach Zentralafrika zu kommen. Kinshasa rechnet man nicht mehr dazu – allerdings haben auch die dunklen Seiten der Zivilisation hier ihren Einfluss geltend gemacht. Hier wohnen etwa zweitausend Weiße. Es gibt moderne Geschäfte, die du übrigens bald selbst aufsuchen wirst. Kinshasa ist beinahe eine kleine europäische Stadt mit ihrer sogenannten Zivilisation. Bei uns da oben aber ist es eine andere Sache. Findest du, die Missionare haben es hier zu gut?«

Sie zögerte etwas, bevor sie antwortete.

»Nein ... ja ... ich weiß nicht recht ... Ich hatte ja nicht erwartet, dass sie es so gut, ich meine, so gemütlich haben würden.«

»Aber sie haben es doch nicht besser, als wir beide es in der Heimat gehabt haben, nicht wahr?«

»Nein, das natürlich nicht!«, beeilte sie zu versichern. »Aber man erwartet doch eigentlich – ich denke, du verstehst mich.«

»Ja, ich verstehe dich«, sagte er. »Ein Missionar sollte ein einfaches und primitives Leben führen. Er sollte mit den Schwarzen zusammen in einer Hütte wohnen. Aber lass dir sagen, dass die Schwarzen sich nach Anbruch der Dunkelheit nicht

in dem Stadtteil der Weißen zeigen dürfen. Ebenso wenig darf ein Weißer sich während der Nacht im Stadtteil der Schwarzen aufhalten. Und hier in Kinshasa gibt es gar keine solchen Hütten, wie du sie im Sinn hast, sondern nur ordentliche, gemauerte Häuser. Die Missionare müssen sich damit abfinden, dass sie nett wohnen.

Vor einer Reihe von Jahren war das auch hier anders. Siehst du den alten Herrn, der dort hinten rechts sitzt? Den mit dem grauen Bart? Der war schon hier, als wir beide noch gar nicht geboren waren. Du bist mit einem verhältnismäßig modernen Eisenbahnzug hergekommen. Er aber musste die vierhundert Kilometer von Matadi bis hier zu Fuß zurücklegen. Du kamst in eine geordnete europäische Gemeinde, eine kleine Stadt. Er kam in die Wildnis, zu blutrünstigen Ureinwohnern. Du wurdest in ein gemütliches Haus eingeladen und gebeten, an einer schön gedeckten Tafel Platz zu nehmen. Er wohnte in einer hässlichen Lehmhütte – wenn die Einheimischen sie ihm gönnten – und litt Mangel an Nahrung und an Medizin.«

Er hielt einen Augenblick inne, da seine Gedanken unwillkürlich zu seinem eigenen Tätigkeitsfeld wanderten.

»Das war damals eine andere Sache«, schloss er schließlich nachdenklich.

Solveig blickte bewundernd auf den alten Veteranen, der sich in diesem Augenblick zurücklehnte und herzlich über eine Bemerkung eines Nachbarn lachte.

»Er scheint aber den Humor nicht verloren zu haben«, meinte Solveig. Der Alte fing gerade an, mit lebhaften Gebärden und leuchtenden Augen eine kleine Geschichte zu erzählen.

»Da hast du recht«, sagte Oskar. »Er kann die haarsträubendsten Geschichten und Erlebnisse erzählen, als erzählte er nichts weiter als einen guten Witz. Und er hat seinen Humor damals sicher auch sehr nötig gehabt.«

»Die anderen scheinen auch keine Pessimisten zu sein«, meinte Solveig, die den Blick von einem zum anderen wandern ließ. Sie sah nur zufriedene, vergnügt lachende Gesichter.

»Die meisten Missionare, denen ich begegnet bin, waren mit einem guten Humor gesegnet«, sagte Oskar. »Entweder werden sie hier draußen so, oder Gott sucht sie sich entsprechend aus. Denn eins ist sicher: Pessimisten kann er hier nicht gebrauchen. Man erlebt ja auch allerlei: Enttäuschungen mit den Weißen und mit den Schwarzen, Plackerei und Unsicherheit, Gefahren und Versuchungen. Das Blut wird hier ebenfalls dünner, und die Nerven werden verbraucht. Wer nicht einen Überschuss an gesundem Optimismus besitzt, kann leicht seinen Glauben zugleich mit der Gesundheit verlieren.«

»Und wie ist es oben bei uns?«, fragte Solveig.

»Ja, da oben wirst du es so primitiv und bescheiden bekommen, wie du es dir nur wünschen kannst«, sagte er. »Du wirst in einer Lehmhütte wohnen. Was sagst du dazu? Ein Grasdach, schiefe, rissige Wände aus Lehm, ein unebener Lehmboden voller Spalten und Löcher, keine Bilder an den Wänden – denn die würden von den weißen Ameisen bald aufgefressen werden –, primitive und einfache Möbel aus alten Kisten, Löcher im Dach, sodass man eine Dauerdusche hat, wenn es regnet! Ja, Solveig, dort oben leben wir etwa so, wie sie hier vor einigen Jahren gelebt haben. Du wirst dort tanzende Medizinmänner kennenlernen und mit Ureinwohnern Bekanntschaft machen, die noch nie

eine weiße Frau gesehen haben. Ringsumher hast du den unberührten Urwald, und in der Nacht – verzeihe mir, jetzt mache ich dir so viel Angst, dass du wahrscheinlich am liebsten mit dem nächsten Schiff in die Heimat zurückkehren würdest.«

»Du machst mir keineswegs Angst!«, versicherte Solveig, obwohl ihre Augen immer größer geworden waren. »Ich freue mich richtig, in den echten Urwald zu kommen. Ich sehe aber auch ein, dass man nicht notwendigerweise so primitiv wie nur möglich leben muss, weil man ein Missionar ist. Alles hat ja seinen Anfang, und es lässt sich nach und nach verbessern. Ich hatte freilich nicht erwartet, dass sie hier schon so weit gekommen sind.«

»Fräulein Senstad sieht so ernst aus«, sagte der alte Missionar über den Tisch. »Was für Märchen erzählen Sie ihr denn da?«

»Wir sprechen gerade von Kinshasa, wie es früher einmal war«, sagte Oskar. »Doch davon können Sie natürlich besser erzählen als ich.«

»Ja, das waren andere Zeiten, Fräulein Senstad«, sagte der Missionar lachend. »Aber ich kann Ihnen versichern, ich frage mich oft, ob mir das Leben damals nicht besser gefiel. Wäre ich noch jung, so würde ich wieder in die Wildnis ziehen.« Der alte Missionar wandte sich wieder seinem Nachbarn zu.

Solveig aber fragte Oskar leise: »Wie steht es eigentlich da oben mit dem Essen?«

»Großartig!«, antwortete Oskar. Er lachte. »Wir bemühen uns jedenfalls, den Speisezettel so abwechslungsreich wie nur möglich zu gestalten.«

»Wie denn?«

»Ja, an einem Tag haben wir gebratenes Huhn –«

»Aber das ist ja ausgezeichnet!«, unterbrach sie ihn begeistert. »Davon hast du nie etwas geschrieben.«

»Natürlich ist das ausgezeichnet. Aber wir können es ja nicht jeden Tag essen. Deshalb kommt am nächsten Tag gekochtes Huhn auf den Tisch. Dann haben wir zur Abwechslung einmal gefülltes Huhn, dann Klöße aus Hühnerfleisch, dann Hähnchensteak und schließlich zur Abwechslung Hühnerlabskaus.«

»Ach, du meine Güte! Du machst wohl Spaß!«

»Es ist mein voller Ernst.«

»Aber ihr lebt doch wohl nicht bloß von Hühnern?«

»Nein«, sagte Oskar ernst. »Wir haben süße Kartoffeln als Beispeise und gekochten Reis und Bananen, die wir auf der Glut gebacken haben.«

Solveig hatte ihre Tasse an den Mund gehoben, ließ sie jetzt aber sinken und blickte ihn ungläubig an. »Aber das ist doch wirklich ein Scherz, nicht wahr?«

»Nein, ganz im Ernst, es ist, wie ich sage. Wenigstens ungefähr. Aber etwas mehr haben wir doch noch. Wir backen Brot und verwenden auch Butter. Diese Butter wird uns flüssig oder fast flüssig in Blechdosen zugeschickt. Und dann haben wir gemahlene Erdnüsse, die wir auf das Brot streuen. Aus Erdnüssen gewinnen wir auch Öl, das wir zum Kochen verwenden.«

»Wie backt ihr denn euer Brot? Auf einem glühend heißen Stein? Da muss es ja zur Hälfte roh und zur Hälfte angebrannt sein?«

»Nein, jetzt schießt du daneben. Wir machen uns einen großartigen Backofen in einem Ameisenhügel.«

»In einem Ameisenhügel?«

»Ja. Du musst wissen, hier im Kongo bestehen die Ameisenhügel nicht aus Tannennadeln wie in Norwegen. Hier bestehen sie aus einem harten Lehm. Es wimmelt bei uns von solchen Hügeln. Wir graben also ein kleines Loch, machen darin ein Feuer, nehmen die Glut heraus, wenn sich genügend Hitze entwickelt hat, bringen den Teig hinein und verschließen das Loch. In ganz Norwegen bekommst du kein besseres Brot. Man kann es aber auch auf andere Art herstellen. Das alles wirst du schon nach und nach lernen.«

Solveig sagte eine Weile gar nichts. Ihre Gedanken weilten in der unbekanntem Zukunft. Sie konnte sich natürlich kein richtiges Bild von dem Leben in der Wildnis machen, aber der alte, menschliche Urinstinkt verleugnete sich nicht. Wer fühlt sich nicht zu dem Unbekanntem hingezogen, von der primitiven und unverfälschten Natur gelockt? Wer kann sagen, er spüre nie einen gewissen Drang nach Erlebnissen und Abenteuern? Die Missionare sicherlich nicht. Solche Gefühle in Verbindung mit einem tiefen Verlangen, einer leidenden Menschheit zu helfen, haben die meisten Missionare in die Ferne getrieben.

Solveig beschäftigte sich nicht mit diesen Gedankengängen. Der alte Missionarsgeist aber hatte sie schon vor langer Zeit ergriffen, und jetzt erhielten ihre Gefühle neue Nahrung.

»Oskar!«, sagte sie ganz impulsiv. »Ich sehne mich danach, recht bald mit meiner Arbeit bei euch da oben beginnen zu können.«



Sie wurden zuerst gesetzlich auf dem Standesamt und dann in der englischen Missionskirche getraut. Das Hochzeitsessen fand auf der Missionsstation statt.

Als sie in den großen Raum traten und die festlich gedeckte Tafel erblickten – ihre Plätze waren durch kleine norwegische Fahnen gekennzeichnet –, blieben sie, von ihren Gefühlen überwältigt, an der Schwelle stehen. Oskar konnte den Blick von den Farben des Heimatlandes nicht losreißen, Solveig aber blickte von einem Hochzeitsgast zum anderen, und ihr Herz schwoll über vor Dankbarkeit gegen Gott und die Menschen. Sie konnte ihre Tränen nicht zurückhalten. Da ging der alte Veteran auf sie zu, legte die Hände auf ihre Schultern und blickte ihr in die Augen.

»Gott segne dich, mein Kind«, sagte er bewegt. »Gott bewahre dich in der Wildnis! Mögest du den Menschen dort ein rechter Segen sein!« Er ergriff ihre Hand und sagte, einen leichteren Ton anschlagend: »Und jetzt sollst du mit uns eine recht frohe und festliche Stunde verleben. Du wirst es nicht immer so gut haben wie hier an diesem Abend. Aber wer weiß – vielleicht wirst du dennoch glücklicher sein als wir anderen alle.«

Solveig drückte die Hand des alten Missionars und blickte ihn dankbar an. Dann schlang sie unwillkürlich die Arme um ihn und schmiegte sich an ihn. Da traten auch dem alten Mann die Tränen in die Augen.

»Das Vorrecht des Alters!«, spielte ein jüngerer Amerikaner den Eifersüchtigen. »Wenn man doch so alt wäre!«

Die ganze Gesellschaft lachte herzlich. Nur der Alte nicht. Er wandte sich ihnen zu und blickte sie einen nach dem anderen ernst an.

»Wenn man doch so alt wäre?«, sagte er. »Wissen Sie, was ich sage? Ich sage: Wenn man doch jung wäre! Wenn man doch selbst von vorn beginnen könnte!« Dann blickte er zu Solveig und Oskar: »Sie haben ein reiches Leben vor sich! Ein Leben voller Gefahren? Oh ja. Und auch ein Leben voller Versuchungen und Enttäuschungen und Kämpfe. Aber ein reiches Leben! Wäre ich jung, so zöge ich selbst mit Ihnen in die Wildnis!«

Er seufzte. »Aber ich habe meine Zeit gehabt. Gott gebe, dass sie nicht vergeudet war! Jetzt sind Sie an der Reihe.«



»Hörst du es?«

Oskar war vom Rad gesprungen und an den Tragstuhl herangetreten. Die Träger standen still und wischten sich den Schweiß vom Gesicht. Ihre starken Körper waren triefend nass, und der strenge Geruch der schwitzenden Körper erfüllte die Luft. Sie waren jetzt tief im Urwald, etwa auf halbem Weg zwischen der Handelsniederlassung und Pekwas Dorf. Es war früh am Vormittag. Der Wald war voller Leben. Irgendwo in der Nähe stimmten einige kleine Affen ein Geschrei an, und in der Tiefe des Waldes schien eine Schimpansenherde Familienstreitigkeiten auszutragen. Alte und Junge nahmen an der Zankerei teil und versuchten einer den anderen niederzuschreien.

Zwei kleine Tauben saßen auf einem Zweig über dem Kopf der Reisenden und kokettierten miteinander. Dicht und unzugänglich war der Wald zu beiden Seiten des schmalen Pfades, der hier und da von breiten Elefantenspuren gekreuzt

wurde. Ein kleines, aufgeschrecktes Eichhörnchen huschte an einem Baumstamm in die Höhe, wandte den Kopf und starrte misstrauisch auf die Menschen hinunter. Dann eilte es weiter und verschwand zwischen dem Laub.

»Hörst du es nicht?«, fragte Oskar.

»Die Vögel da oben?«

»Nein, das andere!« Er lauschte.

»Meinst du den Lärm im Innern des Waldes? Was ist das für ein Geschrei?«

»Das ist nur eine kleine Schimpansenherde, die Familienzwistigkeiten austrägt. Nein, ich meine das andere!«

Sie lauschte gespannt, während sie Oskar neugierig ansah.

»Ich höre nur einige Trommellaute«, sagte sie.

»Eben! Weißt du, was das ist?«

Sie schüttelte den Kopf und lauschte wieder. Es war ganz schwach und musste aus großer Ferne kommen, aber sie fing doch ein paar unregelmäßige dumpfe Laute auf. Es waren zwei verschiedene Töne, die plötzlich abbrachen, um gleich darauf aufs Neue einzusetzen.

Diese Töne waren ganz anders als das rhythmische, taktmäßige Trommeln, das sie gehört hatte, wenn die Einheimischen an Bord tanzten. Da sie mit dem Leben im Innern des Urwaldes nicht vertraut war, wirkten diese Töne auf sie unheimlich. Sie musste an die Götzenfeste, Medizinmänner, Grausamkeiten, Geheimbünde und den heidnischen Fanatismus denken, von denen sie hatte erzählen hören. Sie lauschte lange und blickte Oskar fragend an.

»Das ist der Telegraf«, sagte er lächelnd.

»Der Telegraf?«

»Ja, der Trommeltelegraf. Bevor wir den halben Weg bis zum nächsten Rastplatz zurückgelegt haben, weiß Pekwa, wo wir uns befinden, und bis zu ihm sind es noch fünf Tagesmärsche! Sie schicken ihre Botschaft von Dorf zu Dorf. Ich bin sicher, dass sie schon wissen, wie du aussiehst! Und sie wissen genauso gut, dass ich mir in Kinshasa ein Fahrrad gekauft habe, dass du im Tragstuhl des Häuptlings reist und dass du die schönste Frau auf der ganzen Welt bist. Sie wissen, wie viele Kisten und Koffer wir haben und wie viele Träger.«

»Das alles können sie sich mithilfe dieser Trommelsignale mitteilen?«, fragte sie zweifelnd.

»Es sieht beinahe so aus, als könnten sie sich alles erzählen. Sogar die Namen von Personen können sie telegrafieren. Es ist mir ein Rätsel, wie sie das fertigbringen.«

»Du selbst kannst also den Trommeltelegrafen nicht verstehen?«

»Wo denkst du hin? Es ist noch nie einem weißen Mann geglückt, hinter dieses Geheimnis zu kommen.«

»Aber ich glaube, dass du doch ein bisschen übertreibst, wenn du sagst, sie könnten sich alles erzählen«, meinte sie. »Sie werden vermutlich nicht einmal zwei Buchstaben zusammensetzen können.«

»Glaubst du das wirklich?«, sagte Oskar. »Du sollst eine kleine Kostprobe bekommen. Ich garantiere dir, du wirst dich wundern!«

Die acht Träger und die Helfer verstanden nicht gleich, was er von ihnen wollte. Sie blickten ihn fragend an. Auf sein Kommando stellten sie sich in einer Reihe auf und kehrten den beiden Weißen den Rücken zu. Dann erklärte Oskar ihnen, um was es sich handelte. Einer von ihnen sollte zu dem Tragstuhl kom-

men und den anderen signalisieren. Sie sollten Madamo zeigen, was sie konnten. Da schlugen sie sich auf die Schenkel, hielten sich die Hand vor den Mund und lachten unbändig.

»Während er nun signalisiert, musst du darauf achten, wie die anderen reagieren!«, sagte Oskar.

»Aber sie haben ja keine Trommel!«

»Das ist auch nicht nötig. Eine Trommel hat nur zwei Töne. Die kann er genauso gut durch Pfeifen erzeugen.«

»Und die anderen werden verstehen, was er sagt? Das glaube ich nicht.«

»Warte es ab!« Oskar hatte solche Experimente schon so oft gemacht, dass er seiner Sache ganz sicher war. »Ich will jetzt, dass der dritte Mann von links sich hinsetzt. Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, dass er kein Wort Norwegisch versteht!«

Oskar führte mit dem Mann, der »telegrafieren« sollte, eine Unterredung im Flüsterton. Der lächelte vergnügt. Er konnte sich vor Stolz kaum halten. Nach kurzem Nachdenken spitzte er seine Lippen und erzeugte einige Pfeiftöne. Sofort zuckte der dritte Mann von links zusammen, und man konnte sehen, dass er gespannt lauschte. Der andere piff weiter, und zu Solveigs großer Verwunderung setzte sich der Mann hin!

»Unglaublich!«, rief sie. »Wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte, würde ich es nicht glauben.«

»Was soll er jetzt telegrafieren?«, fragte Oskar, der kaum weniger staunte, obwohl er es schon viele Male gesehen hatte.

»Lass ihn dem Mann am rechten Ende sagen, er möge herkommen und mir die Hand geben!«

Der »Telegrafist« wurde von Oskar wieder im Flüsterton unterrichtet und begann zu pfeifen. Solveig war fast erschro-

cken, als sie sah, dass der Mann am rechten Ende lauschend den Kopf erhob, sich umdrehte, auf sie zuschritt und ihr die Hand reichte. Ihr Gesicht war ein einziges Fragezeichen. Die Schwarzen amüsierten sich köstlich.

»Das ist mehr, als ich verstehen kann«, sagte sie.

»Es gibt wohl keinen Weißen, der es verstünde«, sagte Oskar. Er bat die Träger, den Tragstuhl wieder aufzunehmen. »Wir müssen weiter. Der Weg ist lang. Aber ich kann dir versichern, dass ich auf diesem Gebiet die unglaublichsten Dinge erlebt habe.«

Auch Solveig hatte allerlei erlebt, seitdem sie mit Oskar an Bord des Flussdampfers gegangen war und die Reise angetreten hatte. Alles war für sie neu und interessant. Am Ufer standen ihre Freunde und winkten ihnen Lebewohl. Aber sie konnte den Blick nicht von den schwarzen Einheimischen abwenden, die ebenfalls am Ufer standen und ihren Bekannten an Bord zuwinkten. Das war ein Leben! Sie winkten mit Tüchern, die so groß waren wie Bettlaken, ihre Arme fuhren auf und nieder, während sie richtige Tänze aufführten und das heisere Brüllen der Männer sich mit dem schrillen Kreischen der Frauen vermischte.

Und nun begann die Reise ins Unbekannte. Aus Oskars Briefen hatte sie bis ins Einzelne erfahren, wie eine solche Reise vor sich ging, sodass sie eigentlich nur Dinge erlebte, die sie in Gedanken schon viele Male erlebt hatte. Aber es war doch etwas anderes, wenn man selbst dabei war.

Stundenlang konnte sie auf das Deck hinunterblicken, wo die Einheimischen sich aufhielten, und schaute ihnen zu, wie sie kochten, einander frisierten, scherzten, zankten oder anfin-

gen zu raufen. An den Abenden, wenn das Schiff für die Nacht anlegte, blickte sie auf das Leben am Ufer, wo die Arbeiter des Schiffes mit leeren Säcken auf Köpfen und Schultern einer hinter dem anderen zu den dort lagernden Holzstapeln liefen, um die Vorräte für die Kesselfeuerung zu ergänzen. Mitten in ihrer Tätigkeit konnte es ihnen einfallen, ein paar Tanzschritte zu machen und ein gellendes Geheule anzustimmen. Es sah so aus, als könnten sie nichts verrichten, ohne hin und wieder zu tanzen und zu schreien.

Menschen, deren Dörfer am Flussufer lagen, verkauften Früchte und Fische und übel riechendes Fleisch, wobei sie schrien und sich zankten und lachten. Kleine Jungen machten im Wasser Kunststücke und bettelten um leere Flaschen oder Geld. Einige der einheimischen Passagiere benutzten die Gelegenheit, um ihre Wäsche am Strand zu waschen oder um ihre kleinen Kinder mit billiger Seife und einer Menge braunem Flusswasser einmal gründlich zu säubern. Später am Abend sprangen sie auf dem Deck herum und tanzten nach dem Rhythmus ihrer Felltrommeln.

Am Tag saßen Solveig und Oskar in Liegestühlen auf dem Deck und unterhielten sich über die Arbeit, die sie in Pekwas Dorf erwartete. Solveig war es, als kennte sie den Häuptling schon. Sie hörte aber auch viel von Baka und Zangabai und von der herzensguten Mbilika. Inzwischen glitt das Schiff an Tausenden von Inseln vorüber, auf denen der Wald dicht und undurchdringlich stand, oder an Sandbänken, wo große Krokodile mit aufgesperrten Rachen in der Sonne lagen, während Vögel ihnen mit ihren spitzen Schnäbeln die Zähne reinigten. Hin und wieder wurde das Idyll durch einen scharfen Knall

gestört. Einer der Passagiere hatte auf die Tiere geschossen. Dann verschwand die ganze Schar im Handumdrehen. Manchmal, wenn der Schütze gut gezielt hatte, blieb auch eins auf der Sandbank zurück.

Solveig erlebte aber auch Dinge, die ihr einen großen Schrecken einjagten. Als sie eines Nachmittags von einem Sturm überfallen wurden, war sie fest überzeugt, die Reise sei nun für immer zu Ende. Der ganze Himmel war wie ein Feuermeer. Die Blitze zuckten unaufhörlich und bildeten ein einziges Netzwerk von Ästen, die sich ständig veränderten und neue Feuerzweige trieben. Der Regen strömte hernieder und verwandelte den Fluss in einen brodelnden Hexenkessel. Die schwarzen Passagiere krochen in alle Winkel, wo sie etwas Schutz fanden, oder bauten sich Barrikaden aus ihrem Gepäck und drängten sich eng aneinander. Es war jetzt kein Laut von ihnen zu hören. Alles Lachen und Zanken hatte aufgehört. Plötzlich flog wohl ein Mückennetz oder irgendein Kleidungsstück über den Fluss, und sie blickten ganz benommen ihren Kostbarkeiten nach, die sie nie wieder zu sehen bekommen würden.

Das Schiff suchte bei einer Insel Schutz. Ein paar Unerschrockene sprangen mit schweren Tauen in den Fluss, schwammen an Land und vertäuten das Schiff an einigen großen Baumstämmen, die hinter Gras, Farnkraut und Laub völlig verborgen waren. Die Nacht lastete schwer auf Solveig. Sie konnte nicht an Schlafen denken, denn sie war überzeugt, dass ihr Ende nahe bevorstand. Dieses Erlebnis flößte ihr einen panischen Schrecken vor Gewittern ein, und es sollte ihr nie gelingen, diese Schwäche zu überwinden. Des Öfteren zuckte sie zusammen, wenn ein Blitz in einen nahen Baum einschlug und ein fürchterliches Krachen

folgte. Der Sturm heulte, als wäre die Nacht voller böser Geister. Das Schiff riss an den Vertäuerungen, schüttelte sich und stöhnte. Wenn es sich losreißen sollte, wären sie verloren. Der Strom und der Sturm würden es auf gefährliche Sandbänke oder gegen die Baumäste werfen, die oft viele Meter über das Ufer hinausragten.

Es krachte im Wald in ihrer unmittelbaren Nähe. Ein großer, schwerer Ast fiel auf das Deck. Das ganze Schiff bebte, und Holzsplitter flogen gegen die Türen der Kajüte. Sie hörten draußen auf Deck das Trampeln von Füßen und laute Kommandorufe.

Oskar und Solveig richteten sich in ihren Kojen auf. Sie hörten, dass draußen vor den Fenstern ihrer Kajüte gesägt und gehauen wurde. Irgendjemand fragte, ob Gefahr bestünde. Eine freundliche, aber recht kurzatmige Stimme antwortete: »Keine Gefahr! Legen Sie sich wieder hin! Das Schlimmste ist überstanden.«

Solveig seufzte. Das war ein schöner Empfang als neue Missionarin!

Spät in der Nacht hörte der Sturm genauso plötzlich auf, wie er begonnen hatte. Aber noch lange hinterher wurde der Himmel von fernen Blitzen erhellt, und ein dumpfes Dröhnen verriet, dass sich das Unwetter über anderen Gegenden austobte.

Mehrere Wochen fuhren sie den mächtigen Kongofluss hinauf. Dann gingen sie an Bord eines kleineren Dampfers, der sie weiterbefördern sollte. Der Nebenfluss, den sie jetzt befuhren, war bedeutend schmaler, der Urwald auf beiden Ufern hing drohend über ihnen. Es war dasselbe Schiff, das Oskar auf der Hinreise benutzt hatte, und sie waren die einzigen weißen Passagiere. Eigentlich war dieses Schiff gar nicht für die Beförderung von Passagieren bestimmt. Daher besaß es auch keine richtige Kajüte. Sie mussten sich in einem Gehäuse, das einer riesigen

Kiste mit Rissen in den Wänden glich, einrichten, so gut es eben ging. Sie lag hoch oben hinter einer Plattform, auf der der wortkarge Kapitän stand und sein Boot manövrierte. Der Mann sah finster aus, und es war während der ganzen Fahrt fast unmöglich, ihm ein Wort zu entlocken. Vielleicht war das Gehäuse, das sie mit Beschlag belegt hatten, seine »Kajüte«. Da war es zu verstehen, dass er so übel gelaunt war.

Schließlich kamen sie bei der Handelsniederlassung an, wo sie von dem Portugiesen herzlich begrüßt wurden. Noch herzlicher aber war der Empfang, den Baka und Zangabai ihnen bereiteten. Die Jungen hatten so lange warten müssen, dass sie schon im Ernst geglaubt hatten, ihr Mondele wäre nach Norwegen zurückgefliegt.

»Hier siehst du meine Freunde«, sagte Oskar, als er sie Solveig vorstellte. »Sie würden versuchen, für dich den Mond vom Himmel zu holen, wenn du es ihnen befehlen würdest. Sie werden alles tun, was du wünschst.«

Solveig brauchte nur einen Blick auf sie zu werfen und wusste, dass sie hier zwei Freunde für das ganze Leben vor sich hatte. Die beiden drückten ihr behutsam die Hand und sahen sie fast anbetend an. Sie hatten noch nie eine weiße Frau gesehen. Die halbe Nacht lagen sie in ihrer Hütte, starrten in die Dunkelheit und sprachen von Madamo. Ihre Stimme, ihr Lächeln, ihr Haar, ihre Kleider, ihre blauen Augen – alles war Gegenstand tiefsinniger Betrachtungen.

Mit ihrem Namen war es schwierig. Der Mondele hatte ihn mehrere Male wiederholt, aber er verlangte von ihnen eine Zungengymnastik, an die sie nicht gewöhnt waren. Sie mussten sich vorläufig mit »Madamo« begnügen. Mit der Zeit wür-

den sie schon einen besseren Namen für sie finden. Während sie da im Dunkeln lagen und plauderten, machten sie beide allerlei Vorschläge. Aber schließlich gaben sie es auf. Sie schiefen ein und träumten von Madamo.

Am nächsten Tag begann der letzte Teil der Reise. Baka und Zangabai hielten sich treu in der Nähe des Tragstuhls, obwohl sie fast den ganzen Weg rennen mussten, da die Träger ein scharfes Tempo einhielten.

Oskar fuhr mit dem Rad langsam voran. Er hatte schon so oft ein Fahrrad vermisst. Als er ein gebrauchtes Damenrad in Kinshasa entdeckte, kaufte er es auf der Stelle und ohne Bedenken.

Die Träger, die Kisten und Koffer trugen, blieben stets ein ziemliches Stück zurück, aber drei bis vier Stunden später stellten sie sich ebenfalls zuverlässig am Rastplatz ein.

Jeden Tag legte die Reisegesellschaft 20 bis 25 Kilometer zurück. Jetzt befanden sie sich bereits auf Pekwas Gebiet. Aber sie brauchten noch immer mehrere Tage, bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Der Trommeltelegraf sandte von Dorf zu Dorf Botschaft und berichtete, wo sie sich befanden. Tief im Innern des Urwaldes herrschte schon große Spannung, und es wurden eifrig Vorbereitungen zum Empfang der Missionarin getroffen.

Diese Reise machte auf Solveig einen tiefen und unvergesslichen Eindruck. Wenn sie später daran zurückdachte, erlebte sie alles aufs Neue. Den geheimnisvollen Urwald und das Leben, das er barg und das sie förmlich fühlte, wenn sie auch wenig davon sah. Die vielen Laute, die sie willkommen hießen oder erschreckten. Die Kanufahrt über einen kleinen Fluss, wo große, kugelförmige Flusspferdaugen aus der Wasserfläche herausragten und ihnen neugierig nachblickten.

Schlingpflanzen, die sich wie Riesenschlangen an den Baumstämmen emporringelten. Den strengen Geruch schwitzender Körper. Idyllische, kleine Dörfer, deren Bevölkerung in sicherer Ferne verharrte und ihnen mit halb erschrockenen, halb neugierigen Augen nachblickte. Die Abende am Lagerfeuer nach Beendigung einer Tagesreise, wenn die beiden Jungen sie die ersten unentbehrlichen Wörter ihres Dialektes lehrten. Dies alles konnte sie immer wieder in Gedanken erleben, während viele andere Geschehnisse oft in den Hintergrund traten und vergessen wurden.

Den größten Eindruck aber machte auf sie der Empfang in Pekwas Dorf zehn Tage nach dem Aufbruch von der Handelsniederlassung. Eine Königin hätte keinen besseren Empfang verlangen können. Lange bevor sie ihr Ziel erreichten, kamen ihnen Frauen und Kinder entgegen, die Palmenzweige schwenkten, tanzten und um sie herumtrippelten und den Wald mit dem Lärm ihrer gellenden Stimmen erfüllten. Es wimmelte von Leuten und das Gefolge wurde immer größer.

»Einen solchen Empfang habe ich noch nie erlebt«, sagte Oskar. »Diese Überschwänglichkeit gilt ganz allein dir. Ich bin beinahe ein wenig eifersüchtig! Aber ich bitte dich: Fange nicht schon jetzt mit dem Händeschütteln an! Sonst kommen wir heute nicht mehr hin! Warte damit, bis wir in unserem Dorf angekommen sind!«

Solveig winkte und lächelte und winkte. Jedes Lächeln erweckte ein dankbares, ohrenbetäubendes Geheul.

Oskar war vom Rad gesprungen und führte es neben dem Tragstuhl. »Ich sagte, du würdest erleben, was der alte Herr in Kinshasa in seiner Jugend erlebt hat«, sagte er. »Aber das hier

hat er sicherlich nicht erlebt! Man hat das Gefühl, als käme man in ein Land, wo das Getreide schon gelb und ausgereift auf den Äckern steht.«

»Oder wo der Erdboden auf das Saatkorn wartet«, sagte sie.

Sie traten aus dem Wald heraus und setzten ihren Weg auf der breiten Dorfstraße fort. Pekwa kam ihnen entgegen. Ein Stück vor ihnen machte er halt und erwartete sie. Ein paar seiner Ratgeber standen hinter ihm. Einer von ihnen, ein grauhaariger Krieger mit gerunzeltem Gesicht und klugen, ruhigen Augen, stützte das Kinn auf seine gefalteten Hände, die auf einem langen Stab ruhten. Pekwa hatte zu Ehren des Tages eines von Oskars abgelegten Hemden angezogen. Es hing aus der Hose und sah nicht sehr europäisch aus. Den Hut hielt er in der Hand. Das hatte er gelernt.

Wenn er auch nicht wie ein europäischer Monarch aussah, so konnte er sich doch an Haltung und Würde mit jedem Fürsten der Welt messen. Das äußere Zeichen seines Häuptlingsstandes war eine große Medaille, die er an einer Kette um den Hals trug. Der Kranz aus Leopardenzähnen hing außerhalb des Halsausschnittes seines Hemdes und wirkte fremdartig und ohne Zusammenhang mit der übrigen Ausstattung. Aber seine Leute blickten voller Bewunderung auf ihn, und sie waren auf ihn genauso stolz wie weiße Untertanen auf ihren König, wenn dieser sich in Pracht und Gala zeigt.

Der Tragstuhl hielt mit einem Ruck an. Das Geheul hörte auf. Solveig sprang von ihrem Stuhl herunter und begrüßte den Häuptling und seine Ratgeber. Die feierliche Stille dauerte nur einen Augenblick. Sobald Solveig dem Häuptling die Hand reichte, schien die Luft ringsum zu erbeben. Frauengeheul und

Hundebellen suchten einander zu übertönen, während Hunderte von Händen wetteiferten, ihr die Hand zu drücken.

Die Männer ergriffen ihre Hand ruhig und würdevoll, die Kinder drängten sich vor und wollten ihr ein Dutzend Mal die Hand schütteln. Die Frauen aber nahmen vorsichtig die zarte, weiße Hand, hielten sie lange fest, betrachteten sie, drehten sie um und strichen sanft über sie hin, bevor sie sie freigaben. *Solche Hände taugen nicht, Mais zu mahlen*, dachten sie wohl. *Aber Madamo ist weiß. Sie soll nicht wie eine schwarze Frau arbeiten!*

Da zuckte Oskar zusammen. Am Rande des Waldes stand eine einsame Gestalt und blickte zu ihnen hin. Das Gesicht war finster und feindselig, aus den Augen sprachen Hass und Mordgier. Es war der Mediziner Yamboli. Er war wohl der Einzige im Dorf, der sie nicht begrüßte oder willkommen hieß. Auf seinen beiden Wangen ragten sich breite, fächerförmige Streifen, die an Borsten erinnerten. Oskar hatte ihn schon früher gesehen und mit ihm gesprochen. Noch nie aber war ihm aufgefallen, dass er mit seinen Tätowierungen und harten Gesichtszügen einem Raubtier glich.

Woran erinnerte ihn nur dieses Gesicht mit den feindseligen Augen? Richtig! An die Wildkatze, die ihn eines Nachts besucht hatte, als er an seinem Feldtisch gesessen und geschrieben hatte. Es war die gleiche Mischung von Furcht und unversöhnlichem Hass. Von nun an konnte er diesem Mann nicht mehr begegnen, ohne an die zornig fauchende Wildkatze denken zu müssen.

Es dürfte also doch zum Krieg kommen, dachte er. Er richtete seinen Blick auf den Mediziner. Dieser wandte sich um und verschwand im Wald.

Es wurde spät, bis sie zur Ruhe kamen und sich zurückziehen konnten, um ein paar Stunden zu schlafen.



Schon früh am nächsten Morgen lag Oskar wach und lauschte auf die Vögel, die einen neuen Sonnenaufgang verkündeten.

In einer Art Halbschlaf glaubte er Axthiebe und den Gesang der Arbeiter im Innern des Waldes zu hören. Es waren wohl die Dorfbewohner, die neuen Ackerboden rodeten. Bäume wurden gefällt, Buschwerk und Unterholz dem Erdboden gleichgemacht, störende Baumwurzeln wurden entfernt. Die größten Bäume mussten vorläufig stehen bleiben. Hätte man sie entfernen wollen, so wären die Kräfte der Arbeiter und ihre primitiven Geräte zu stark beansprucht worden. Bald aber waren größere oder kleine kahle Stellen in den Urwald geschlagen, wo die Dorfbewohner ihre neuen Äcker anlegen wollten. Es war oft eine harte und gefährliche Arbeit. Zwischen den Baumwurzeln konnte plötzlich eine zischende Schlange hervorschießen. Dann mussten sie sehr schnell handeln und zuschlagen. Manchmal scheuchten sie auch ein Raubtier auf, das sie zornig anstarrte. Da war es gut, wenn man einen starken, scharfen Speer zur Hand hatte. Es geschah aber auch, dass das Raubtier schneller war als der Mann. Dann kehrte dieser niemals mehr zurück.

Aber keine Gefahren, kein Hindernis, keine Mühe konnten sie abschrecken. Die Himmelszeichen hatten ihnen gesagt, es sei Zeit, neue Ackerstellen zu roden. Daher musste es geschehen – allen Gefahren und Schwierigkeiten zum Trotz.

Daran musste Oskar denken, als er auf seinem Bett lag und den hellen Streifen, den das Sonnenlicht auf den Lehm Boden zeichnete, betrachtete. Er verglich die Arbeit dieser Männer mit der der Missionare. Sie hatten mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen und hegten dieselben Erwartungen. Sie hatten dieselbe Arbeit – ein jeder auf seinem Gebiet.

Er faltete die Hände und sprach ein stilles Gebet.

RODUNGSARBEIT



Es war still in dem kleinen, halbdunklen Schlafzimmer. Nur hin und wieder wurde die Stille durch ein schwaches Stöhnen der Kranken unterbrochen. Draußen hörte man vorsichtige Schritte und flüsternde Stimmen. Oskar saß im Liegestuhl und stützte den Kopf auf die Hand. Er war todmüde.

»Oskar!«

»Ja?« Er hob langsam den Kopf.

»Ich habe so hässlich geträumt!« Sie tastete nach seiner Hand und drückte sie schwach.

»Es ist nur das Fieber«, tröstete er sie. »Das ist immer so. Aber das Schlimmste ist jetzt überstanden!«

Sie war noch nicht lange in ihrem neuen Zuhause gewesen, als das Fieber sie ergriffen hatte. Aber sie wurde von treuen Händen gepflegt. Oskar dachte an die Zeit, in der er selbst vom Fieber gepeinigt worden war. Auch um ihn hatten sich liebevolle Hände bemüht. Ja, liebevoll waren sie gewesen, aber unkundig. Es war ein Wunder, dass er nicht gestorben war. Er blickte auf die entkräftete Gestalt im Bett. Er hatte Solveig gepflegt, als gälte es, die ganze Welt zu gewinnen oder zu verlieren. Er hatte sie in Decken eingehüllt, wenn die Frostschauer gekommen waren. Er hatte sie gewaschen, wenn sie ins Schwitzen geraten war. Jedes Zucken ihres Gesichts schnitt ihm ins Herz. Er wusste, dass sie sehr litt. Er hatte es ja selbst durchgemacht, was sie jetzt durchmachte. Er wusste, dass sie bei guter und vernünftiger Pflege wahrscheinlich wieder gesund werden würde. Er wusste aber auch, dass es Komplikationen geben konnte und dass er sie dann würde hergeben müssen, wenn ihm auch das Herz aus der Brust gerissen würde.

»Das darf nicht geschehen, mein Gott!«, hatte er geflüstert.
»Das darf nicht geschehen!«

Jetzt war die Krise vorüber. Sie war entkräftet, aber auf dem Weg der Besserung. Er selbst war zum Umfallen müde, seine Augen waren gerötet und übernächtigt. Seit zweimal 24 Stunden hatte er kein Auge geschlossen.

»Ich habe so hässlich geträumt«, sagte sie noch einmal.

»Mach dir nichts daraus!«, sagte er aufmunternd. »Das ist nur ein gutes Zeichen. Dass du träumst, meine ich. Es bedeutet, dass das Leben zurückkehrt. Jetzt bist du bald wieder auf den Beinen. Was hast du denn geträumt?«

Sie lag mit offenen Augen da und blickte zu den Dachsparren empor. In ihrem bleichen Gesicht standen Angst und Hilflosigkeit zu lesen.

»Es war das Gesicht eines Menschen, aber gleichzeitig war es das Gesicht eines Tieres ... ich meine ... das Menschengesicht wurde zu einem Raubtier mit starrenden Borsten ...«

»Oh«, sagte er, dem Anschein nach sorglos, obwohl er sich selbst von einem unheimlichen Gefühl nicht frei machen konnte. »Dann hast du also an den Medizinmann gedacht! Du hast ihn ja eines Tages im Dorf gesehen. Du hast recht: Er erinnert wirklich an eine Wildkatze.«

»Er ist gefährlich, Oskar!«

»Na – gefährlich ... Er sieht uns hier sicher nicht gern, und viel Gutes wird er uns kaum wünschen. Gefährlich ist er aber nicht.«

Er war selbst nicht überzeugt von dem, was er da sagte, und die Kranke merkte es sofort. Sie blickte ihn mit blinzelnden Augen an.

»Doch! Er ist gefährlich!«, sagte sie. »Und du weißt es!«



Am nächsten Tag saß sie draußen auf der Veranda. Die alte Mbilika, die die ganze Zeit, als Solveig krank gewesen, um das Haus herumgeschlichen war, näherte sich vorsichtig, ging langsam die beiden schiefen Stufen der Veranda hinauf und betrachtete sie forschend. Sie wollte so gern mit ihr sprechen, aber Madamo verstand ja nichts! Aber lächeln konnte Madamo. Sie strich der alten Frau über die grauen, harten Locken und drückte ihre Dankbarkeit durch ein freundliches, aber müdes Lächeln aus. Mbilika nahm ihre Hand, führte sie an den Mund und schloss ihre Lippen um die weißen Finger.

Oskar lag drinnen im Haus und ruhte sich aus. Aber Baka war in der Nähe. Er war immer in der Nähe, der gute Baka. Er betete Madamo förmlich an. Jetzt trat er an ihren Stuhl und plauderte mit Mbilika. Bald würde Madamo wieder gesund sein, erklärte er. Dann würde er, Baka, ihr Unterricht geben, damit sie sich selbst mit den Frauen im Dorf unterhalten könnte. Dann würde sie zu ihnen kommen, sie unterweisen und Gott lieben lehren.

Mbilika nickte unaufhörlich, und ohne die Augen von der Madamo abzuwenden, fragte sie Baka, wo der Mondele sei.

»Er schläft«, erwiderte Baka. »Er hat über Madamo gewacht, und jetzt ruht er sich aus.«

»Nicht krank?«

»Nein. Nur müde.«

Die alte Frau nickte. Endlich stand sie auf, nahm Solveigs Hand behutsam zwischen ihre beiden Hände, blickte ihr hingebungsvoll in die Augen und sagte leise: »Jetzt gehe ich.«

Dann wandte sie sich an Baka, während sie noch immer vornübergebeugt dastand, nahm seine Hand auf dieselbe Weise, grüßte, richtete sich langsam auf und entfernte sich. Die kleinen, nach innen gewandten Füße bewegten sich lautlos und vorsichtig. Bald war sie hinter den Bäumen verschwunden.

Eine Woche später war Solveig wieder in Tätigkeit. Sie fühlte sich genauso kräftig wie zuvor, brachte Stunden hintereinander mit den beiden Jungen im Küchenschuppen zu und lernte jeden Tag neue Wörter und Sätze. Oft vertrieb der Rauch sie für einen Augenblick. Die Jungen lachten, wenn sie dann dastand und sich die Tränen abwischte. Sie waren ja im Rauch geboren und hatten sich an ihn gewöhnt. Aber bald war sie schon wieder drinnen, plauderte auf ihre hilflose Art weiter, benutzte nicht nur den Mund, sondern auch die Hände, um sich auszudrücken, fragte und lernte. Gleichzeitig unterwies sie die beiden Jungen in der Kunst zu kochen. Oft war sie auch im Dorf bei den Frauen, lachte und scherzte mit ihnen und lernte neue Wörter.

Oskar beschäftigte sich mit dem Roden und dem Entfernen von Baumwurzeln. Unten im Dorf stand bereits das fertige Skelett eines kleinen Versammlungshauses. Es sollte aus Stroh und Lehm gebaut werden. Größeren Luxus musste man auf später verschieben.

Jeden Morgen hielten sie einen kleinen Gottesdienst ab, bei schönem Wetter vor dem Wohnhaus, wenn es regnete, auf der Veranda. Nach dem Gottesdienst folgten ein paar Stunden Schulunterricht. Oskar, Baka und Zangabai lösten einander ab und bemühten sich, die kleinen Jungen in das Geheimnis der Buchstaben einzuführen. Die Mädchen waren noch zu schüch-

tern, um daran teilzunehmen. Vielleicht lag es auch daran, dass die Eltern nicht begreifen konnten, warum Frauen etwas lernen sollten. Was sie wissen mussten, konnten sie ja im Dorf lernen. Von klein auf war ihnen erklärt geworden, dass die Frau dazu bestimmt war, Wasser und Holz zu holen, den Acker zu säubern, das Essen zuzubereiten und Kinder zu gebären. Und ansonsten hatte sie dem Mann in allen Dingen gehorsam zu sein.

Nach und nach lernte Solveig so viel von ihrer Sprache, dass sie sich unter die Frauen im Dorf setzen und ihnen mit schlichten Worten das Evangelium erzählen konnte. Sie war sich natürlich darüber klar, dass vieles von dem, was sie sagte, über deren Horizont hinausging. Aber sie folgte dem Rat eines alten Missionars und verfolgte unverdrossen ihren Weg.

Manchmal wurde sie mitten in der Erzählung von Gottes Wort durch seltsame Fragen unterbrochen. Sie wusste erst gar nicht, was sie antworten sollte, wenn die Frauen sie fragten: »Schlägt dein Mann dich? Wirst du bald Kinder bekommen? Wie viele Frauen hat dein Mann? Er hat doch sicher auch welche in Putu (Europa)?« Ja, es war nicht immer leicht, auf solche Fragen zu antworten, zumal sie erst einen sehr kleinen Wortschatz besaß. Oft war sie auch recht enttäuscht, wenn sie sah, dass die Frauen ihrer »Predigt« keine größere Aufmerksamkeit schenkten. Wenn sie aber mit Oskar darüber sprach, lachte er herzlich.

»Du musst Geduld haben«, sagte er. »Du bist ja nicht hergekommen, um auf einem bestellten Boden zu arbeiten. Ihr Horizont ist sehr eng. Gottes Wort ist hier unbekannt und etwas Neues. Es wird seine Zeit brauchen, bis sie mit den Dingen, die

das Reich Gottes angehen, vertraut werden. Aber wenn Gott mit ihnen Geduld haben kann, warum sollten wir dann nicht auch Geduld haben?«

Eine der Frauen war anders als die anderen: Mbilika. Sie saß immer still da, blickte der geliebten Madamo in die Augen und lauschte mit ernster Miene. Kamen die anderen mit unpassenden Fragen, dann konnte sie richtig nach ihnen schnappen und sagen, sie sollten den Mund halten. Ganz von Anfang an hatte die alte Frau begriffen, dass die Weißen mit einer Botschaft zu ihnen kamen und nicht, um sie bloß zu unterhalten.

An den Abenden kamen von dem Haus des Mondele die wunderlichsten Töne. Es waren Töne, wie sie die Dorfbewohner nie zuvor gehört hatten. Sie lauschten überrascht und blickten einander fragend an. Schließlich näherten sie sich vorsichtig dem Haus und blieben draußen stehen. Als ein Gewirr von hohen und niedrigen Tönen, wie von summenden Insekten, zwitschernden Vögeln und miauenden Katzen, zu ihnen herandrang, machten sie ganz erschrockene Gesichter.

Aber plötzlich hörten sie bekannte und einfache Töne. Das waren ja die Melodien, die der Mondele sie gelehrt hatte und die sie bei den Gottesdiensten sangen. Da lächelten sie verwundert und erkannten sie wieder.

Seither wurde das merkwürdige Instrument bei den Versammlungen benutzt, und sie lernten es nach und nach schätzen.

Die Sache mit der Violine war eine Überraschung. Solveig hatte sie auf der Reise mit keinem Wort erwähnt. Als aber die Kisten geöffnet wurden, zog sie sie aus dem Versteck heraus, wo sie gut beschützt zwischen anderen Sachen gelegen hatte, und

überreichte sie Oskar feierlich. Er aber stand sprachlos mit dem Geigenkasten in der Hand da und blickte sie beinahe ungläubig an. Dann traten ihm die Tränen in die Augen.

»Nein, Solveig, du!«, brach es endlich aus ihm heraus. »Dass du darauf gekommen bist! Und ich hatte mich so nach meiner Geige gesehnt!« Er legte den Geigenkasten aus der Hand und schloss sie in seine Arme. »Du bist der beste Mensch der Welt!«, sagte er mit Überzeugung.

Es vergingen Wochen und Monate. Die »Kirche« wurde fertig, und neue kleine Häuser begannen Gestalt anzunehmen. Es würde noch etwas dauern, bis sie Zuwachs bekämen, aber Oskar ließ dennoch schon jetzt ein neues kleines Wohnhaus errichten.

Pekwa beschaffte ihm so viele Arbeitsleute, wie er brauchte. Diese erhielten Zahlung in klingender Münze und obendrein, was das Beste war: Salz. Oskar schickte ein paar Leute in die Handelsniederlassung und ließ neue Salzvorräte und Kleingeld holen. Einige einfache Möbel hatte er auch schon angefertigt. Er war vom Morgen bis zum Abend in Aktion.

An den Sonntagnachmittagen machten Oskar und Solveig sich öfter zu einem nahe gelegenen Dorf auf und hielten dort Versammlungen ab. Oft standen sie auch am Fluss und blickten zum anderen Ufer hinüber. Dort sahen sie Leute kommen und gehen und sich mit diesem oder jenem beschäftigen. Hin und wieder hörten sie auch die Tanztrommel dort drüben und ein rhythmisches Stampfen. Diese Tänze waren ganz anders als die, die sie in Pekwas Dorf zu hören gewohnt waren, und obwohl sie noch nie einem Menschen vom anderen Ufer begegnet waren, konnten sie aus ihren Rhythmen darauf

schließen, dass sie in ihrer Kultur von Pekwas Volk ganz verschieden waren.

Solveig fand sich so gut in die Sprache hinein, dass sie bald mit den Frauen ohne Schwierigkeiten Versammlungen abhalten konnte. Sie übernahm auch einen großen Teil des Unterrichts, sodass Oskar mehr Zeit für andere Arbeiten gewann.

Pekwa erschien regelmäßig bei den Versammlungen, blieb aber im Übrigen der alte Mann bei seinem Ahnenaltar und seinen althergebrachten Vorstellungen. Er sah wohl ein, dass die Missionare mit einer guten Botschaft gekommen waren, und er hatte wohl auch eine Ahnung, dass mit der Ankunft der Weißen in seinem Dorf eine neue Zeit für sein Volk anbrach. Er war aber, wie er selbst sagte, zu alt, um sich selbst noch umstellen zu können.

»Nehmt euch unserer Kinder an!«, sagte er. »Ein alter Hund kann keine Kunststücke mehr lernen. Deine Botschaft ist gut, aber ich bin zu alt.«

Oskar meinte, niemand sei zu alt, um Gottes Willen tun zu können. Aber der Häuptling schüttelte den Kopf.

»Ich bleibe bei dem Alten«, sagte er. »Nicht bei allem Alten«, fügte er schnell hinzu. »Wenn ich krank werde, komme ich zu dir und erhalte Medizin. Denn so viel habe ich gesehen: Deine Medizin ist stärker als die von Yamboli. Aber unterrichtet die Kinder! Wenn ich tot bin, kommt eine neue Zeit für die Schwarzen. Das sehe ich wohl ein. Aber ich selbst bin zu alt. Ich habe wie meine Väter gelebt und ich sterbe wie meine Väter. Unsere Kinder werden wie die Weißen leben und wie die Weißen sterben.«

»Aber du musst daran denken, dass Gottes Botschaft sich auch an dich wendet, Pekwa«, sagte dann Oskar.

»Ich komme ja zu deinen Gottesdiensten«, erwiderte Pekwa. »Und ich verstehe, dass dies alles gut ist. Ich bin nur zu alt, um etwas Neues zu lernen. Du musst für mich beten. Dann wird Gott mir schon helfen, obwohl ich seine Botschaft nicht lernen kann.«

Er versäumte nie die Gottesdienste, und er schickte immer mehr von seinen Söhnen in die Schule und erlaubte auch seinen Frauen, zu den Missionaren zu gehen und zu hören, was sie zu sagen hatten. Er hatte zehn Frauen, hatte allerdings keine Ahnung, wie viele Kinder er in die Welt gesetzt hatte.

Die Dorfbewohner hatten jetzt viele christliche Lieder gelernt. Es war daher nicht mehr nötig, ihnen Zeile für Zeile vorzusingen. Getauft hatte Oskar noch nicht. Er hielt es für besser, damit noch zu warten. Aber viele hatten ein Glaubensbekenntnis abgelegt. Sie beteten selbstständig in den Versammlungen und bemühten sich nach Kräften, sich vom Heidentum loszulösen. Es zeigte sich, dass das nicht immer ganz leicht vor sich ging. Immer wieder gerieten sie auf Abwege – mal auf moralischem Gebiet, mal hinsichtlich der Überlieferung ihrer Vorfahren.

»Man muss unendlich viel Geduld haben«, pflegte Oskar zu sagen, wenn sie sich darüber unterhielten. »Wir müssen ihnen viel zugutehalten. Bei uns zu Hause bekommen wir ja viele Grundsätze des Christentums von Kindesbeinen an eingepfht. Hier kommen wir auf ein unbestelltes Feld. Wir übergeben ihnen ein fertiges Glaubensgebäude und sagen: ›Bitte schön! So musst du sein! Das musst du glauben!‹ Ich hätte oft beinahe den Mut verloren, wenn ich gesehen habe, wie schwer es für diese armen Menschen ist, sich von dem Alten loszureißen. Aber ich habe dann immer zu mir selbst gesagt: ›Woher

nehme ich das Recht, diese Menschen zu verurteilen, für die Christus gestorben ist?« Wir müssen geduldig sein, die Saat in die Erde versenken und ihr so viel Zeit lassen, wie sie braucht, um zu keimen und zu wachsen. Es wird vielleicht lange dauern, Solveig, aber einmal werden wir bestimmt auf einen Acker blicken, dessen Korn in Reife steht!«

Mbilika war Witwe und eine Schwester Pekwas. Ihr Mann war ein Häuptling gewesen, der auf dem kleinen von ihm beherrschten Gebiet eine unbeschränkte Macht gehabt hatte. Jetzt waren die verschiedenen selbstständigen Reiche unter Pekwa vereinigt. Jedes dieser Gebiete hatte einen Unterhäuptling, und dieser war dem großen Häuptling Pekwa untergeordnet. Pekwa trug zum Zeichen seiner Würde eine Medaille, die der Staat ihm verliehen hatte.

Als Pekwas Schwager starb, mussten mehrere seiner Frauen ihm in das Grab folgen. Mbilika aber entging diesem Schicksal und wohnte seither unter den Frauen in Pekwas Harem. Sie genoss eine größere Freiheit als die Frauen des Häuptlings. Aber es war ganz natürlich, dass sie genauso wie diese arbeitete. Ihr Alter kannte niemand, nicht einmal sie selbst. Keiner dieser Bewohner des Urwaldes dachte je daran, die Regenzeiten zu zählen. Es regnete auch nicht wochenlang, sondern monatelang, und wenn sie etwas hatten, was man einen »Sonntag« nennen konnte, dann war es wohl die Zeit des Neumonds. Da gab es Gesang und Tanz und Fest. Die verschiedenen Meilensteine in ihrem Leben waren Begebenheiten, die manchmal um Jahre auseinander lagen. »Ich wurde geboren, als der große Heuschreckenschwarm kam«, sagten sie etwa. »Es geschah damals, als der große Häuptling Dekere starb«, oder: »... als

Yungu versuchte, den Flusslauf zu verändern.« Wie viele Jahre seither verflossen waren, konnte niemand sagen.

Aber jetzt begannen neue Dinge zu geschehen. Später würde es heißen: »damals, als der weiße Missionar kam«, oder: »damals, als der Mondele fortreiste und seine Frau holte«.



Oskar streifte eines Tages hinter dem Gebiet der Missionsstation im Wald umher. Er trug sein Gewehr an einem Schulterriemen. In der letzten Zeit war ein Leopard sehr zudringlich geworden. Er hielt es daher für das Sicherste, das Gewehr mitzunehmen, wenn er allein durch den Wald streifte.

Der Wald war dicht, aber er entdeckte einen kaum erkennbaren Pfad, der in das Innere führte. Plötzlich schreckte er eine Herde Affen auf. Einige langhaarige, schwarze und weiße Pelzaffen verlockten ihn sehr, und mehrere Male griff er instinktiv zum Gewehr. Aber jedes Mal besann er sich. Er war heute nicht ausgezogen, um Beute zu machen. Die schönen Tiere sollten in Frieden bleiben.

Es war spät am Nachmittag. Er dachte schon daran, allmählich umzukehren und zurückzugehen, als er Rauchgeruch wahrnahm. Neugierig setzte er seinen Weg noch eine Weile fort und gelangte an einen schmalen Pfad, der von dem alten abging. Er zögerte einen Augenblick und beschloss dann, ihm zu folgen. Plötzlich gelangte er an eine kleine Lichtung und entdeckte auf ihr eine Lehmhütte mit Blätterdach. Sie konnte nur wenige Quadratmeter groß sein. Das Dach hing tief über die Lehmwände herunter. Vor der Hütte brannte ein kleines Holz-

feuer, neben dem ein Topf stand. Der Inhalt des Topfes dampfte noch. Er musste also eben erst vom Feuer heruntergenommen worden sein. Oskar nahm einen eigenartigen, strengen Geruch wahr, der aus dem Topf kommen musste.

Es überraschte ihn nicht, dass sich hier eine Hütte befand, die er noch nie gesehen hatte. Er hatte ja nur einen kleinen Teil des Gebietes um Pekwas Dorf herum durchstreift, und er war jetzt etwa einen Kilometer von der Missionsstation entfernt. Was ihn überraschte, war etwas anderes. Er war fest davon überzeugt, dass Menschen in der Nähe sein mussten, und doch war alles still. Er hatte den Eindruck, als sei der Topf in aller Eile vom Feuer genommen worden und als habe sein Besitzer sich schleunigst davongemacht, als er sich genähert hatte.

Wer aus Pekwas Dorf würde wohl davonlaufen und sich verstecken, weil der Missionar in der Nähe war? Er stand ja mit jedem einzelnen Dorfbewohner auf vertrautem Fuß.

Nein, nicht mit allen! Diese Hütte musste seinem einzigen Feind gehören. Er glaubte förmlich das wildkatzenähnliche Gesicht und die vor Hass funkelnden Augen vor sich zu sehen.

Yamboli!

Plötzlich musste er daran denken, dass die Arbeiter nie große Lust gezeigt hatten, den auf dieser Seite der Station liegenden Wald zu betreten, obwohl dort gutes Baumaterial zu finden war. Er hatte darüber nicht nachgedacht. Jetzt aber ahnte er den Zusammenhang. Sein erster Gedanke war, sich zurückzuziehen. Er hatte kein großes Verlangen, diesem Mann hier draußen im Wald zu begegnen.

Aber war er nicht auch ein Mensch, für den Christus gestorben war? Ein armer Verblendeter, einer der nicht wusste, was

zu seinem eigenen Besten diene? Gott liebte ihn. Hatte ein von Gott gesandter Diener da einen Grund, seine Gesellschaft zu scheuen?

Er war so fest davon überzeugt, der Mediziner müsse in der Nähe sein, dass er beschloss, nach ihm zu rufen. Er hatte den Mund schon geöffnet – doch dann besann er sich. Er konnte sich ja irren. Vielleicht hatte sich ein anderer Dorfbewohner in die Wildnis zurückgezogen.

Er näherte sich der Öffnung der Hütte, die nur einen knappen Meter hoch war, und fragte freundlich: »Ist jemand hier?«

Da niemand antwortete, blickte er in das Innere. Drinnen war es halbdunkel. Er zündete ein Streichholz an und blickte abermals hinein. Die Hütte war leer. An einer Leine hingen verschiedene Beutel und Pflanzenbündel. Eine niedrige Pritsche aus Palmblättern stand an der Wand. Kleine Lehmkrüge standen in Reih und Glied auf dem Boden, jeder mit einem frischen, grünen Blatt bedeckt. *Ein ordnungsliebender Mensch ist er!*, dachte Oskar.

Das Streichholz ging aus. Er richtete sich wieder auf und blickte sich um. Dann ging er um die Hütte herum. Hinter ihr stand etwas, was seiner Meinung nach ein Ahnenaltar oder etwas Ähnliches sein musste. Er war größer als alle, die er bisher gesehen hatte, und aus starken Hölzern erbaut. Er glich einem viereckigen Miniaturhaus, dessen Dach wie eine gewöhnliche Hütte mit Blättern bedeckt war.

Als er ihn genau betrachtete, machte er die Feststellung, dass die Vorderseite sich entfernen ließ. Neugierig schob er die lose Wand zur Seite und blickte hinein. Im Inneren stand eine Reihe geschnitzter Holzfiguren von verschiedener Größe.

Andere unbestimmbare Dinge aus Eisen lagen auf dem Boden der Hütte. Es waren vermutlich ebenfalls Symbole der Gottheit. Denn dass die Holzfiguren Götzen waren, darüber bestand kein Zweifel.

Er fühlte tiefes Mitleid mit dem verblendeten Menschen, dem diese Dinge gehörten. Diese plumpen, leblosen Holzfiguren waren alles, was der Mann besaß, und alles, worauf er baute.

Er blickte auf. In einem Baumstamm neben dem Götzenaltar steckte ein großes Messer mit gebogener Klinge. Es hatte eine Form, wie er sie noch nie gesehen hatte. Es war rostig und musste sehr alt sein.

Erst später erfuhr er, dass diese Hiebwaaffe ein Symbol für die Macht der Götter war. Keiner konnte sie ungestraft aus dem Baumstamm entfernen. Tat er es, so musste er sterben. Niemand hatte es je versucht, denn keiner aus Pekwas Dorf hätte es gewagt, den heiligen Bezirk zu betreten. Was er hier vor sich sah, war die Waffe der Götter. Wer sie anrührte, auf den würde sie sich richten: Die Hand der Gottheit würde sich gegen ihn erheben!

Aber dies alles brachte Oskar erst später in Erfahrung. Er hätte viel dafür gegeben, wenn er es damals schon gewusst hätte. Er trat an den Baum heran, reckte sich auf den Zehen hoch und ergriff den Schaft des Messers. Er meinte, es sei rein zufällig in den Stamm getrieben worden, und wollte sich die merkwürdige Waffe nur etwas ansehen und sie dann wieder in den Stamm hineintreiben. Er hatte dabei überhaupt nicht den Gedanken, die religiösen Gefühle der Heiden zu verletzen, wie naiv und sinnlos sie auch sein mochten.

Das Messer saß fest. Er musste kräftig ziehen, um es lockern zu können. Als es endlich heraus war, betrachtete er es voller Bewunderung. Hätte es jemand anderem und nicht gerade dem Mediziner gehört, würde er sicherlich gefragt haben, ob er es kaufen könne.

Plötzlich glaubte er in seinem Rücken eine Bewegung zu spüren. Vielleicht hatte ihn auch nur eine innere Stimme gewarnt. Er wandte sich jäh herum, hörte das Zurückschnellen einer Bogensehne, erblickte flüchtig einen Arm, der hinter dem Hütendach verschwand, und hatte gleichzeitig das Gefühl, dass etwas dicht an seinem Hals vorüberflog. Im selben Augenblick hörte er auch schon einen Aufprall an dem Baumstamm hinter ihm.

Er wandte sich um. Ein langer Pfeil steckte zitternd in der Rinde! Eine ganz kleine unbewusste Bewegung hatte ihm das Leben gerettet! Er ließ das Messer fallen und riss das Gewehr von der Schulter, ohne sich darüber klar zu sein, wozu er es brauchen wolle. Eine ganze Minute stand er auf demselben Fleck und starrte in die Richtung, in der der Angreifer zu finden sein musste. Aber dann sagte er sich, der Mann könne genauso gut schon auf der entgegengesetzten Seite sein und von dort aus auf ihn zielen. Der Gedanke, dass er kaum eine Aussicht hatte, mit dem Leben davonzukommen, war so bestürzend, dass sein Herzschlag stockte. Er war völlig wehrlos!

Mein Gott!, dachte er. In bin in deiner Hand!

Eine bange Ahnung veranlasste ihn, mit der Hand seinen Hals zu betasten. Er blickte auf seine Finger, weil er beinahe erwartete, er werde an ihnen Blut entdecken. Hatte er sich auch nur die kleinste Verletzung zugezogen, dann war er möglicher-

weise zum Tode verurteilt! Wie es schien, hatten ihn aber nur die Federn am Pfeilschaft gestreift. Endlich hob er das Messer auf, das er hatte fallen lassen, und stieß es in den Baumstamm hinein. Dann setzte er die Vorderwand wieder vor die Altarhütte, richtete sich auf und verließ den verbotenen Bezirk.

Dass er sich auf Yambolis Eigentum befand, daran zweifelte er nicht länger. Ebenso wenig zweifelte er daran, dass der Mediziner und kein anderer auf ihn geschossen hatte.

Sein Leben hatte an einem Faden gehangen. Es graute ihm bei dem Gedanken, dass dies beinahe sein letzter Spaziergang gewesen wäre. Ja, er konnte es noch immer sein. Er wandte sich noch einmal um und beschleunigte dann den Schritt, wobei er sich bemühte, den Eindruck zu vermeiden, als trete er eine panikartige Flucht an. Er war sich völlig klar über die Gefahr, in der er geschwebt hatte. Der Pfeil war selbstverständlich vergiftet. Wäre er getroffen worden, ja, hätte die Pfeilspitze seinen Hals auch nur geritzt, wäre es wahrscheinlich im Laufe von ein oder zwei Minuten mit ihm aus gewesen. Yamboli würde ihn dann tiefer in den Wald hineingeschleppt und dort begraben haben.

Natürlich würde man ihn im Dorf vermissen, wenn er nicht zurückkehrte, aber niemand wusste ja, wohin er gegangen war. Man würde daher annehmen, er wäre von einem Raubtier überrascht, in den Wald geschleppt und gefressen worden. Selbst wenn man die Nachricht von seinem tragischen Schicksal der Behörde »telegrafierte«, würde der Staatsfunktionär nicht vor acht bis zehn Tagen zur Stelle sein können. Die Nachforschungen würden selbstverständlich ergebnislos verlaufen. Niemand konnte verdächtigt werden. Oh ja, er wusste schon, was er tat, der verschlagene Yamboli!

Und Solveig! Und das Kleine, das, wie er wusste, unterwegs war! Großer Gott! Wie nahe war er dem Tod gewesen!

Er überlegte, ob er den Vorfall Pekwa erzählen solle. Was würde der Häuptling dann tun? Was konnte er tun?

Solveig wollte er vorläufig nichts erzählen. Es würde sie nur erschrecken. Als er zu Hause ankam, hatte er sich einigermaßen beruhigt. Aber er setzte sich sofort hin und schrieb einen Brief, den er in einen dicken Umschlag steckte. Auf die Außenseite schrieb er, der Brief solle von dem Staatsfunktionär geöffnet werden, falls ihm, Oskar, ein Unglück zustieße. Er versiegelte den Umschlag, legte ihn in einen zweiten, etwas größeren und versah diesen mit der Adresse.

Der Brief wurde am nächsten Morgen durch einen von Pekwas Leuten befördert. Als das geschehen war, ging Oskar zu dem Häuptling, unterhielt sich mit ihm über dies und jenes und überlegte währenddessen im Stillen, was er wegen des Vorfalls im Wald tun solle. Hier, wo er jetzt saß, konnte er unmöglich davon sprechen, denn der Häuptling war nie allein. Es glückte ihm aber schließlich, Pekwa unter einem Vorwand dazu zu bewegen, dass er ihn begleitete. Als einer von den Männern Miene machte, sich ihnen anzuschließen, sagte Oskar, sie könnten ruhig bleiben, wo sie seien, wenn Pekwa selbst nicht darauf Wert lege, dass sie mitkämen. Sie blickten den Häuptling fragend an. Vielleicht hatte dieser das Gefühl, dass der Mondele gern mit ihm allein sprechen wollte. Jedenfalls sagte er zu den Leuten, sie sollten zurückbleiben.

Die beiden Männer nahmen den Weg zum Fluss und unterhielten sich anfangs über gleichgültige Dinge. Als sie in den

Wald eingetreten waren, fragte Oskar plötzlich: »Wohnt Yamboli im Wald hinter meinen Häusern?«

Pekwa blieb stehen und blickte ihn unsicher an. »Was willst du damit sagen?«, fragte er.

»Lass uns weiter gehen«, sagte Oskar. »Aber sage mir, ob Yamboli dort wohnt.«

Pekwa zögerte etwas mit der Antwort. Dann sagte er: »Yamboli wohnt nicht dort im Wald. Er wohnt in einigen Hütten, die auf der anderen Seite von meinen eigenen gelegen sind. Dort!« Er zeigte in die entgegengesetzte Richtung.

Da erzählte Oskar, was er gesehen hatte. Er sagte nichts von dem Mordversuch, aber der Häuptling war sichtlich erschrocken.

»Yamboli wohnt nicht im Inneren des Waldes«, sagte er noch einmal, als Oskar geendet hatte. »Aber er opfert dort. Er hat dort seine Medizinien. Ich habe diese Stätte nie gesehen. Außer dir hat niemand sie gesehen. Keiner von uns würde sich in die Nähe seines Bezirkes wagen, denn es würde dazu führen, dass die Götter uns töteten.«

»Oder dass der Medizinmann euch vergiftete«, sagte Oskar.

Pekwa antwortete nicht sofort. Er blickte sich gleichsam zufällig um. Dann sagte er leise: »Vielleicht. Ich weiß es nicht. Aber ich glaube nicht, dass Yamboli dazu Gift benötigt. Er kann auch auf andere Weise töten.«

»Daran zweifle ich nicht«, sagte Oskar bedeutungsvoll.

»Ich meine, er kann den Zorn der Geister auf uns herabziehen«, sagte Pekwa, der sofort verstand, woran Oskar dachte. »Hast du den Altar tief im Wald gefunden? Du musst wissen, Mondele, dass sich kein Mensch in jenen Teil des Waldes hineinwagen würde. Wir haben daher keine Ahnung, wo der Altar steht.«

»Willst du mir erzählen, keiner deiner Leute begeben sich in den Wald auf jener Seite des Dorfes?«, fragte Oskar ungläubig.

»Seit ich jung war, ist keiner in ihm gewesen«, sagte Pekwa, und er war so ernst, dass Oskar nicht an seinen Worten zweifeln konnte. »Yamboli ist älter als ich. Schon in meiner Jugend, als mein Vater Häuptling war, hatte er Yamboli zum Medizinmann. Das Dorf meines Vaters lag weiter im Westen. Als er starb, wurde ich Häuptling und verlegte mein Dorf hierher. Aber der Wald dort drüben gehörte schon damals Yamboli und den Göttern.«

Er blieb stehen und blickte Oskar ernst an. »Mondele«, sagte er, »ich habe Angst. Es ist noch nie geschehen, dass ein gewöhnlicher Mensch den Aufenthaltsort der Götter gesehen hat. Ich erinnere mich gut, dass mein Vater dem Medizinmann zwei Sklaven gab, die ihn in den Wald begleiteten. Sie sollten irgendwo in seinem Innern eine Hütte für den Medizinmann errichten. Solange sie daran arbeiteten, durften sie sich nie im Dorf zeigen. Und später sahen wir sie nicht mehr. Als mein Vater nach ihnen fragte, erwiderte Yamboli, die Götter hätten sie hinweggenommen. Auch zu meiner Zeit hat er bei zwei Gelegenheiten Sklaven zur Verfügung gestellt bekommen, die sein Haus im Innern des Waldes reparieren oder ein neues bauen sollten. Auch diese Sklaven kehrten nie zurück. Daher weiß niemand, wo sein Altar und Geisterhaus gelegen sind. Wir wissen nur, dass es irgendwo im Innern des Waldes sein muss und dass der Wald ein verbotenes Gebiet ist.«

»Aber weshalb erhielt ich dann die Erlaubnis, mich dort niederzulassen?«, fragte Oskar verwundert.

»Du wohnst ja unmittelbar bei meinem Dorf«, erwiderte Pekwa. »Ich glaubte nicht, du würdest auf den Gedanken kom-

men, eines Tages in die Wildnis einzudringen. Es muss ja beinahe unmöglich sein, dort vorwärtszukommen. Ich hätte freilich wissen sollen, dass ihr Weißen euch durch nichts aufhalten lasst.«

»Es führte ein kleiner Pfad in den Wald hinein.«

»Das ist der Pfad des Medizinmannes. Niemand anders geht dort, und dieser Pfad muss fast unsichtbar sein, da nur Yambolis Füße ihn betreten. Und dann natürlich auch Raubtiere.«

»Ich hätte daran denken sollen«, sagte Oskar. »Denn ich habe längst gemerkt, dass die Arbeiter wenig Lust haben, den Wald hinter meinen Häusern zu betreten.«

»Sie wollen gern ganz sicher sein«, sagte Pekwa. »Aber Yambolis Altar liegt natürlich tief im Innern des Waldes.«

»Es kommt darauf an, was man darunter versteht«, erwiderte Oskar. »Die Stelle ist nur halb so weit von meinem Haus entfernt wie deins vom Fluss.«

Pekwa blieb wieder stehen und blickte ihn erschrocken an. Dann schüttelte er den Kopf und schnippte mit den Fingern.

»Hätte ich das gewusst, so hätte ich nicht erlaubt, dass du dich auf jener Seite meines Dorfes niederließest«, sagte er. »Du kannst unmöglich in der Nähe von Yambolis Götterhaus wohnen.«

»Das sehe ich ein«, erwiderte Oskar. »Und ich wünsche es auch nicht. Aus gewissen Gründen. Yamboli muss daher woanders hinziehen.«

»Er fortziehen? Nein, du musst fortziehen, Mondele. Ich werde einen anderen Platz für dich finden, der genauso schön ist, und meine Leute sollen für dich bauen.«

»Wie würde das denn aussehen, Häuptling?«, wandte Oskar ein. »Der Diener des höchsten Gottes sollte vor einem Medi-

zinmann fliehen? Nein, Pekwa, das geht nicht. Der allmächtige Gott, der mich und Yamboli geschaffen hat, der über Leben und Tod gebietet und der mich hierhergesandt hat, will das nicht.«

»Dann wirst du über dich selbst und über uns Unglück bringen«, sagte Pekwa entschieden.

»Wir werden sehen, wer stärker ist – Gott oder Yamboli!« Oskar blieb stehen und legte die Hand auf die Schultern des Häuptlings. »Ich bin nicht unsterblich, Pekwa«, sagte er, »aber ich habe auch keine Angst vor dem Tod. Wenn ich sterbe, hat der allmächtige Gott unzählige andere Männer zur Verfügung, die meinen Platz einnehmen können. Und sollte einer so verwegen sein, den Boten Gottes ein Haar zu krümmen, dann wird er vermutlich nicht mit sich spaßen lassen.«

Pekwa betrachtete Oskar bewundernd, aber er war keineswegs überzeugt. Sie setzten, in Gedanken vertieft, langsam ihren Weg fort. In einiger Entfernung vom Fluss machten sie halt und blickten zum anderen Ufer hinüber. Keiner von ihnen sagte etwas. Und bald machten sie sich wieder auf den Rückweg.

Sie waren schon in der Nähe des Dorfes angelangt, als Oskar fragte: »Ist der Mann des Staates schon einmal hier gewesen?«

»Ein paar Mal«, antwortete Pekwa. »Aber meistens schickt er nur einen Schreiber, der die Steuern verlangt. Weshalb fragst du?«

»Ich musste gerade daran denken«, erwiderte Oskar.

Der Häuptling fragte nichts weiter. Aber er war jetzt nachdenklich geworden, und mehr hatte Oskar vorläufig nicht erreichen wollen.

Am selben Abend, als Solveig sich hingelegt hatte, stand Oskar gedankenversunken auf der Veranda. Er hatte kein anderes Licht

als den schwachen, gelben Schein einer kleinen Laterne. Draußen in der Ferne hörte er einen Leopard. Sonst war es ringsumher still. Er war sich überhaupt nicht im Klaren, wie er sich verhalten solle. Er wollte den guten Willen des Häuptlings nicht zu sehr auf die Probe stellen. Er hatte aber auch keine Lust, auf den Mediziner allzu viel Rücksicht zu nehmen. Wie würde Pekwa sich wohl dazu stellen, wenn Oskar auf seinem Willen bestand und hier wohnen blieb? Würde das die begonnene und verheißungsvolle Arbeit gefährden? Wie aber, wenn er nachgab? Würde das nicht einer Niederlage gleichkommen, die in vielen Jahren nicht wiedergutzumachen war? Würde es nicht auch zur Folge haben, dass Yamboli immer frecher wurde, mit seiner Macht prahlte und die Bewunderung der Dorfbewohner gewann? Für einen solchen Entschluss konnte er nicht die Verantwortung übernehmen.

»Ich bleibe hier!«, flüsterte er. »Ja, ich bleibe hier!«

Plötzlich wurde er von einer seltsamen Unruhe ergriffen. Er hatte das Gefühl, als wäre er in Gefahr. Vergebens suchte er sich einzureden, er sei nur nach dem Erlebnis im Wald nervös geworden. Aber er kam nicht zur Ruhe. *Du Dummkopf!*, dachte er. *Du fängst an, abergläubisch zu werden!* Er griff nach der Laterne, um hineinzugehen und sich schlafen zu legen.

Da tauchte Yambolis Gesicht unmittelbar vor der Veranda auf! Sie waren nicht mehr als zwei Meter voneinander entfernt. Zwei hasserfüllte Augen starrten ihn an. Ihm war, als hörte sein Herz auf zu schlagen. Unwillkürlich dachte er, er habe jetzt nur noch wenige Sekunden zu leben. Was sollte er tun? Um Hilfe rufen? Den Mann bitten, seiner Wege zu gehen, denn er habe hier nichts zu suchen? Oder sollte er ins Haus eilen und die Tür verschließen?

Das Letztere kam wohl nicht in Frage. Denn dazu reichte die Zeit nicht. Hatte Yamboli einen giftigen Pfeil auf die Bogensehne gelegt, dann brauchte er, geübt wie er war, nur eine Sekunde, um ihn zu durchbohren.

Er blieb stehen. Er begegnete den bösen Blicken, die aus der Dunkelheit auf ihn gerichtet waren, und starrte zurück. Er war sich keiner bestimmten Absicht bewusst, als er den anderen so intensiv anstarrte. Er hatte wohl ein unbestimmtes Gefühl, dass hier zwei Geistesmächte ihre Kräfte maßen, und er wusste, dass er nicht nachgeben durfte.

Er wurde ruhiger. Er wusste plötzlich, dass Gott ihn nicht im Stich lassen würde. Sein Blick wurde fester. Ohne zu blinzeln, starrte er auf das Gesicht vor der Veranda und merkte, wie der andere unsicher wurde. Minute um Minute verging. Endlich senkte der Mediziner die Lider, und im nächsten Augenblick war er verschwunden. Da nahm Oskar die Laterne und ging hinein. Aber er schlief nicht viel in dieser Nacht.

Er wollte Solveig noch immer aus der Sache heraushalten. Während er wach lag und voller Sorgen in die Dunkelheit starrte, kam ihm der Gedanke, es sei gut, wenn er sie für einige Zeit fortschickte. Aller Voraussicht nach konnten sie das Kleine in vier Monaten erwarten. Er wollte sie in dieser Zeit nicht gern seelischen Erschütterungen aussetzen. Außerdem war sie ja ebenfalls in Gefahr. Ob er sie nicht in einer weiter im Süden gelegenen Missionsstation unterbringen konnte? Dort herrschten sichere Verhältnisse, und es gab dort weibliche Missionare und vielleicht Krankenschwestern. Ihm hatte schon lange vor dem Tag gegraut, an dem er allein und ohne rechte Kenntnisse vielleicht um zweier Menschen Leben würde kämpfen müssen.

Am folgenden Tag führten sie ein langes Gespräch. Das Ergebnis war, dass er an eine Missionsstation am Kongofluss schrieb.

In der Wartezeit ging alles ungestört seinen gewohnten Gang. Er begann zu glauben, das Schlimmste sei überstanden. Vielleicht hatte Yamboli von Pekwa eine vorsichtige Warnung erhalten? Oder vielleicht ahnte er, dass Oskar für den Fall, dass ihm etwas zustoßen sollte, Vorkehrungen getroffen hatte?

Es verging mehr als ein Monat, bis auf Oskars Brief Antwort kam. Als er den Brief endlich in Händen hielt, spürte er, wie ihm eine schwere Bürde von der Schulter genommen wurde.

Sie schrieben, Solveig sei herzlich willkommen. Oskar ebenfalls. Sie hätten Ärzte und Krankenschwestern auf der Station. Er konnte sich also nichts Besseres wünschen.

Es folgten geschäftige Tage, und sie wurden beide von einer Art Reiseieber ergriffen. Solveig ging geschäftig umher und packte und ordnete. Ihre Wangen waren rot vor Spannung und Eifer. Oskar hielt sich so viel wie möglich in ihrer Nähe auf und half ihr. Die Arbeit auf der Station musste vorläufig etwas zurückstehen. Nur der Morgengottesdienst und die Behandlung der Kranken beanspruchten Oskars Zeit, bis der Tag der Abreise kam.

Am Vortag machte er einen Rundgang auf dem Stationsgebiet. Er rechnete mit einer Abwesenheit von einem Monat und hatte schon angeordnet, welche Arbeit in dieser Zeit fortgeführt werden solle. Die meisten Arbeiter wurden vorläufig entlassen. Zangabai sollte auf der Station bleiben und sich des Unterrichts und der Gottesdienste annehmen. Er sollte in dem großen Haus schlafen und dafür sorgen, dass die weißen Ter-

miten keine Verheerungen anrichteten. Baka sollte die Reise mitmachen.

Oskar hatte von dem Mediziner seit seinem nächtlichen Besuch auf der Missionsstation nichts mehr gesehen. Er selbst hatte es vermieden, Yambolis Gebiet zu betreten. Er hoffte aufrichtig, der Mediziner würde sein Heiligtum in eine andere Gegend verlegen. Die Grenzen für den Bereich der Missionsgebäude sollten bald abgesteckt werden, und sie würden tiefer in den Wald hineinreichen, als es Pekwa gefallen würde, wenn Yamboli an seinem alten Platz verharrte.

Zu seinem Kummer hatte Oskar festgestellt, dass der Häuptling nicht mehr zu den Gottesdiensten kam. Er wollte ihn nicht fragen, denn er kannte den Grund. Pekwa hatte Angst. Sie hatten nicht mehr darüber gesprochen, seitdem Oskar ihm erzählt hatte, dass er wisse, wo der Altar sich befindet. Aber er hoffte, dass der Häuptling so viel Mut gehabt hatte, Yamboli zu bitten, er möge sein Heiligtum an eine andere Stelle verlegen.

Vielleicht war das bereits geschehen. Die Tatsache, dass der Mediziner seine Mordversuche nicht wiederholt hatte, schien dafür zu sprechen.

Und da kam ihm nun der Mann, an den er dachte, ganz unerwartet entgegen!

Er glaubte zuerst, Yamboli habe ihn nicht gesehen. Aber bald wurde ihm klar, dass der Mediziner im Gegenteil die Absicht hatte, mit ihm zu sprechen. Er konnte es nicht verhindern, dass sich seiner eine gewisse Unruhe bemächtigte. Zu seiner Erleichterung sah er, dass Yamboli unbewaffnet war. Da außerdem andere Menschen in der Nähe waren, konnte man ja auch nicht erwarten, dass er in diesem Augenblick etwas Böses im Schilde führte.

Aber was wollte er? Oskar blieb stehen. Der andere machte noch ein paar Schritte und blieb dann ebenfalls stehen. Lange standen sie so und betrachteten einander. Oskar versuchte zu lächeln, aber das Gesicht des Medizinmannes blieb reglos. Seine Augen waren böse und voller Hass. Der Mund war halb offen und ließ ein paar gelbe, spitzgefeilte Zähne sichtbar werden.

Wildkatze!, dachte Oskar. Ob es jemals glücken würde, in diese verdunkelte Seele Licht zu bringen?

»Guten Tag, Yamboli!«, sagte er laut.

Yamboli antwortete nicht, sondern starrte ihn nur voller Hass an. Oskar war klar, dass dies keine zufällige Begegnung war. Da der andere keine Waffe hatte, war er offenbar nicht gekommen, um ihn zu ermorden. Aber welche Absicht verfolgte er? Dass er nicht an Friedensverhandlungen dachte, war seiner feindseligen Haltung anzumerken.

»Weshalb bist du mein Feind?«, fragte Oskar freundlich.

»Ich bin dein Feind!«, erwiderte der Medizinmann, ohne seine Blicke abzuwenden. Es war offensichtlich, dass er seine Niederlage vom letzten Mal wiedergutmachen wollte. Damals hatten die Augen des Mondele ihn erschreckt, jetzt wollte er sich nicht wieder erschrecken lassen!

Oder hatte er Angst? Machte er etwa einen krampfhaften Versuch, den Mutigen zu spielen, um seine Angst zu verbergen?

»Ich weiß, dass du mein Feind bist«, erwiderte Oskar so ruhig wie möglich. »Aber ich möchte nicht dein Feind sein. Ich bin hergekommen, um euch zu helfen. Siehst du denn nicht, wie gut wir euch gesinnt sind? Wir lachen und freuen uns mit euch, wir geben euch Medizin –«

»Früher habe ich meinem Volk Medizin gegeben«, unterbrach ihn Yamboli. Oskar hörte deutlich den schmerzlichen Unterton aus dieser Antwort heraus. Er konnte sich nicht helfen: Yamboli tat ihm leid.

»Ja, ich weiß es«, sagte er. »Du kennst viele Pflanzen im Wald und hast sicherlich vielen Kranken geholfen. Aber ich habe es dir doch nicht verboten, dass du denen, die zu dir kommen, Medizin gibst, oder?«

»Niemand kommt mehr zu Yamboli«, erwiderte der Mediziner. »Du hast die Leute verhext. Bevor du kamst, lebten wir wie unsere Väter und waren glücklich.«

»Du warst glücklich, Yamboli. Denn du hattest Macht über die Menschen.«

»Alle waren glücklich! Lebten wir nicht unter dem Schutz der Götter, bevor du kamst – bevor die verfluchten Weißen kamen?«

»Unter dem Schutz der Götter! Aber weshalb beschützten die Götter euch denn nicht, wenn Krankheiten ganze Dörfer entvölkerten, wenn die Araber Tausende von jungen Männern und Frauen wegschleppten, wenn die Häuptlinge ihre Untertanen töteten, wenn die Dörfer Krieg miteinander führten und niemand es wagte, sich von seinem Dorf weit zu entfernen?«

»Das ist Sache der Götter«, antwortete der Mediziner kurz. »Auch in den Ländern der Weißen ist man wohl nicht vor Unglück sicher! Aber weshalb kommst du zu uns mit eurer Lehre? Ihr kommt nicht, um uns etwas Gutes zu bringen! Das sagt ihr nur, um zu betrügen. Ihr wollt uns zu Sklaven machen, in unserer Erde nach merkwürdigen Steinen und Metallen graben, uns unseren Wald wegnehmen, uns ausrotten und von unserem Land Besitz ergreifen!«

»Nein, Yamboli«, sagte Oskar. »Das ist nicht wahr. Als ich zu euch kam, tat ich es, weil ich es gut mit euch meine. Ich sah, wie ihr von Krankheiten geplagt wurdet, und wollte euch heilen. Ich sah eure Unwissenheit und wollte euch unterweisen. Ich sah eure Schwierigkeiten und wollte bei euch sein und helfen. Und wenn ich sterbe und man mich ins Grab legt, werde ich keinen Fußbreit von eurem Boden besitzen noch eine Tonchale, die ich euch weggenommen habe. Ich bin hergekommen, weil der allmächtige Gott – kein weißer Gott, sondern der Gott aller Menschen – mich gesandt hat.«

»Ich glaube dir nicht«, sagte Yamboli hartnäckig. »Du bist gekommen, um uns zu verderben!«

»Hast du deshalb versucht, mich draußen im Wald zu töten, wo der allmächtige Gott mich rettete?«

Der Mediziner wurde unruhig. »Ich habe nicht versucht, dich zu töten«, sagte er und wandte zum ersten Mal die Augen ab. »Es gibt noch mehr Menschen im Wald außer mir.«

»Sicherlich«, sagte Oskar gleichmütig. »Ich will nicht mit dir rechten. Ich will dich nur auf etwas aufmerksam machen. Erstens stehe ich unter dem Schutz meines Gottes – wie du selbst gesehen hast, als du mit dem Pfeil nach mir zieltest. Und zweitens ist das Auge des Staates auf dich gerichtet, und es blickt viel weiter, als du denkst.«

»Du hast das Heiligtum der Götter gekränkt!« Yambolis Stimme klang sehr viel weniger selbstsicher als früher.

»Das habe ich nicht absichtlich getan, Yamboli«, sagte Oskar. »Ich habe nicht die Gewohnheit, ein Heiligtum zu kränken – wenn ich auch nicht an deine Götter glaube. Ich wusste nicht, dass dein Gotteshaus dort im Wald steht. Niemand im ganzen

Dorf wusste es. Aber ich will dir jetzt einen guten Rat geben. Am liebsten sähe ich es natürlich, wenn du deine Götter aufgeben und an den lebendigen Gott glauben würdest, der mich gesandt hat. Aber wenn du das nicht willst oder nicht kannst, dann verlege auf jeden Fall deinen Altar an einen anderen Ort!«

»Niemals!«, erwiderte Yamboli bestimmt und endgültig. Er starrte voller Wut auf seinen Gegner.

»Es wäre für dich selbst das Beste«, sagte Oskar ruhig. »Ich werde den Wald roden müssen. Bald kommt der Mann des Staates und misst das Stück Land aus, das ich brauche, um unter euch arbeiten zu können. Da wirst du selbst wünschen, dein Altar läge an einer anderen Stelle.«

»Niemals!«

»Der Wald ist weit und groß, Yamboli.«

»Ich werde niemals meinen Altar an eine andere Stelle verlegen!«, rief der Mediziner wieder. Seine Augen schienen Blitze zu senden. »Du bist in mein Gebiet eingedrungen. Du bist ein Dieb! Yamboli verflucht dich! Die Geister der Ahnen verfluchen dich! Dieser Fluch wird dich begleiten, bis du von hier fortgehst!«

Er wandte sich zum Gehen, blieb aber wieder stehen, als Oskar sprach: »Bist du gekommen, um mir das zu sagen, Yamboli?«

Der Mediziner blickte ihn an, und Oskar musste wieder an die fauchende Wildkatze denken.

»Ja, deshalb bin ich gekommen«, antwortete er. »Geh fort! Verschwinde aus Pekwas und Yambolis Land! Tust du es nicht, so werde ich dich bei Tag und bei Nacht verfluchen! Yamboli hat gesprochen.«

Damit verschwand er.



Am nächsten Tag machten Oskar und Solveig sich auf die Reise. Er hatte für sie einen bequemen Tragstuhl gemacht und schärfte den Trägern ein, recht vorsichtig zu sein. Die Dorfbewohner waren sich selbst über die Situation im Klaren und nickten.

Das zu erwartende Ereignis wurde in jeder Hütte des Dorfes besprochen. Sie wussten alle, weshalb Solveig fortreiste. Wenn sie auch auf ihre eigenen Frauen unter solchen Umständen nicht viel Rücksicht nahmen, war es doch, so glaubten sie, bei Madamo eine andere Sache.

Wie gewöhnlich gaben ihnen viele ein weites Stück das Geleit. Am längsten harrte Mbilika aus. Sie weinte und wollte Solveigs Hand gar nicht loslassen, als sie ihr Lebewohl sagte. Solveig musste ihr auf Ehre und Gewissen versprechen, dass sie wiederkommen würde.

Dann setzte der Zug sich in Bewegung, musste aber aufs Neue anhalten, da Mbilika zurückgelaufen kam und die Hand auf die Tragstange legte.

»Madamo«, sagte sie atemlos, »wenn du zurückkommst und hast das Kleine bei dir, darf ich es dann in meinen Armen halten? So!« Sie hielt ihre Arme, als läge das Kind schon drin.

Solveig lächelte. »Du sollst die Erste im Dorf sein, die mein Kind tragen darf«, sagte sie.

Überglücklich und stolz wanderte die alte Frau ins Dorf zurück, und der Tragstuhl schaukelte behutsam weiter. Oskar radelte ein paar Meter voraus.

Mbilika beschleunigte den Schritt. Der Gesang der Träger klang immer schwächer aus der Ferne herüber. Die anderen Frauen würden grau vor Neid werden, wenn sie ihnen erzählte, was Madamo ihr versprochen hatte.



Einen Monat später herrschte in Pekwas Dorf große Aufregung. Selbst Pekwa war gereizt und regte sich über jede Kleinigkeit auf. Die Hände der Frauen gingen über den Mühlsteinen nervös hin und her, und die Männer waren ständig mit ihren Fangnetzen unterwegs, um Fleisch herbeizuschaffen. Kleine Mädchen und geängstigte Sklaven hackten mit ihren einfachen Geräten auf der Dorfstraße, um das Unkraut zu entfernen. Am Flussufer wurden die Kanus überholt und gewaschen. Die Männer blickten nervös auf ihre Personalausweise, die für sie nur ein verhasstes Symbol der Abhängigkeit und Verpflichtung waren.

Einige von den Männern verschwanden ganz einfach. Sie ließen von den Frauen geräuchertes Fleisch und eine größere Menge grüne Bananen zusammenpacken und zogen in den Wald. Vielleicht hatten sie ein schlechtes Gewissen. Vielleicht aber hatten sie auch gar nichts Unrechtes getan, sondern machten sich nur davon, um ganz sicher zu gehen. Man konnte ja nicht wissen, worauf der Mann des Staates kommen würde.

Ja, der Mann des Staates! Der Trommeltelegraf hatte nämlich gemeldet, der Staatsfunktionär sei im Anmarsch. Sie hatten zu dieser Zeit den Missionar zurückerwartet. Aber ihre Bestürzung war groß, als sie erfuhren, dass der Mann des Staates ihn begleitete und sie zu besuchen gedachte.

Pekwa vermutete sofort einen Zusammenhang mit der Frage, die Oskar vor einiger Zeit an ihn gerichtet hatte. Hatte er etwa den Mann des Staates wegen Yambolis Götzenaltar mitgebracht? Oder hatte Pekwa Schwierigkeiten zu erwarten, weil er in der letzten Zeit nicht zu den Gottesdiensten gekommen war? Würde er seine Häuptlingswürde verlieren?

Eine Abteilung Krieger kam gerade von einer missglückten Jagdexpedition zurück. Er war beinahe dafür dankbar, dass er jetzt jemanden hatte, an dem er seine schlechte Laune auslassen konnte. Eine einzige kleine Antilope! Sie waren zwanzig Mann, so viele wie seine Finger und Zehen zusammen. Und da kamen sie mit einer einzigen kleinen Antilope nach Hause? Waren sie denn lauter Schwächlinge? Wussten sie nicht, dass der Vertreter des Staates im Anmarsch war und Soldaten und eine Unzahl Träger mitbrachte und dass ihr Häuptling ins Gefängnis geworfen würde, wenn er ihnen nicht Essen genug beschaffte?

Er ließ die Peitsche über die ihm am nächsten stehenden Männer sausen. Sie liefen nicht weg, sondern wandten nur den Kopf ab und nahmen die Schläge entgegen.

»Fort!«, rief er in sinnloser Wut. »Zurück in den Wald mit euch! Und lasst euch ja nicht ohne Jagdbeute wieder hier sehen!«

Die todmüden Jäger nahmen mit nervösen Bewegungen ihre Fangnetze auf und zogen widerspruchslos wieder in den Wald. Pekwa aber blickte sich um und suchte nach einem neuen Opfer, an dem er seinen Zorn auslassen konnte.

Es vergingen noch ein paar Tage voller Spannung. Die Leute wagten in der Nähe des Häuptlings kaum zu atmen. Yamboli

hatte sich nicht mehr im Dorf sehen lassen, seitdem die ersten Trommelschläge gemeldet hatten, die Weißen seien im Anmarsch. Er dachte sich wohl seinen Teil und glaubte, der Mann des Staates käme seinetwegen. Der Missionar hatte ihn sicher verklagt. Aber er war vorbereitet. Er hatte seine Götzen schon versteckt und war in der Lage, jederzeit selbst zu verschwinden. Tief drinnen im Wald hatte er aus Ästen und Zweigen eine kleine Hütte errichtet. Dort wollte er sich verborgen halten, bis die Gefahr vorüber war.

Bei dem Gedanken, der Missionar habe die Behörde auf ihn gehetzt, knirschte er vor Wut mit den Zähnen.

Aber er kannte Gottes Boten schlecht. Oskar hatte dem Staatsfunktionär von dem Geschehenen kein Wort gesagt. Dieser hatte ganz von sich aus den Wunsch geäußert, Pekwas Dorf einen Besuch abzustatten. Er stand Oskars Plänen sehr wohlwollend gegenüber und bot an, ihm bei allen Formalitäten behilflich zu sein, wenn er um das Nutzungsrecht einer bestimmten Fläche bäte. Monsieur Dutronc war noch nie in Pekwas Dorf gewesen. Er hatte den Häuptling aber einmal vorladen müssen und bei dieser Gelegenheit kennengelernt. Pekwas Gebiet war so abgelegen, dass er sich nicht leicht entschloss, selbst das Dorf aufzusuchen.

Es herrschte Totenstille, als die weißen Männer ihren Einzug hielten. Oskar musste unwillkürlich an den Empfang denken, der Solveig vor einigen Monaten bereitet worden war. Da war es anders zugegangen! Jetzt machten die Dorfbewohner Gesichter, als erwarteten sie ihr Todesurteil. Die Kinder ranneten in den Wald, die Frauen versteckten sich hinter den Hütten und blickten von dort aus dem Zug nach. Sie erinnerten an

aufgeschreckte Antilopen. Die Männer standen stumm und mit ernsten Mienen da und blickten auf die Träger, die unter Gesang und wildem Geheul in das Dorf einzogen.

Monsieur Dutronc, der Staatsfunktionär, war vom Tragstuhl heruntergesprungen und ging an der Seite Oskars, der sein Rad führte. Sie schritten direkt auf Pekwa zu. Der Häuptling erwartete sie, von seinen angesehensten Beratern umgeben, in würdevoller Haltung und mit einem sehr ernsten Gesicht. Er blickte Oskar vorwurfsvoll an, ergriff aber doch seine Hand und begrüßte dann auch den Staatsfunktionär.

Er vergaß nie sein erstes Zusammentreffen mit dem Vertreter der Staatsmacht. Er war vor einem Jahr gemeinsam mit den anderen Häuptlingen vor die Behörde geladen worden. Es hatte sich um ein Verhör wegen eines Raubmordes gehandelt. Ein weißer Handelsmann hatte seinen schwarzen Vertreter mit einer Menge Geld, für das er Elfenbein aufkaufen sollte, in den Urwald geschickt. Sowohl der Mann als auch seine Frau waren getötet und verspeist worden. Natürlich war auch das Geld verschwunden. Diese Geschichte war auf Pekwas Gebiet, wenn auch einige Tagereisen von seinem eigenen Dorf entfernt, passiert. Und das war eine ernste Sache. Es zeigte sich, dass sein Unterhäuptling ohne Schuld war. Er hatte das Geschehene sofort den Behörden gemeldet. Aber Pekwa konnte dieses Verhör nie wieder vergessen.

Sollte er jetzt wieder in Schwierigkeiten geraten? Er hoffte, dass der Missionar ihn in diesem Falle nicht im Stich lassen würde. Dass es sich damals um Raubmord und Kannibalismus gehandelt hatte, diesmal aber – nach Pekwas Meinung – um einen Götzenaltar in der Nähe der Missionsstation und um

Versäumnis des Gottesdienstes, machte für ihn keinen großen Unterschied. Wer konnte wissen, wie »der Staat« solche Dinge ansah?

Der Staatsfunktionär wurde in dem neuen Haus auf der Missionsstation untergebracht, die Soldaten und Träger im Dorf. Noch am gleichen Tag wurde Pekwa angewiesen, im Dorf ein größeres Haus zu errichten, wo Reisende in Zukunft untergebracht werden könnten. Er nickte eifrig und versicherte, er würde sofort mit der Arbeit beginnen. Er wunderte sich, dass der Staatsbeamte so freundlich und gut aufgelegt war. Nicht ein einziges tadelndes Wort hatte er gehört. Aber er fühlte sich noch keineswegs sicher. Er musste unbedingt mit dem Missionar sprechen, bevor der Mann des Staates »die Sache« aufnahm! Er wollte sich gern bereit erklären, die Gottesdienste wieder zu besuchen und auch alles zu tun, was er konnte, um Yamboli dazu zu bewegen, dass er seinen Altar entfernte. Wenn der Mediziner hörte, es sei der Befehl des Staates, musste er doch einsehen, dass Pekwa selbst mit dieser Sache nichts zu tun hatte.

Monsieur Dutronc hatte sich zurückgezogen, um vor dem Essen zu baden. Oskar war damit beschäftigt, eine Reihe Kisten zu öffnen, die er von der Handelsniederlassung mitgebracht hatte. Er betrachtete gerade ein farbenprächtiges Hemd, das er für den Häuptling gekauft hatte, als dieser sich in der Türöffnung zeigte.

»Nochmals guten Tag, Pekwa!«, rief er munter. »Sieh einmal! Das hier habe ich für dich gekauft!«

Dieses unerwartete Geschenk brachte den Häuptling etwas außer Fassung. Er nahm das Hemd entgegen, brummelte etwas, was wohl »danke« bedeuten sollte, und blickte auf die

verschiedenen Herrlichkeiten, die ringsum ausgebreitet waren. Aber dann nahm er sich zusammen.

»Weshalb ist er hergekommen?«, fragte er mit einer Kopfbewegung in Richtung des anderen Hauses.

Oskar blickte auf. »Wer? Der Mann des Staates? Tja, weshalb reisen solche Leute herum und besuchen die Häuptlinge? Das gehört ja mit zu ihrer Arbeit.«

»Du hast bei der Behörde Klage geführt!«, sagte Pekwa ärgerlich.

»Klage geführt? Ich? Aber mein lieber Pekwa, worüber sollte ich wohl Klage führen? Du hast mich ja wie einen Bruder aufgenommen!«

Oskar griff beide Hände des Häuptlings und blickte ihn fragend an. »Was meinst du, Pekwa? Worüber sollte ich mich beklagen?«

»Ich glaubte, du hättest erzählt, ich sei in der letzten Zeit nicht zu den Gottesdiensten gekommen«, erwiderte Pekwa, und es klang wie eine Frage. »Du musst verstehen, dass ich so viel zu tun hatte.«

»Pekwa«, sagte Oskar ernst. »Was glaubst du von mir! Du kennst mich nicht! Selbst wenn du niemals deine Füße in meine Kirche gesetzt hättest, würde ich nicht beim Staat Klage geführt haben. Ich sage ›meine Kirche‹, aber es ist deine Kirche, Pekwa. Deine und deines Volkes Kirche! Und wenn es für dich auch gut wäre, dorthin zu kommen, so steht es dir doch völlig frei, ob du kommen willst oder nicht. Das geht den Staat gar nichts an.«

»Aber da war noch eins«, fuhr Pekwa fort. »Ich dachte an Yamboli und seinen Altar im Wald. Ich wusste nicht, dass es in so großer Nähe deiner Häuser lag.«

Oskar ließ seine Hände los und ging einen Augenblick hinaus. Er wollte sich vergewissern, dass niemand lauschte. Nachdem er sich überzeugt hatte, dass sich kein Lauscher in der Nähe befand, kam er zurück.

»Pekwa«, sagte er, »hättest du gewusst, was ich weiß, so hättest du Grund gehabt, zu glauben, ich hätte Klage geführt. Setze dich hin, und ich werde dir etwas erzählen.«

Er folgte keiner plötzlichen Eingebung, als er sich entschloss, den Häuptling von Yambolis Mordversuch zu unterrichten. Er hatte schon vorher beschlossen, ihm alles zu erzählen. Und das tat er jetzt. Pekwa erfuhr von Yambolis nächtlichem Besuch und von ihrer letzten Begegnung. Er war ganz grau vor Schreck und schlug sich andauernd mit den Fingern vor den Mund.

»Und dennoch habe ich kein Wort davon zu den Behörden gesagt«, versicherte Oskar.

Es verging eine gute Weile, bis der Häuptling imstande war, etwas zu sagen. Als er endlich die Herrschaft über seine Stimme wiedererlangt hatte, fragte er leise: »Weiß Madamo etwas davon?«

»Nein«, sagte Oskar. »Weshalb sollte ich ihr Angst machen?«
Der Häuptling nickte.

»Nur einer weiß davon außer mir selbst, dir und Yamboli: Gott«, fuhr Oskar fort. »Er war mit mir dort draußen im Wald und sah es.«

Der Häuptling nickte wieder.

»Er hat mich gerettet, und er wird mich stets vor allem Unheil bewahren, solange er mich in seinen Diensten brauchen kann.«

Jetzt ergriff Pekwa Oskars Hände. »Du bist ein guter Mensch«, sagte er ernst und dankbar. »Du bist ein Häuptling!«

Oskar schüttelte den Kopf und lächelte.

»Doch! Das bist du!«, sagte Pekwa mit Wärme. »Aber was beabsichtigst du zu tun?«

»Nichts – vorläufig! Aber, um meine Frau zu beschützen, habe ich die Sache niedergeschrieben.«

Pekwa sah ihn bestürzt an.

»Habe keine Angst!«, sagte Oskar beruhigend. »Niemand wird es lesen, wenn der Mediziner nicht etwa so dumm ist, mich zu ermorden. Tut er das, dann ist er verloren. Denn dann wird alles bekannt. Wenn alles gut geht, werde ich vernichten, was ich geschrieben habe. Aber es eilt nicht.«

Er ging noch einmal hinaus und blickte sich um. Als er zurückkehrte, fragte er: »Wo ist Yamboli jetzt?«

»Verschwunden«, erwiderte der Häuptling. »Jetzt verstehe ich auch, weshalb er sich in den Wald zurückzog, als er hörte, der Mann des Staates sei auf dem Weg hierher.« Er nahm seinen Hut auf, den er neben der Tür auf den Boden gelegt hatte. »Ich gehe jetzt«, sagte er. »Ich werde ein paar zuverlässige Männer besorgen, die dich Tag und Nacht beschützen sollen.«



Am nächsten Tag prüfte Dutroncs Schreiber die Personalausweise der Dorfbewohner, während er selbst ihre kleinen Streitigkeiten schlichtete. Es handelte sich um nichts Ernstliches, und Pekwa seufzte zufrieden auf, als alles überstanden war.

Am Nachmittag waren die beiden Weißen damit beschäftigt, die Grenzen abzustecken. Sie kamen dabei in die Nähe von Yambolis Heiligtum. Oskar schlug vor, die Linie weiter im Süden zu ziehen.

»Aber weshalb denn?«, fragte Monsieur Dutronc verwundert. »Hier ist ja Platz genug, und es wird vielleicht eine Zeit kommen, da die Missionare ihn gut gebrauchen können.«

»Wenn es so weit ist, können wir ja um eine Erweiterung bitten«, meinte Oskar. Er erzählte dem Staatsfunktionär, es befinde sich hier im Wald ein Ahnenaltar, und er wolle nicht Unzufriedenheit im Dorf schaffen.

»Sie sind wirklich sehr rücksichtsvoll, Herr Johnsen!«, rief der Staatsfunktionär. »Ich hätte nie geglaubt, dass die Missionare in diesem Punkt so feinfühlig wären. Aber ich schätze Ihre Einstellung. Wo liegt der Altar?«

Oskar blickte auf Pekwa, der in der Nähe stand.

»Ich glaube, ich bin der Einzige außer dem Mediziner selbst, der weiß, wo der Altar sich befindet«, sagte er. »Mir scheint, wir sollten auf eine weitere Erörterung der Sache verzichten.«

»Wo ist denn dieser Mediziner?«

»Er ist im Augenblick fortgereist. An dem Altar ist übrigens nicht viel zu sehen. Er unterscheidet sich durch nichts von den anderen Altären der Einheimischen.«

Monsieur Dutronc zuckte die Achseln und fügte sich. Er blieb bis zum nächsten Tag in Pekwas Dorf und ließ sich dann ans jenseitige Flussufer übersetzen. Er hatte die Absicht, für den Rückweg einen anderen Weg zu nehmen.

Alle atmeten erleichtert auf, als er wieder fort war, und das Leben in dem Dorf verlief bald wieder in gewohnten Bahnen.



Oskar wusste nicht, was er glauben sollte. Er hatte Bakas ausführlichen Bericht über Yambolis letzte Taten angehört. Das waren keine Kleinigkeiten! Er konnte es gut verstehen, dass die Dorfbewohner den Mediziner fürchteten und vor ihm Respekt hatten. Sie dachten nicht nach, sondern glaubten fest an alles, was Yamboli sagte oder tat, mochte es oft auch aller Vernunft widersprechen. Er konnte sich selbst mit dem Messer stechen, sodass Blut floss, und hinterher blieben von der Wunde keine Spuren zurück. Er konnte dem Anschein nach in den Magen eines Kranken große Löcher schneiden und die Krankheit »herausnehmen«. Auch in diesem Fall hinterließ das Messer keine Spuren, aber Baka behauptete, die Kranken würden nach dieser Behandlung gesund. Dass der große Mediziner die Schleusen des Himmels versperren oder Regen herabrufen konnte, und dass er sich in ein Tier des Waldes verwandeln konnte, daran zweifelte niemand – auch die nicht, die zum Gottesdienst gingen und zu Gott beteten. Sie waren stets bereit, eine Unzahl Geschichten zu erzählen, die es beweisen sollten.

Nun hätte Oskar selbst als Zauberkünstler auftreten und sich allgemeine Anerkennung erwerben können, wenn er sich auch nur der einfachsten Mittel und Tricks bediente. So hatte er öfter aus Spaß kaltes Wasser »auf Befehl« kochen lassen. Er hatte den erschrockenen Einheimischen Geldmünzen aus der Nase gezogen und welche in einem Hühnerstall gefunden. Aber er war ehrlich genug, um den Zuschauern zu sagen, das gehe alles auf ganz natürliche Weise vor sich. Keine Seele hätte seine Worte angezweifelt, wenn er behauptet hätte, diese Dinge würden durch eine göttliche Kraft bewirkt.

Er hätte viel dafür gegeben, wenn er hinter die Tricks des Medizinmannes gekommen wäre. Vielleicht wäre es ihm dann gelungen, die Leute davon zu überzeugen, dass sie hinters Licht geführt wurden. Dass die Dorfbewohner übertrieben, wenn sie von Yamboli erzählten, war klar. Aber es hätte ihn nicht überrascht, wenn einige dieser Medizinmänner hypnotisieren konnten. Auf jeden Fall hatten sie ein dankbares und bedingungslos gläubiges Publikum.

Aber was Baka ihm jetzt erzählte, erregte doch in hohem Maße seine Verwunderung. Baka glaubte nicht ohne Weiteres alles, was er hörte. Aber in diesem Fall war er selbst Augenzeuge gewesen.

Den Anfang kannte Oskar schon. Am vergangenen Tag hatte der Häuptling mit einigen seiner Leute vor seiner Hütte gesessen und geplaudert. Baka selbst war zugegen gewesen und hatte noch am selben Abend das Geschehene erzählt.

Einer der Hunde des Häuptlings lief schnuppernd am Waldrand herum. Da sprang plötzlich ein Leopard zwischen den Baumstämmen hervor, ergriff den Hund und schleppte ihn in den Wald. Das war nichts Ungewöhnliches. Es kam oft vor, dass ein Leopard, ohne sich um die in der Nähe befindlichen Menschen zu kümmern, einen Hund davonschleppte. Der Hunger machte ihn kühn. In einem solchen Fall pflegten die Dorfbewohner ein lautes Geschrei anzustimmen und einen fürchterlichen Lärm zu machen. In der Regel ließ das Raubtier dann seine Beute los. Aber der Hund war dann meistens tot.

Auch diesmal stimmten die Leute ein lautes Geschrei an. Sie sahen alle den Leoparden, wie Baka versicherte. Aber diesmal ließ er seine Beute nicht los. Eine Schar mutiger Männer nahm

die Verfolgung auf. Es hatte an diesem Tag geregnet. Daher war es leicht, den bekannten Abdrücken der Leopardenpfoten zu folgen.

Das war alles, was Baka erzählt hatte, als er sofort zum Mondele gegangen war. Aber jetzt wusste er mehr. Die Männer hatten die Spur des Raubtiers zuerst durch den Wald und dann ein Stück außerhalb des Waldes verfolgt, bis sie aufgehört hatte. Und wo hatte sie aufgehört? Vor dem Eingang der Hütte des Medizinmannes!

Natürlich waren die Männer aufs Tiefste erschrocken. Sie eilten sofort zum Häuptling und erstatteten Bericht. Der Häuptling erschrak nicht weniger, aber er bat die Männer, darüber zu schweigen. Heute Morgen nun hatte er Yamboli zu sich rufen lassen, ihn aufs Beste bewirtet und mit Liebenswürdigkeiten überschüttet. Zum Schluss hatte er so nebenbei bemerkt, wenn Yamboli ihm den Hund wiederverschaffen könne, würde er ihm einen Elefantenzahn schenken. Yamboli hatte darauf nur genickt und war nach Hause gegangen.

Noch am selben Tag kam der Hund angelaufen. Er war unverletzt.

Oskar fragte Pekwa, ob das auch wirklich wahr sei. Dieser bestätigte alles.

Die Dorfbewohner hatten nur eine Erklärung, wie das vor sich gegangen sein mochte: Yamboli war ein Zauberer und stand mit höheren Mächten in Verbindung. Selbst Oskars treueste Anhänger konnten sich die Sache nicht anders erklären, und Yambolis Ansehen war wieder einmal mächtig gestiegen.

Es half nichts, dass Oskar sich bemühte, die ganze Geschichte als einen Streich des Medizinmannes hinzustellen. Es gab ver-

schiedene Erklärungen. Es war zum Beispiel schon früher geschehen, dass ein Hund von einem Leoparden gepackt worden war, ihm aber doch einigermaßen heil hatte entflüchen können. Aber sie schüttelten nur den Kopf. Yamboli war ein Zauberer. Ihm standen übernatürliche Kräfte zu Gebote!

Abgesehen von diesem kurzen Besuch ließ Yamboli sich lange Zeit nicht im Dorf sehen. Er war noch immer überzeugt, der Staatsbeamte sei seinetwegen hergekommen.

Die Tage vergingen mit Gottesdiensten, Unterricht, Krankenbehandlungen und Bauarbeiten. Ein gutes Dutzend Männer war damit beschäftigt, neuen Boden umzugraben. Und im Dorf selbst hatte man begonnen, ein Haus für Durchreisende zu errichten.

Pekwa kam jetzt zu den Gottesdiensten, aber alle wunderten sich, dass der Mediziner sich nicht mehr sehen ließ. Er hatte drei Frauen, aber diese wussten, wie sie sagten, auch nicht mehr als die anderen. Höchstwahrscheinlich wussten sie eine ganze Menge. Aber die Angst vor der Rache des Mediziners verschloss ihnen den Mund.

Endlich geschah etwas, was darauf hindeutete, dass Yamboli in der Nähe war. Es war mitten in der Nacht, und Oskar schlief ruhig, denn er verließ sich auf die beiden Männer, die auf des Häuptlings Befehl draußen Wache hielten. Diese mussten inzwischen eingeschlafen sein. Denn als Oskar plötzlich erwachte, stand das Dach über ihm hell in Flammen! Er sprang auf, lief zur Tür und rief die Männer. Er bekam eine schläfrige Antwort und rannte wieder ins Haus. In größter Eile riss er das Mückennetz herunter und warf es nach draußen. Dann ergriff er einen metallenen Koffer und zog ihn heraus. Wieder eilte er

hinein, packte alle Kleider, die er fassen konnte, und ließ sie denselben Weg gehen.

Jetzt kamen auch die beiden Wächter, die inzwischen munter geworden waren. Ohne sich zu besinnen, liefen sie ins Haus und zogen heraus, was sie bewältigen konnten: Kisten, Koffer, Kleidungsstücke, ein Bett. Seine Bücher hatte Oskar glücklicherweise in einem der Metallkoffer, die gerettet worden waren. Die Tür zu dem Büro wurde eingeschlagen, und alle drei versuchten gleichzeitig einzudringen. In die anderen Räume hineinzugehen, war nicht mehr geraten, denn es fielen dauernd brennende Dachsparren herunter. In dem Büro war es noch nicht so schlimm, und sie konnten das meiste retten.

Als Oskar noch einmal hineinrennen wollte, hielten die beiden Männer ihn zurück.

»Es geht nicht, Mondele!«, riefen sie wie aus einem Mund.
»Das Dach stürzt zusammen!«

Er ließ sich zurückhalten. Sie rannten alle drei ins Freie und begannen wegzuschleppen, was sie geborgen hatten. Plötzlich stürzte das Dach zusammen. Die Funken stoben hoch in die Luft.

Es kamen immer mehr Leute, und schließlich war das ganze Dorf versammelt. Auch Pekwa war erschienen.

»Wie konnte das geschehen?«, fragte er Oskar.

»Ja, das frage ich mich auch«, erwiderte Oskar.

Der gewaltige Brand erhellte die ganze Anhöhe.

»Als ich aufwachte, stand das ganze Dach in hellen Flammen«, sagte er. »Das ist alles, was ich weiß. Die Männer, die das Haus bewachten, halfen mir, meine Sachen herauszutragen. Ich glaube nicht, dass ich viel eingebüßt habe.«

Pekwa wandte sich an die beiden Wachen. Der eine hatte sich scheußlich die Finger verbrannt und hielt die Hand vorsichtig vom Körper ab.

»Wie ist das Feuer entstanden?«, fragte der Häuptling mit drohender Stimme.

»Das wissen wir nicht«, erwiderten beide gleichzeitig. Dann trat der eine von ihnen vor und sagte: »Als der Mondele uns rief, stand das Haus schon in Flammen.«

»Ihr habt also geschlafen«, stellte Pekwa fest. Seine Stimme klang ruhig, aber der Tonfall war nicht misszuverstehen.

Sie beugten den Kopf und sagten nichts mehr. Aber sie wussten, dass sie sich auf allerlei gefasst machen konnten.

»Es ist nicht ihre Schuld«, sagte Oskar. Er wollte nicht, dass die Armen grausam bestraft würden. »Sie halfen mir, so gut sie konnten. Hätte ich sie nicht gehabt, so hätte ich den größten Teil meiner Sachen verloren.«

»Sie haben geschlafen!«, sagte Pekwa unerbittlich.

»Das ist nicht sicher. Selbst wenn sie hellwach waren, konnte ja im Haus Feuer entstehen. Sie taten, was sie konnten, Häuptling. Bestrafe sie nicht!«

Eifrige Hände halfen, die Sachen in das andere Haus zu tragen. Oskar badete und zog sich an. Der Tagesanbruch war ohnehin nahe, und er wollte sich daher nicht noch einmal hinlegen. Es wäre ihm auch kaum gelungen, Schlaf zu finden, da er viel zu aufgereggt war.

Am frühen Vormittag zogen die Dorfbewohner sich zurück. Oskar aber begann, die Ruinen seines Hauses zu untersuchen. Nur die Lehmwände standen noch. Sie waren rauchgeschwärzt. Einige Verandastützen ragten halbverbrannt in die Luft. Was

einmal eine Veranda gewesen war, bestand jetzt nur noch aus einem Haufen Asche und glimmendem Holz.

Er ging um das Haus herum. Als er um einen halb verbrannten Dachsparren einen Bogen machte, sprang er plötzlich zur Seite und erhob einen Stock. Er ließ ihn aber sogleich wieder sinken. Was er in der Eile für eine Schlange gehalten hatte, war ein kleiner, brauner Tierschwanz. Er bückte sich und nahm ihn auf.

Es war ein Affenschwanz von der Art, wie er sie an der Hüfte des Medizinmannes hatte baumeln sehen.

»Sieh an, mein guter Yamboli!«, murmelte er. »Ich hätte es mir denken können!« Er rollte den Affenschwanz zusammen und steckte ihn in die Tasche. »Mir scheint, du fängst an, etwas lästig zu werden!«

Er ging zu dem kleinen Haus für Gäste, wo Baka und Zangabai damit beschäftigt waren, alle geretteten Sachen unterzubringen. Er sprach mit ihnen ein paar Worte und ging dann langsam und nachdenklich ins Dorf hinunter. Die beiden Jungen blickten ihm betrübt nach.

Bald darauf machte er mit Pekwa einen Spaziergang an den Fluss. Der Häuptling blickte ihn misstrauisch von der Seite an und schien sehr unruhig zu sein. Er merkte wohl, dass der Missionar wieder etwas auf dem Herzen hatte. Aber erst, als sie den Wald erreicht hatten, stellte er die Frage, die ihm schon lange auf der Zunge gelegen hatte.

»Handelt es sich um etwas Besonderes?«, begann er vorsichtig.

»Ja, erwiderte Oskar, indem er langsam und bedeutungsvoll nickte. »Ich bringe einen Gruß von Yamboli.«

»Was meinst du damit?« Er blieb stehen und packte Oskar am Arm.

»Dies ist Yambolis Gruß!«, sagte Oskar und zog den Affenschwanz aus der Tasche. »Er hat heute Nacht, als er uns besuchte, etwas von seiner Ausstattung verloren.«

Der Häuptling brauchte nur einen flüchtigen Blick auf den Gegenstand zu werfen, den Oskar in der Hand hielt. Er war ihm gut bekannt.

»Ich dachte es mir«, sagte er. »Dieser Mann wird mich noch zugrunde richten. Was willst du tun, Mondele? Was verlangst du von mir? Willst du, dass ich ihn aufsuche und ins Gefängnis werfe?«

»Nein«, sagte Oskar. »Noch nicht. Aber wir müssen ihm eine kräftige Warnung erteilen. Und wenn das nicht hilft, dann kannst du ihn festnehmen und fortschicken. Er fängt an, lästig zu werden. Dreimal hat er mir nach dem Leben getrachtet. Einmal schoss er einen vergifteten Pfeil auf mich ab, aber Gott errettete mich. Das zweite Mal kam er bis zu meiner Veranda, aber Gott schreckte ihn weg und errettete mich abermals. Das dritte Mal hat er mein Haus in Brand gesteckt, damit ich in den Flammen umkäme. Aber auch diesmal hat Gott mich errettet. Gott hat auch ihn bis jetzt verschont. Es ist aber die Frage, ob er noch lange seine Geduld bewahren wird.

Wir werden Yamboli noch eine Chance geben, dann wollen wir sehen, wie es geht. Du musst auch die Wache um mein Haus verstärken und den Männern streng gebieten, dass sie sich wach halten. Schließlich musst du ihn zu dir rufen, um ihm eine Warnung, eine unbedingt letzte Warnung erteilen.

Das Beste wäre, er packte seine Sachen und zöge fort. Will er das nicht, dann muss er sich auf jeden Fall ruhig verhalten. Sage ihm, was ihm passiert, wenn mir etwas zustoßen sollte.

Lass ihn wissen, dass ich einen genauen Bericht über seine Taten niedergeschrieben habe und dass der Mann des Staates den Bericht lesen wird, sobald mir etwas geschieht. Mein Brief liegt in seinem Schreibtisch und wird von ihm geöffnet, wenn man erfährt, dass ich tot bin. Um seiner eigenen Sicherheit willen sollte Yamboli der Erste sein, der auf meinen Schutz bedacht ist.«

Es glückte Pekwa endlich, mit Yamboli in Verbindung zu kommen. Vermutlich hatte er seine Frauen gebeten, ihm Bescheid zu sagen. Auf jeden Fall hatte Pekwa, wie er Oskar erzählte, mit dem Mediziner gesprochen. Yamboli hatte geleugnet, mit dem Brand etwas zu tun zu haben.

Natürlich. Aber es sah so aus, als habe Pekwas Warnung ihn doch vorsichtiger gemacht. Es vergingen mehrere Monate, ohne dass etwas geschah. Von dem Häuptling erfuhr Oskar, dass Yamboli noch immer im Dorf war. Aber er sah ihn nie, und nur selten bekamen andere ihn zu sehen.

Oskar vergaß ihn beinahe, denn er hatte an andere Dinge zu denken.



Ein neues Lehmhaus war errichtet worden. Die Wände waren noch blank und nass. Es näherte sich die Zeit, da sie Solveig zurückerwarten konnten, wenn Oskar auch noch nichts gehört hatte. Er hatte ein kleines Kinderbett gezimmert und sogar eine

Art Kinderwagen aus Flechtwerk hergestellt. Die Räder waren aus festem Holz. Die Federung besorgten dicke Schlingpflanzen, die bogenförmig zwischen den Radachsen aufgehängt waren. Er war stolz auf sein Werk und rollte den Wagen oft über die Veranda, um sich zu überzeugen, ob nicht noch irgendwelche Verbesserungen angebracht werden könnten.

Wenn alles gut ginge, würde das neue Haus früh genug fertig sein, um Solveig und das Kleine aufnehmen zu können.

Auf der Nordseite war ein gutes Stück des Waldes gerodet. Die Maisstängel standen schon meterhoch. Mitten im Maisfeld waren ein paar niedrige, aber langgestreckte Häuser errichtet worden. Dort sollten die Schulmädchen wohnen, sobald der Lehm trocken war. Von weit her kamen Kinder, die in die Schule gehen wollten. Zwei oder drei Tagesmärsche hatten sie in kleinen Gruppen zu Fuß zurückgelegt.

Für die Jungen hatten Oskar sechs kleinere Häuser errichtet. Drei von ihnen waren durch den Rauch des Holzfeuers und den Dampf aus den Kochtöpfen schon geschwärzt. Dort wohnten etwa ein Dutzend Jungen aus anderen Dörfern.

Der Mädchen konnte er sich noch nicht annehmen. Das musste bleiben, bis Solveig kam. Dann sollten auch sie aufgenommen werden. Mbilika hatte von dem Häuptling die Erlaubnis bekommen, bei den Mädchen zu wohnen, wenn es so weit war. Sie war ungeheuer stolz darauf und forschte und fragte früh und spät, ob es nicht bald an der Zeit wäre.

Oskar hatte gerade das für die Schulmädchen bestimmte Haus besucht und sich vom Stand der Arbeiten überzeugt, als ein kleines Mädchen zögernd und vorsichtig zu ihm kam. Schon bevor es bei ihm angelangt war, blieb es stehen und blickte sich

um, als überlege es, ob es nicht wieder weglaufen solle. Dann nahm es zwischen den Maispflanzen Deckung und blickte ängstlich zu ihm hin.

Er war stehen geblieben und lächelte der Kleinen zu, während seine Augenbrauen erstaunt in die Höhe gingen. Er hatte sie noch nie gesehen, und dabei glaubte er doch, jedes Kind in Pekwas Dorf zu kennen. Sie war unglaublich schmutzig. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem zerfetzten, schwarzen Stück Baumrinde, das so einigermaßen seinen Zweck erfüllte. Zu ihren Füßen lag ein kleines Bündel aus Bananenblättern, die mit dünnen Schlingpflanzen zusammengebunden waren. Ein paar reife Bananen ragten aus dem Bündel heraus.

»Wer bist du denn, kleine Freundin?«, fragte Oskar freundlich.

Statt zu antworten, bückte sie sich und begann mit eifrigen, nervösen Händen ihr Bündel aufzuknüpfen. Als sie sich wieder aufrichtete, hielt sie in jeder Hand ein Ei. Sie reichte ihm die Eier, ohne ihn anzublicken.

»Soll ich sie haben?«, fragte er und tat ganz überwältigt. »Dann musst du aber mit mir kommen, damit ich dir auch ein Geschenk geben kann.«

Aber es war leicht zu merken, dass sie etwas auf dem Herzen hatte. Etwas Wichtiges. Sie kratzte sich ihren mit schmutzigen Locken bedeckten Kopf, während sie unverwandt auf seine Stiefel starrte.

»Nun?«, fragte er. »Wolltest du vielleicht etwas von mir?«

»Ich will –« Sie wühlte nervös in ihrem Haar und betrachtete ein Stückchen Holz, das sie darin gefunden hatte, so eingehend, als wäre es das Einzige auf der Welt, was für sie von Interesse war. Dann beschäftigte sie sich wieder mit seinen Stiefeln, sei-

nem Stock, seinen Händen und erhob den Blick schließlich bis zu seinem Hemd. Aber nicht eine Sekunde wagte sie ihm ins Gesicht zu sehen. Endlich, während ihre Hände wieder begannen, an den widerspenstigen Locken zu zupfen, stammelte sie: »Ich – ich will in der Schule anfangen.«

»Aha!«, sagte er. »Das hatte ich mir eigentlich schon gedacht. Aber du musst mit mir kommen, damit wir etwas miteinander plaudern können. Wie heißt du?«

»Damboli.«

»Was sagst du?« Er blickte sie verwundert an.

»Damboli«, wiederholte sie.

»Ja, ja, sicher!« Er hatte an einen ähnlichen Namen denken müssen, der bei ihm unerfreuliche Gefühle weckte. »Damboli! Aber du musst mit mir kommen, kleine Freundin!«

»Die Eier sollst du von mir haben«, sagte sie hinter seinem Rücken.

»Ausgezeichnet!«, antwortete er.

Oben auf der Veranda blieb sie stehen und blickte sich mit großen, staunenden Augen um, während sie erzählte, sie komme von einem Dorf, das drei Tagemärsche von der Missionsstation entfernt war. Sie konnte nicht mehr als acht Jahre alt sein und war auf ihren Beinen ganz allein durch den Dschungel gegangen!

»Aber weshalb hat dein Vater dich denn nicht von jemand begleiten lassen, Damboli?«

»Ach nein –« Sie kratzte eifrig mit den Zehen auf dem Boden, fuhr plötzlich wieder mit den Fingern ins Haar und untersuchte genauso eingehend wie vorher, was sie darin fand. »Er sagte, ich könne allein gehen.«

Oskar betrachtete sie lange. »Du bist doch wohl nicht fortgelaufen?«, fragte er schließlich.

»Ach nein!«, antwortete sie schnell. Aber jetzt war ihre Nervosität so offensichtlich, dass er nicht länger zweifelte. Niemand würde seine kleine Tochter allein durch den Urwald schicken. Auf keinen Fall drei lange Tagesmärsche. Es war ja ein reines Wunder, dass sie nicht von einem wilden Tier zerrissen worden war! Aber es war auch nicht wahrscheinlich, dass ein kleines Mädchen sich ohne einen sehr triftigen Grund auf einen solchen weiten Marsch gemacht hatte. Es musste etwas sehr Ernstes geschehen sein. Sonst wäre sie sicher nicht ausgerissen.

»Nun ja«, sagte er schließlich. »Du kannst erst einmal bei uns bleiben. Später sehen wir dann, was weiter wird.«

Er nahm sie mit zu Pekwa und bekam von diesem die Erlaubnis, dass sie bei Mbilika wohnen dürfe. Dort wusch sie sich und aß sich satt. Am nächsten Tag saß sie ganz hinten in der Klasse und starrte mit großen Augen auf die seltsamen Zeichen, die Zangabai ihr zu erklären versuchte. Sie war nicht zu bewegen, näher an die Tafel heranzukommen. Jedes Mal, wenn draußen Stimmen laut wurden, drehte sie sich um und blickte erschrocken auf den breiten Eingang.

Nach der Schule nahm Oskar sie mit nach Hause und gab ihr ein kleines Tuch, das sie wortlos, aber mit strahlenden, dankbaren Augen annahm. Dann lief sie zu ihrer Pflegemutter Mbilika zurück.

Erst nach ein paar Wochen erhielt Oskar eine Aufklärung des Geheimnisses. Es war spät am Nachmittag. Er mühte sich gerade mit einer Übersetzung des Matthäus-Evangeliums ab, als Mbilika leise und zaghaft, aber mit allen Anzeichen großer

Unruhe bei ihm eintrat. Sie ließ sich zu seinen Füßen auf dem Boden nieder.

»Nun, Mbilika?«, fragte er. »Was gibt es?«

»Sie sind gekommen, sie zu holen«, sagte sie ohne eine Einleitung.

»Wen? Ach so, Damboli? Ja, ich hatte mir schon gedacht, dass da etwas nicht stimmte. Aber was ist geschehen? Was hat sie veranlasst, von zu Hause fortzulaufen?«

»Ihr Vater hat sie an einen Mann verkauft, und sie will den Mann nicht haben«, antwortete Mbilika. »Deshalb ist sie fortgelaufen!«

»Er hat sie verkauft?«

»Ja, verstehst du nicht? Sie soll die Frau des Mannes werden!«, sagte Mbilika ungeduldig. Der Mondele war oft so dumm, dass man sich darüber aufregen konnte. Die Sache war doch ganz einfach! »Sie soll sein Essen kochen, für Wasser und Holz sorgen und seine Frau sein! Wenn sie größer wird«, fügte sie erklärend hinzu.

Aber Oskar hatte verstanden. Eine solche Tragödie war für ihn nichts Neues. Er wusste, dass die Einheimischen sich oft Frauen kauften, wenn diese noch Kinder waren. In den meisten Fällen ergaben sich die Kleinen in ihr Schicksal. Es war eben nichts dagegen zu machen. Die kleine Damboli aber hatte offenbar gehofft, der Missionar könne ihr helfen, und deshalb war sie zur Missionsstation gekommen.

Und jetzt wollten sie sie abholen!

Das arme Geschöpf!, dachte er. Er fürchtete, dass er machtlos war. Wäre eine Behörde in der Nähe gewesen, dann hätte er vielleicht erreichen können, dass diese eingriff. Denn es

war verboten, kleine Mädchen gegen ihren Willen zu verkaufen. Das wusste er. Aber was sollte er hier machen, wo er zehn Tagemärsche von dem Staatsfunktionär entfernt war?

Er hörte, dass Leute kamen, und blickte auf. Es war Pekwa, und in seiner Begleitung war ein finster aussehender, tätowierter Mann, mit dem sich sicher nicht leicht verhandeln ließ. Neben ihm stand ein älterer, kränklich aussehender Mann mit den unverkennbaren Merkmalen des Aussatzes. Hinter ihnen kam verzagt und ganz vernichtet Damboli angetrippelt.

»Was gibt es?«, fragte er.

Der tätowierte Mann trat einen Schritt näher.

»Ich bin Dambolis Vater«, sagte er mürrisch. »Damboli ist fortgelaufen und hat sich in deinem Dorf versteckt. Ich komme, sie zu holen.«

»Weshalb darf sie nicht hierbleiben?«, fragte Oskar, den die feindselige Haltung des Mannes verdross. »Sie hat es doch gut bei uns.«

»Sie soll bei ihrem Mann sein!«, erwiderte der andere kurz.

»Aber sie ist ja nur ein Kind!«

»Kind oder erwachsen – sie ist meine Tochter«, erwiderte der Mann. »Und sie soll bei dem Mann sein, der sie gekauft hat.«

»Will sie denn bei ihm sein?«, fragte Oskar.

»Ja, das will sie.«

»Weshalb ist sie dann fortgelaufen und hierhergekommen? Ich bezweifle sehr, dass ihr sie befragt habt.«

»Frauen befragt man nicht«, sagte der Mann böse, »und schon gar nicht kleine Mädchen. Ihr Mann hat für sie bezahlt. Ich habe dafür eine Frau bekommen. Wenn Damboli ausreißt, muss ich meine Frau zurückschicken.«

Oskar blickte den Mann lange an. »Wie heißt du?«, fragte er. Der Mann zögerte mit der Antwort. »Was hat das mit der Sache zu tun?«, fragte er.

»Eine ganze Menge«, erklärte Oskar.

»Ich heiÙe Yetua«, sagte der Mann mürrisch.

»Gut«, sagte Oskar. »Hör zu, Yetua! Ich kann dir versichern, dass der Mann des Staates ein solches Verfahren mit einem kleinen Mädchen nicht anerkennt. Schon viele haben es mit ihm zu tun bekommen, weil sie sich auf diese Weise vergangen haben. Du kannst das Mädchen nicht zwingen, dass es zu dem Mann geht, von dem du sprichst.«

»Ich zwinge sie nicht«, erklärte Yetua. »Sie geht freiwillig.«

»Warum ist sie dann fortgerannt?«

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Sie muss verhext gewesen sein«, sagte er.

»Damboli! Komm her!«, rief Oskar.

Damboli warf einen ängstlichen Blick auf ihren Vater und kam langsam näher.

»Ist es richtig, dass du zu dem Mann gehen willst, von dem dein Vater spricht?«, fragte er. »Du brauchst nicht zu ihm zu gehen, wenn du nicht willst. Verstehst du mich?«

»Ich will mit meinem Mann gehen«, versicherte sie. Dann nickte sie eifrig, als hätte sie Angst, er verstünde sie nicht. »Ich will«, wiederholte sie.

»Aber weshalb bist du dann fortgelaufen und hierhergekommen?«

Sie richtete ihre großen, erschrockenen Augen auf den Vater, und dieser starrte sie mit einem Gesicht an, das ihr nichts Gutes verhieß, wenn sie ihm nicht gehorchte.

»Ich war nur verhext«, sagte sie wie ein Echo auf die Behauptung ihres Vaters.

Oskar schüttelte verständnislos den Kopf. Er blickte Pekwa an. Dieser hatte in der ganzen Zeit kein Wort gesprochen, aber man merkte ihm an, dass ihm bei der Sache nicht wohl war. Der alte, aussätzigte Mann stand die ganze Zeit da und lächelte blöde, während seine Augen hin und her wanderten und bei dem verweilten, der gerade sprach. Oskar nahm an, es sei der Großvater.

»Was sagst du dazu, Pekwa?«, fragte er.

»Du hast ja selbst gehört, was das Mädchen sagt«, erwiderte der Häuptling ausweichend.

Oskar zuckte die Achseln. Er konnte vorläufig nichts mehr tun.

»Dann tut, was ihr wollt«, sagte er. »Aber ihr könnt versichert sein, dass ich mit dem Mann des Staates darüber sprechen werde, und er wird sicher von sich hören lassen!«

Damboli machte das neue Tuch los, das sie von ihm bekommen hatte, und hielt es ihm hin.

»Nein, Damboli«, sagte Oskar. »Das musst du behalten. Und Gott helfe dir, meine kleine Freundin! Gib mir deine Hand!«

Er saß noch lange in tiefen Gedanken, als die anderen gegangen waren. Damboli war nur eine. Ringsum im Kongo gab es Tausende unglückliche Kinder, die dasselbe Schicksal erlitten. Es schien, als wäre dieses Volk zum Leiden geboren – durch eigene Schuld und ohne Schuld. Wie eine Prozession des Elends und Unglücks zogen sie an seinem Innern vorüber. Es gab keinen Lichtpunkt in ihrer langen, traurigen, ungeschriebenen

Geschichte. Stammesfehden, Sklavenhandel, Grausamkeiten, Menschenschlächtere, Krankheiten, Furcht, grenzenlose Ungewissheit, finstere Hoffnungslosigkeit! An der Spitze der Prozession tanzten wilde, bemalte Medizinmänner, die Herren über Leben und Tod, und führten die Unglücklichen auf den Abgrund zu. Er sah sie alle als einen traurigen Zug von zusammengeketteten Sklaven, die durch die Finsternis wankten. Er glaubte das Echo der Klageschreie unzähliger Millionen von Menschen zu hören ...

Auf den weißen Papierbogen vor ihm fielen ein paar Tränen. Er blickte auf die Stelle. Sie gehörte zu dem Letzten, was er zu übersetzen versucht hatte:

»Als er aber die Volksmengen sah, wurde er innerlich bewegt über sie, weil sie erschöpft und hingestreckt waren wie Schafe, die keinen Hirten haben.«

Er wurde aus seinen traurigen Betrachtungen gerissen. Mbilika kam angelaufen, so schnell ihre alten Beine sie trugen.

»Sie ist wieder ausgerissen!«, rief sie.

»Wieder ausgerissen?«, fragte er verwundert. »Aber sie sagte doch, sie wolle ihrem Mann folgen?«

»Das sagte sie nur, weil ihr Vater ihr drohte«, sagte Mbilika. »Sie hatte Angst. Und jetzt ist der Vater außer sich! Und ihr Mann sagt, er habe die ganze Geschichte satt und er wolle seine Tochter zurückhaben, die er im Austausch für das Kind gegeben hatte.«

»Ihr Mann? Ist der denn auch mit hergekommen?«

»Ja, du hast ihn doch gesehen!« Dass der Mondele so einfache Dinge nicht begriff. »Es war der alte Mann, der mit Dambolis Vater zusammen hier war.«

»Der alte, aussätzig Mann?«, rief Oskar entsetzt. »Das ist nicht möglich, Mbilika! Das ist ja Wahnsinn! Wie können sie das arme Kind zwingen, seine Frau zu werden?«

»Das machen wir hier so bei uns, Mondele«, sagte Mbilika gleichgültig. Sie hatte wohl auch als kleines Kind ihre traurigen Erfahrungen gemacht. Aber das war so lange her, und das Leben hatte sie gelehrt, dass man seinem Schicksal nicht ent-rinnen kann.

Oskar war aufgestanden.

»Ja, ich höre, dass ihr es so macht«, sagte er grimmig. »Aber wenigstens in diesem Fall werden wir es nicht dulden! Finde ich sie, so soll sie hier in meinem Haus wohnen, und wenn hundert Väter und Freier sich widersetzen!«

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Wenn er nun versuchte, sie freizukaufen? Die Summe wäre für ihn eine Kleinigkeit, wenn sie für die Einheimischen auch ein Vermögen bedeutete. Dass er nicht gleich daran gedacht hatte!

»Du, Mbilika, ich habe eine Idee! Glaubst du, der Vater wird zufrieden sein, wenn ich ihm so viel für das Mädchen bezahle, dass er sich anstelle der Tochter des Alten eine neue Frau kaufen kann?«

Sie blickte ihn mit offenem Mund an. Auf die Möglichkeit einer solchen Lösung wäre sie nie gekommen. Der Gedanke, jemand, den die Sache gar nichts anging, könne Geld ausgeben, um anderen zu helfen, war ihr völlig fremd. Aber da fiel ihr ein, dass Damboli dann ja Mondeles Eigentum wurde, dass er also etwas für sein Geld erhielt. Da verstand sie ihn gleich besser.

»Du meinst, du willst sie kaufen?«, fragte sie eifrig.

»Genau!«, sagte Oskar. »Und ich will mehr für sie bezahlen als jeder andere Freier.«

Da lächelte Mbilika.

»Vielleicht will er!«, sagte sie eifrig. Aber dann wurde sie wieder ernst. »Aber sie ist ja fortgelaufen!«

»Dann müssen wir eben sehen, dass wir sie finden!«, sagte Oskar vergnügt. Er ging mit Mbilika zusammen eilig ins Dorf. Dort herrschte große Aufregung. Während der Vater und der Freier mit Pekwa zusammen aßen, hatte die Kleine die Gelegenheit benutzt, um zu verschwinden. Niemand wusste, wohin sie sich gewandt hatte. Als Oskar erschien, sah es beinahe so aus, als wollte der wütende Vater ihm ins Gesicht springen. Denn natürlich war Oskar daran schuld. Er wurde aber gleich vernünftiger, als er von Oskars Angebot hörte. Das war auf jeden Fall eine Lösung, die man sich wohl überlegen konnte.

Aber wo war Damboli? Pekwa hatte Leute in alle Richtungen geschickt, um sie suchen zu lassen. Einige kamen ohne Ergebnis zurück. Andere suchten noch immer. Es wurde dunkel, und Oskar machte sich ernstlich Sorgen um das kleine, schutzlose Mädchen.

Baka und Zangabai kamen zu ihm.

»Es ist nicht das erste Mal, dass ein junges Mädchen auf diese Weise in den Wald läuft«, sagte Baka bedeutungsvoll.

»Das glaube ich gern«, antwortete Oskar. »Und es überrascht mich nicht.«

In der Hoffnung, das Mädchen sei in Richtung des heimatischen Dorfes zurückgelaufen, beschlossen der Alte und der Vater schließlich aufzubrechen. Es war fast Vollmond und daher nicht schwierig, den Weg zu finden. Wenn Damboli in der Nähe blieb,

würde sie wahrscheinlich zum Vorschein kommen, sobald der Vater fort war, und der Mondele konnte sie gegen eine angemessene Bezahlung bekommen. Wenn nicht, dann würden sie wohl das Kind auf dem Weg finden, und das Endergebnis wäre dasselbe. Sie nahmen ein paar von Pekwas Leuten mit.

»Du vergisst doch wohl nicht mein Angebot?«, sagte Oskar, bevor sie abzogen. »Ein Mann Gottes hält sein Wort. Und du sollst bei dem Geschäft nichts verlieren. Pekwa hat gehört, was ich gesagt habe.«

Der Mann nickte. »Das Mädchen gehört dir«, sagte er. »Wenn du sie findest«, fügte er hinzu.

Sie fanden sie nicht. Am nächsten Tag brachte einer von Pekwas Leuten ein blutiges und zerfetztes Tuch, das er im Wald in der Nähe des Dorfes gefunden hatte. Es waren die Reste von Oskars Geschenk an die kleine Damboli. Man schickte sofort Leute aus, und Oskar ging mit. An der Stelle, wo die Tuchreste gefunden worden waren, fanden sie auch Spuren, die deutlich erzählten, was geschehen war. Die kleine Damboli war für die Leoparden eine leichte Beute gewesen.

Da ging Oskar nach Hause und weinte. Es fiel ihm schwer, die Tragödie der kleinen Damboli zu vergessen. Stumm und in sich verschlossen ging er jeden Morgen an seine Arbeit. Es gab viel zu tun. Er musste ständig aktiv sein, von der einen Arbeit zur anderen eilen. Aber stets stand die kleine eingeschüchterte Gestalt vor ihm. Es war unmöglich, diese großen, fragenden Augen zu vergessen, die so anklagend auf ihm ruhten. Er hätte zu seiner Entschuldigung anführen können, dass er noch nie mit einem solchen Problem so unmittelbar zu tun gehabt hatte. Aber er tat es nicht, denn er hätte dem Vater das

Angebot machen können und müssen, bevor es zu spät gewesen war.

Er dachte an die glücklichen, gut gekleideten Kinder zu Hause in Norwegen, und wieder blickten ihn Dambolis fragende Augen an.

»Es ist nicht das erste Mal, es ist nicht das erste Mal!«

Diese ernsten Worte Bakas klangen ihm in den Ohren. Die ganze Woche war er wie geistesabwesend und von so traurigen Gedanken erfüllt, dass die Arbeiter kaum in seiner Nähe zu sprechen wagten.

Voller Grimm musste er an einen Brief denken, den er kürzlich von einem wohlmeinenden Prediger in der Heimat erhalten hatte. »Wir dürfen unsere eigenen Kinder nicht vergessen!«, hatte dieser geschrieben.

Oh nein! Sie vergessen ganz bestimmt nicht ihre eigenen, dachte er bitter.

Damboli! Deine Altersgenossen in Norwegen haben verständnisvolle, liebe Eltern! Sie leben im Schutz eines richtigen Zuhauses! Sie werden in die Sonntagschule geschickt, gehätschelt und mit freundlichen Worten begrüßt! Alles geschieht, damit sie es gut haben, damit ihre Seele mit guten Gedanken erfüllt wird und damit ihr Leben sich hell und glücklich gestaltet! In lustigen Farben gleich Schmetterlingen tummeln sie sich auf dem Spielplatz, springen und tanzen, sind frei wie die Vögel in der Luft, glücklich, gepflegt und behütet! Und du, Damboli, warst von demselben Gott geschaffen worden!

»Wir dürfen nicht unsere eigenen Brüder vergessen!«

Ach, lieber Bruder, du meinst es sicher gut! Aber hättest du nur an einem Tag erlebt, was ich tagtäglich erlebe, dann hättest du das nicht geschrieben! Doch Afrika ist ja so weit entfernt, der Schrei der

Millionen von leidenden Seelen dringt nur wie ein schwaches Echo bis zu denen in der Heimat und vermag nur selten ihren Seelenfrieden zu stören!

»Damboli!«, flüsterte er und blieb auf dem Weg zum Arzneimittelhaus stehen, wo ungefähr fünfzig Kranke auf ihn warteten. »Damboli! Wir werden laut rufen! Viel lauter als bisher! Du und ich! Wir werden ihren Seelenfrieden stören! Wir werden Gott anrufen und ihn bitten, er solle ihnen keine Ruhe lassen! Und wir werden rufen, rufen und immer wieder rufen, bis sie uns hören!«

»Mein Gott!«, seufzte er, zum Himmel aufblickend. »Mein Gott! Hilf mir, dass ich dir treu diene!«

Bei dem Arzneimittelhaus hatten die Kranken sich erhoben, als sie ihn kommen sahen. Er begrüßte sie und begann die verschiedenen Leidenden in Gruppen einzuteilen. Einige litten mehr oder weniger stark an Krätze. Ein sehr verkommen aussehender Sklave war fast am ganzen Leib mit einer dicken, grauen Kruste bedeckt, auf der seine Nägel blutige Flecken hinterlassen hatten. Oskar ließ den Unglücklichen von einem Gehilfen mit Krätzesalbe einreiben. Einige hatten Zahnschmerzen. Die musste er bis zum Schluss zurückstellen. Eine Frau hatte einen tiefen Messerstich im Oberarm.

»Wie ist das passiert?«, fragte er, während er eine antiseptische Lösung und Nähzeug aus dem Schrank nahm. Die Frau erzählte ihm die ganze Geschichte in allen Einzelheiten. Er hörte geduldig zu, ohne seine Arbeit zu unterbrechen.

Der Mann hatte außer ihr noch eine andere Frau. Sie selbst hatte zwei Kinder von ihrem Mann, die andere aber war kinderlos. So kam es, wie es zu kommen pflegte. Die fruchtbare Frau

verhöhnte die Unfruchtbare und beschuldigte sie, sie brächte im Wald Wildkatzen zur Welt. Und die Unfruchtbare beschuldigte die andere, sie wäre ihrem Mann untreu. Täglich hatte es Zankereien gegeben, bei denen die gewöhnlichen Frauenwaffen gebraucht wurden: die Zunge, die Nägel und die Zähne. Aber heute wäre es beinahe schlimm ausgegangen. Die andere Frau hatte in der Hitze des Kampfes roten Pfeffer gekaut und ihrer Rivalin in die Augen gespuckt, um sie zu blenden. Dann hatte sie das Messer gebraucht.

Die Frau verzog das Gesicht, als die starke Lösung in der Wunde brannte, und sie stieß einen Schrei aus, als sie die Nadel spürte. Aber sie hielt geduldig aus, bis er fertig war.

Er richtete sich langsam und mit steifem Rücken auf. Die Frau, deren Wunde er soeben behandelt hatte, kramte aus ihrem Bündel ein Ei hervor, reichte es ihm und entfernte sich.

Jetzt kam ein großer, breitschultriger Mann an die Reihe, der ihm die Reste seiner linken Hand vorzeigte. Es war nur noch der kleine Finger übrig. Die übrigen Finger und der größte Teil der Hand waren weggesprengt, sodass es aussah, als würde der viel zu lange Finger am Handgelenk beginnen. Ein altes Vorderladergewehr war explodiert. Die Wunde war unglaublich verschmutzt. Oskar konnte nur hoffen, dass der Mann mit dem Leben davonkommen würde.

Er seufzte, als er sich über eine übel riechende, faulige Wunde beugte, in der es von kleinen Würmern wimmelte. Es sah fast so aus, als bewegte die Wunde sich. Wenn er doch Arzt wäre!, dachte er. Wer würde zu träumen wagen, dass sie irgendwann auf der Missionsstation ein Krankenhaus mit Ärzten und Krankenschwestern bekommen würden!

Er strich dem Kranken mit der Hand über den Kopf. Der lächelte scheu, aber dankbar.

»Wir dürfen unsere eigenen Kinder nicht vergessen!«

Ob er diese Worte wohl jemals aus seinem Gedächtnis wieder loswürde? Er musste an den Mann noch heute schreiben. Er würde ihm einige Vergleiche vorlegen! Oh ja! Er würde ihm die Wahrheit in die Ohren schreien!

»Unsere eigenen –!«

Sind diese verkommenen Seelen nicht unsere eigenen? Hat Gott sie nicht in unsere Obhut gegeben? Aber Afrika ist ja so weit weg! Der Schrei aus der Wildnis ertrinkt in frommen Liedern und Lobpreisungen!

Er merkte, dass er bitter wurde, und bekam leichte Gewissensbisse. Sie hatten ja nicht gesehen, was er jeden Tag sah. Sie wussten wohl genauso wenig von der Not der Schwarzen, wie die Schwarzen etwas von dem Leben der Weißen wussten. Vielleicht war er zum Teil selbst daran schuld. Er war von der Not so in Anspruch genommen gewesen, dass er ganz vergessen hatte, von ihr zu sprechen. Aber jetzt wollte er sprechen! Jetzt wollte er denen in der Heimat diese Not in die Ohren schreien! Er und Damboli! Er und diese gequälten Stiefkinder, die hier ringsherum saßen und auf die schwache Hilfe warteten, die er ihnen geben konnte!

Er ging von einem zum anderen. Eine alte Frau war auf das Feuer gefallen und hatte große Brandwunden auf dem Rücken. Sie wurde von ihren beiden Söhnen herbeigetragen. Aus einem großen Rindentuch, das an einer langen Stange hing, hatten sie eine Art Hängematte hergestellt. In ihr lag die halb bewusstlose alte Frau, und ihr wunder Rücken scheuerte sich an dem groben Rindentuch!

Alles brauchte seine Zeit. Ihm schien, er habe noch nie so viele Kranke an einem Vormittag zu behandeln gehabt wie an diesem. Es war geradezu, als häufte die Not sich auf, um ihn anzutreiben, dass er seinen Beschluss auch wirklich durchführte: so laut zu rufen, dass sie es in der Heimat hören konnten.

Aussatz, Krätze, faulige Wunden, Eingeweidewürmer, Verbrennungen, Messerstiche, Augenkrankheiten, Unreinlichkeit, Unwissenheit, Finsternis, Verzweiflung! Es war nicht nur ein Hilferuf, es war eine Anklage!

Es war Mittag geworden, als er endlich zu seinem Haus zurückkehren konnte. Er saß lange über der Bibel und stützte den Kopf in die Hände, während er las. Immer wieder las er ein Wort, das plötzlich für ihn eine neue Bedeutung gewann:

»Doch er hat unsere Leiden getragen, und unsere Schmerzen hat er auf sich geladen.«

Hatte er, Oskar, ihre Schmerzen auf sich geladen? Hatten er und seine Glaubensgefährten die Not des Volkes auf sich lasten gefühlt? Er machte es sich selbst zu einem schweren Vorwurf, dass er noch nie ihre Not so gefühlt hatte, wie er sie heute fühlte. Jetzt lag sie auf ihm wie eine Last, die ihn niederdrückte, sodass er in tiefste Verzweiflung verfiel. Er konnte diese Last nicht länger allein tragen! Seine Nerven begannen zu versagen! Er musste seine Bürde mit anderen teilen, oder er ging zugrunde!

Er saß lange vor der Schreibmaschine, ohne zu schreiben. Er saß nur still da, in düstere Gedanken versunken. Da erkannte er, dass auch mit ihm selbst etwas nicht stimmte. Er stand auf, ging in das Innere des Hauses, schloss die Tür und kniete auf dem Lehm Boden nieder.

Als er nach einer Weile wieder herauskam, waren seine Augen vom Weinen gerötet. Aber er war ruhiger. Er setzte sich an die Schreibmaschine und schrieb. Es wurde eine Anklage, die er in die Welt hinaus schrie, aber eine Anklage ohne Bitterkeit. Blatt um Blatt füllte er mit der Not und Hilflosigkeit der Bevölkerung. Jetzt war er der Bote dieser Menschen an die glücklichen Christen in Norwegen. Seine Finger liefen mit fieberhafter Eile über die Tasten und kleideten seine Gedanken in Worte und Sätze. Der Druck von innen war so groß, dass die Finger nicht folgen konnten. Worte wurden vergessen und Buchstaben ausgelassen. Aber er brachte es nicht fertig, anzuhalten, um das Fehlende zu ergänzen.

Er hatte das Gefühl, als ginge er an der Spitze eines Zuges, den die Unglücklichen der Erde bildeten. Er konnte nicht stehen bleiben, denn Millionen verkommener Menschenseelen drängten ihn vorwärts und riefen: »Du kennst uns, du hast unsere Not gesehen! Du darfst uns nicht im Stich lassen! Du musst unsere Sache führen!«

Und er führte ihre Sache. Als ein Vertreter der Bevölkerung stand er auf und sprach für sie. Sein ganzer Brief wurde ein einziger Schrei: »Kommt herüber und helft uns!«

Aber durch die Not leuchtete Hoffnung, die er in seiner Kammer erlangt hatte.



Ein Junge mit einer weißen Schürze stieg die Stufen zur Veranda hinauf und begann den Tisch zu decken. Oskar hatte ein paar weitere Jungen für die Arbeit in der Küche angestellt. Baka und

Zangabai hatten als Hilfslehrer genug zu tun. Sobald Solveig wieder mit der Arbeit beginnen konnte, wollte er übrigens Zangabai in ein Dorf schicken, das an dem Weg zur Handelsniederlassung gelegen war. Er hatte dieses Dorf oft besucht, und die Bevölkerung hatte ihn inständig gebeten, er möge ihnen Zangabai als Lehrer schicken. Eine große Schar von Jungen wartete nur auf den Augenblick, mit der Schule zu beginnen.

Für die Einheimischen bedeutete Zangabais »Gelehrsamkeit« eine ganze Menge, obwohl es mit seinen Kenntnissen nicht allzu weit her war. Er konnte aber wenigstens die Jungen im Lesen unterrichten und mit ihnen Gottesdienste halten.

Oskar träumte davon, eine ganze Reihe von Außenstationen längs des Weges bis zur Handelsniederlassung zu errichten. Auch in verschiedene andere Richtungen führten Wege, und die Dörfer warteten. Es würde noch lange dauern, bis überall das Evangelium gepredigt werden konnte.

Er war auch nicht auf der anderen Seite des Flusses gewesen. Er wagte es einfach nicht. Pekwas farbenreiche Beschreibung der feindlich gesonnenen Kannibalen schreckte ihn freilich nicht. Er konnte es sich nicht vorstellen, dass die Schwarzen es wagen würden, sich an einem weißen Mann zu vergreifen. Und wenn die Leute jenseits des Flusses dennoch so waren, wie Pekwa sie beschrieb, dann musste er das Risiko eben auf sich nehmen.

Was ihn zurückhielt, war etwas anderes. Er wusste, dass es auf dieser Seite des Flusses weiter im Innern des Landes zahllose Dörfer gab. Dort wohnten Menschen, die seiner genauso bedurften wie Pekwas Volk. Dorf auf Dorf würde seine Zeit und seine Kräfte beanspruchen. Ständig würden ihn neue

Tätigkeitsfelder locken. Und er war allein auf einem Gebiet, in dem hundert Missionare und viele hundert Einheimische als Verkünder des Evangeliums Arbeit genug finden würden! Er konnte sich nicht einmal ausreichend des Gebietes annehmen, für das er vorläufig die Verantwortung trug.

Es waren mehrere junge, vielversprechende Männer unter seinen Schülern, die gern lernen wollten, das Evangelium zu verkünden. In etwa einem Jahr würden vielleicht zehn bis zwölf von ihnen so weit sein, dass er sie aussenden konnte. Aber sie alle würden mehr als genug auf dieser Seite des Flusses zu tun finden.

Er nahm sich dieser jungen Menschen ganz besonders an und versammelte sie oft am Abend auf der Veranda um sich. Sie hockten am Boden, sahen ihn mit wissbegierigen Augen an, stellten Fragen und erhielten Belehrungen.

In der Heimat traf man Anstalten, ein junges Ehepaar auszusenden. Der Mann war bald mit der Missionsschule fertig, und seine Frau war Krankenschwester. Aber sie sollten erst eine Weile in London Tropenkrankheiten studieren. Es würde sicherlich ein ganzes Jahr oder sogar zwei Jahre dauern, bis sie ihre Tätigkeit würden aufnehmen können. Dann würde auch noch einige Zeit vergehen, bis sie sich genügend Sprachkenntnisse an Ort und Stelle angeeignet hatten.

Das war kein großer Trost für zwei einsame Missionare, die sich einer Arbeit gegenübersehen, die ihre Kräfte bei Weitem überschritt.

Das Essen wurde aufgetragen. Es gab heute eine kleine Abwechslung in der Kost: Antilopenfleisch. Pekwa hatte Oskar einen Teil seiner letzten Jagdbeute geschenkt. Aber Oskar war zu ruhelos und ungeduldig, um das Essen richtig genießen zu

können. Er aß schnell fertig, trank hinterher noch eine Tasse Kaffee und machte sich dann auf den Weg, um sich von dem Stand der Arbeiten zu überzeugen.

Er kam nicht weit. In der Nähe seines Hauses begegnete ihm ein schwitzender Mann, der den ihm wohlbekanntem »Postsack« trug. Einer von Pekwas Leuten bekleidete das wichtige Amt eines Postboten. Im Allgemeinen brauchte er acht Tage für den Hin- und acht für den Rückweg. Aber diesmal hatte er mehr Zeit als gewöhnlich gebraucht. Und das war kein Wunder. Hinter dem »Postboten« folgten nämlich noch zwei andere Männer, die an einer langen Tragegestange eine Kiste trugen. Diese enthielt neue Vorräte für die Missionsstation.

Es handelte sich um kostbare Dinge, und Oskar hatte dem »Postboten« eingeschärft, er dürfe den Trägern nicht voraus-eilen. Oskar hatte zwar noch nie auf dem weiten Weg durch den Urwald etwas eingebüßt. Er konnte jedem beliebigen, ihm gänzlich unbekanntem Einheimischen die Kiste anvertrauen, denn er wusste, dass er sie bewachen würde, als handelte es sich um Dinge, die ihm selbst gehörten. Aber diesmal war es von größter Bedeutung, dass die Kiste keinem Regen ausgesetzt wurde. Sie enthielt nämlich Bücher – kostbare Bücher! Von einer englischen Missionsstation waren ihm einige Gesangbücher und Markusevangelien geschickt worden. Diese Bücher waren für ihn mehr wert als Gold.

Aber wenn es ihn auch sehr drängte, den Inhalt der Kiste näher in Augenschein zu nehmen, so war doch der »Postsack« für ihn heute von größtem Interesse.

Der Postsack war eine dicke Tasche aus ungegerbtem Antilopenfell. Die hellbraunen Haare waren im Laufe der Zeit zu

einem großen Teil ausgefallen, sodass die Tasche ein klägliches Aussehen gewonnen hatte. Aber der Inhalt war deshalb nicht weniger wertvoll, und das wusste der Träger. Er ließ die Tasche nie aus den Händen. Während der Nacht benutzte er sie als Kopfkissen, am Tag hing sie an einem Riemen über seiner Schulter.

Oskar ergriff die Tasche und lief in sein Haus. Dann blieb er einen Augenblick stehen und wandte sich an die Träger.

»Setzt die Kiste hier auf die Veranda«, sagte er. »Dann geht in die Küche und ruht euch dort aus, während ich die Post durchsehe.«

Zunächst sortierte er den Inhalt der Tasche. Er legte die Päckchen beiseite, blickte einen Augenblick auf die verschiedenen Umschläge, suchte weiter und fand schließlich den Brief von Solveig. Er riss ihn so ungeduldig auf, dass die Briefmarken durchgerissen wurden.

Es sei alles in bester Ordnung, las er, aber sie könne das Kleine jetzt jeden Augenblick erwarten.

Jeden Augenblick! Vielleicht war es also schon da! *Wie gut, dass sie in bester Pflege ist!*, dachte er. Sie hatten einen Arzt und Krankenschwestern auf der Station. Er wurde von einem merkwürdigen Gefühl ergriffen, wie er es noch nie gekannt hatte. Vielleicht war er jetzt Vater! Er blieb noch eine Weile mit dem Brief in der Hand sitzen und gab sich seinen Träumen hin.

Dann wurde er plötzlich ängstlich. Wenn es nun aber nicht gut ablief? Wenn er seine Solveig verlor? Vielleicht hatte er sie schon verloren! *Lieber Gott, nein – das kann doch nicht dein Wille sein!*, dachte er. Furchtbar, diese weiten Entfernungen! Vor drei Wochen konnte er keinen neuen Brief erwarten!

Es muss gut gehen!, betete er.

Es muss gut gehen – hier saß er nun und bat um eine Entscheidung, die bereits eine Tatsache war! Vielleicht war Solveig schon tot!

Er ließ die anderen Briefe liegen und ging wieder in sein Zimmer. Er tat es wohl eher um seines Seelenfriedens willen, als um im Gebet um etwas zu bitten, was schon entschieden war. Als er eine halbe Stunde später wieder herauskam, hatte der Sturm sich gelegt, wenn sein Gesicht auch noch nass von Tränen war. Er hatte alles in die Hände Gottes gelegt, der ihn und Solveig hierhergesandt hatte und wusste, was für sie beide das Beste war.

Der nächste Brief, den er öffnete, kam von seiner Mutter. Er lächelte, als er ihn las. Ihre Schrift war nicht besser als die Buchstaben Bakas und Zangabais. Aber er konnte sich keine liebeneren Schriftzüge denken als diese, da er wusste, dass die Arbeitshände seiner Mutter die Feder geführt hatten. Er solle nur zum Kaffee kommen, schrieb sie. In fünf Minuten würde der Weihnachtskuchen fertig sein. Weihnachtskuchen im Monat Mai! Ja, seine Mutter! Mitten im Brief konnte sie plötzlich abbrechen. »Warte einen Augenblick! Ich muss nach dem Weihnachtskuchen sehen! Hier bin ich wieder! Weißt du auch, dass der Kuchen um deinetwillen beinahe angebrannt wäre?«

Alles erzählte sie ihm. Wohin sie ging und was sie machte, bekam er genau zu wissen. Es war, als säße er bei ihr im Zimmer und plauderte mit ihr. Er presste den lieben Brief einen Augenblick an die Wange, als sagte ihm ein Gefühl, dass sie das Gleiche getan hatte.

Dann griff er nach dem nächsten Brief. Er kam von den Missionsfreunden. Noch ein neuer Missionar wurde vorbe-

reitet! Sie hofften ihn in ein paar Jahren aussenden zu können. Das Interesse sei groß, schrieben sie. Ja, Gott segne sie! Sie taten, was sie konnten, wenn auch dieser oder jener meinte, man dürfe »seine eigenen« Angelegenheiten nicht einfach vergessen.

Mutter hatte einen Packen Zeitungen und Wochenblätter geschickt. Es waren alte Neuigkeiten. Aber für ihn waren sie nicht alt. Er blieb in der Nacht lange auf und ackerte die »neuesten Nachrichten« durch, die vor drei Monaten zu Hause in Norwegen in den Ofen gesteckt worden waren.

Da waren auch neue Filme für seine Kamera, die in runden Blechdosen steckten. Und hier waren seine eigenen Aufnahmen, die er in Belgien hatte entwickeln und kopieren lassen. Die wollte er sich später genauer ansehen. Jetzt sammelte er alles zusammen und trug es ins Haus. Dann machte er sich voller Eifer an das Öffnen der Kiste.

Er war von seiner Tätigkeit so in Anspruch genommen, dass er nicht die vier kugelrunden Augen sah, die jeder seiner Bewegungen folgten. Es waren freilich auch nur die Augen und das krause Haar über dem Geländer sichtbar. Haufen für Haufen wurden die Bücher aus der Kiste herausgeholt und auf den Tisch neben ihm gelegt. Die Augen gingen zwischen Kiste und Tisch immer hin und her.

Oskar blickte auf. Es waren Baka und Zangabai. Er nahm ein Gesangbuch und legte es so geräuschvoll unmittelbar vor ihnen auf das Geländer, dass sie erschrocken hochsprangen.

»Bitte schön!« Ein weiteres Gesangbuch folgte dem ersten. Dann kamen zwei Markusevangelien an die Reihe. Sie blickten ihn verwundert an.

»Bitte schön!«, sagte er noch einmal. »Diese Bücher gehören euch! Es sind Gesangbücher und Gottes Wort!«

Mit einem beinahe ungläubigen Lächeln und mit andächtigen und behutsamen Bewegungen nahmen sie die Bücher, betrachteten sie, blickten zu ihm auf, öffneten sie aufs Geratewohl, lasen und erkannten ihre lieben Lieder, die sie mit so großer Mühe auswendig gelernt hatten.

»Halleluja!«, sagte Baka leise. Und Zangabai ließ einen langen und innigen Laut hören, dem unter ähnlichen Umständen in Norwegen wohl ein »Amen« entsprochen haben würde.

Sie klappten die Bücher wieder zu und blickten ihn an.

»Ist ein Brief von Madamo gekommen?«, fragte Baka.

»Ja! Aber das Kleine ist noch nicht gekommen. Das heißt, vielleicht ist es jetzt da, aber wir erfahren es erst in drei Wochen.«

»Willst du Madamo abholen?«

»Natürlich.«

»Oh –«, sagte Baka und wandte den Blick ab, als wäre damit alles gesagt. Aber Oskar kannte ihn.

»Einer von euch kommt natürlich mit«, sagte er. Er wusste, dass sie beide vor Ungeduld und Sehnsucht fast vergingen, weil sie hofften, ihn begleiten zu dürfen, wenn er Solveig holte.

»Aber ihr müsst euch darüber einigen, wer von euch beiden es sein soll. Das letzte Mal war es Baka. Der Tüchtigste muss auf der Station bleiben, wer es nun auch ist. Es muss so vieles in guter Obhut sein, wenn ich fort bin.«

Sie zogen sich zurück. Jetzt hatten sie ein neues Problem zu überdenken. Und das war nicht ganz einfach. Der Tüchtigste sollte die Station in seine Obhut nehmen, hatte Oskar gesagt.

Wovon die beiden in der Nacht sprachen, wussten sie allein, aber am nächsten Morgen sagten sie, der ältere von ihnen, nämlich Baka, würde sich »opfern« und auf der Station bleiben, während Zangabai den Mondele begleiten sollte, wenn es an der Zeit war, die Madamo abzuholen.



Oskar wunderte sich nicht wenig, als er ein paar Tage später zur Kirche ging. Es war nur eine gewöhnliche Morgenandacht, aber die Kirche war fast voll von Menschen. Doch nicht darüber wunderte er sich – denn er war es jetzt gewohnt, dass viele Leute in die Kirche kamen. Was ihn überraschte, war, dass Yamboli am Eingang stand und die Blicke über die Versammelten schweifen ließ. Er murmelte eine mürrische Antwort, als Oskar ihn begrüßte.

»Willst du nicht hineingehen, Yamboli?«

Der Mediziner wich zurück. »Nein«, sagte er finster.

Anfangs herrschte in der Versammlung eine spürbare Nervosität, aber als Oskar das neue Markusevangelium aufschlug, um daraus vorzulesen, wurden sie ruhig. – Der Mediziner war verschwunden.

Yamboli hatte begonnen, sich wieder im Dorf sehen zu lassen. Mit selbstbewusster Miene ging er umher, offensichtlich bemüht, sich Respekt zu verschaffen. Oskar wusste, dass es noch viele Leute gab, die sich an ihren alten Mediziner wandten, wenn sie in Schwierigkeiten waren. Sie hatten einen tief verwurzelten Glauben an seine Macht. Von Zeit zu Zeit konnte man das charakteristische Trommeln hören. Dann

wusste man, dass jemand Yambolis Hilfe in Anspruch nahm und der Mediziner für seinen Kunden tanzte.

Für Oskar war es keine Frage, dass der gekränkte Götzdiener alles tat, was er konnte, um die Leute von den Missionaren abzuschrecken. Starb jemand im Dorf, dann deutete Yamboli an, dieser Todesfall sei auf die Rache der Ahnengeister zurückzuführen, die zürnten, weil die Weißen nicht aus ihrem Land verjagt würden. Oskar musste lächeln, wenn er an das Gerücht dachte, das von Hütte zu Hütte gegangen war. Man erzählte sich, die merkwürdige Musik, die er auf seinem Instrument erzeugte, sei der »Zauber« der Weißen, dessen sie sich bedienten, um die Leute zu verhexen. Man hörte ja ganz deutlich, dass in dem Instrument verschiedene Arten von Tieren wohnten. Auch das Zaubertier, die Wildkatze, hatte in ihm ihre Behausung.

Sicherlich fanden viele diese Erklärung einleuchtend. Als Oskar eines Abends seine Geige mit ins Dorf nahm, um den Bewohnern etwas vorzuspielen, merkte er, dass einige Frauen und Kinder sich eilig entfernten.

Ein anderes, neues Gerücht war von ernsterer Bedeutung. Es lief darauf hinaus, dass die Ahnengeister jetzt beschlossen hätten, nicht nur die Weißen, sondern alle, die zum Gottesdienst gingen, zu vernichten.

Als Oskar Yamboli an der Kirchentür stehen sah, glaubte er zuerst darin ein Anzeichen für eine beginnende, sehr willkommene Sinnesänderung des Mediziners zu sehen. Aber er sollte bitter enttäuscht werden.

Als er eines Abends bei Pekwa saß, kamen aus dem Innern des Waldes sonderbare Laute. Sie blickten einander an. Es klang wie

ein an- und abschwellendes Klagegeheul, das mit einem herzzerreißenden Seufzer endete. Gleich darauf setzte es aufs Neue ein. Die Dorfhunde sprangen auf und lauschten einen Augenblick. Dann begannen sie fürchterlich zu heulen, als wollten sie mit dem Urheber der seltsamen Laute im Wald wetteifern. Immer wenn es aufhörte, heulten sie noch eine Weile weiter, bis sie schließlich mit einem zornigen, empörten Gebell schlossen. Sobald der Lärm im Wald wieder begann, stimmten auch die Hunde wieder mit ein. Die ganze Sache war so unheimlich, dass Oskar fühlte, wie es ihm kalt über den Rücken lief.

»Was ist denn das für ein Tier?«, fragte er verwundert.

Der Häuptling schüttelte den Kopf und lauschte.

»Das weiß ich nicht«, sagte er. Sein Gesicht war ganz grau geworden. »Ich habe diese Töne noch nie gehört.« Er lauschte wieder. Ein paar Frauen, die plaudernd hinter den Hütten gesessen hatten, waren, ohne ihre angefangenen Sätze zu beenden, schleunigst im Innern der Hütten verschwunden.

Da beugte ein alter Mann sich vor und flüsterte dem Häuptling etwas ins Ohr. Dieser nickte ernst.

»Du scheinst doch zu wissen, was es ist«, sagte Oskar, den Häuptling forschend anblickend.

Pekwa wollte nicht recht mit der Sprache herausrücken. Er biss sich auf die Lippe und verdrehte die Augen.

»Wir haben es schon früher gehört«, gab er schließlich zu. »Vor sehr langer Zeit.«

»Und was ist es? Es sieht so aus, als hättet ihr vor irgendetwas Angst.«

Der Häuptling blickte ihn lange an, ohne etwas zu sagen. Er schüttelte nur andauernd den Kopf und lauschte.

»Es ist lange her«, sagte er schließlich noch einmal.

»Aber was ist es denn?«

»Die Ahnengeister kündeten einen Todesfall an«, sagte Pekwa ernst.

Oskar fand diese Erklärung des Häuptlings ziemlich dumm. Aber er wusste, dass die Naturvölker ihre Geister ernst nahmen. Für sie waren sie genauso real wie lebende Menschen. Sie waren überzeugt, dass die Verstorbenen in ihr tägliches Leben eingriffen. So oberflächlich und lebensfroh sie auch wirken mochten, schwebten sie doch vom Morgen bis zum Abend in ständiger Furcht. Eine kleine Laune der Natur war für sie ein ernstes Zeichen, und jeden Tag mussten sie ihr Leben nach guten oder schlechten Vorzeichen einrichten. Sie waren felsenfest davon überzeugt, dass jemand sterben müsse, wenn die Ahnengeister es angekündigt hatten. Traf die Voraussage ein, so bestärkte sie das in ihrem Glauben. Für Ausnahmen aber wussten ihre Medizinmänner stets eine Erklärung.

»Es sind doch mehrmals in der Zeit, die ich hier bin, Menschen gestorben«, wandte Oskar ein. »Und ich habe diese Laute noch nie gehört. Du sagst ja auch selbst, es sei lange her, seitdem du sie das letzte Mal gehört hast.«

Pekwa zuckte mit den Schultern. Es nützte nichts, dass man den Weißen etwas zu erklären versuchte. Sie verstanden ja doch nichts.

»Was weiß ich?«, sagte er nur. »Ich weiß nur, dass wir diese Laute hörten, als ich noch jung war. Wir hörten sie mehrere Male, und jedes Mal starb hinterher jemand.«

»Er wäre sicherlich ebenfalls gestorben, wenn diese unheimlichen Laute nicht seinen Tod angekündigt hätten«, meinte Oskar.

»Nein«, sagte der Häuptling ruhig, aber mit fester Stimme.

»Weshalb künden dann die Ahnengeister nicht immer einen Tod vorher an?«

Pekwa schwieg eine Weile. Oskar merkte, dass die Leute, die in der Nähe standen, sich zurückzogen. Schließlich saßen nur noch er selbst, der Häuptling und der alte Ratgeber vor der Hütte.

»Wir gehen bösen Zeiten entgegen, Mondele«, sagte Pekwa düster. »Das ist alles, was ich weiß.«

Das Geheul hatte aufgehört. Die drei Männer saßen stumm da und warteten, ob es sich wiederholen würde. Die Stille ringsum wirkte fast bedrückend. Auch die Dorfhunde hatten aufgehört zu heulen. Der Wald blieb stumm. Jedenfalls an diesem Abend. Die Ahnengeister hatten gesagt, was sie hatten sagen wollen.

Pekwa stand auf. Die beiden anderen folgten seinem Beispiel. Oskar nahm seine Laterne, verabschiedete sich und ging zur Missionsstation. Auch er hatte ein unheimliches Gefühl, als ahnte er, dass ernste Ereignisse bevorstanden.

Als er den halben Weg zurückgelegt hatte, blieb er plötzlich stehen. Ein Gedanke war ihm gekommen.

»Yamboli!«, murmelte er. »Es würde mich nicht überraschen. Und wenn Yamboli dahinter steckt, dann wird sicherlich etwas geschehen.«

»Vor langer Zeit«, hatte Pekwa gesagt. Als er noch jung gewesen war, hatten sie dasselbe Geheul im Wald gehört, und jedes Mal war darauf ein Unglück gefolgt. Yamboli war schon damals Mediziner gewesen.

Er schritt den Hang hinauf, der zur Missionsstation führte. Unwillkürlich ließ er die Blicke forschend nach beiden Seiten

schweifen und schloss die Hand fest um seinen soliden Stock. Diesen Stock hatte er wegen der Schlangen stets bei sich. Er war sich aber darüber im Klaren, dass er ihn auch gegen Yamboli würde gebrauchen müssen, falls dieser ihn angriff.

Oben bei seinem Haus standen die Männer, die Pekwa zur Bewachung bestimmt hatte. Im Schein seiner Laterne sah er, dass sie zu Tode erschrocken waren. Er brauchte bestimmt nicht zu befürchten, sie könnten in dieser Nacht einschlafen. Ihr Holzfeuer brannte hell, und sie hielten die Speere fest in der Hand. Er grüßte kurz und ging ins Haus.

Am nächsten Morgen stand Baka draußen vor der Tür.

»Yaru ist heute Nacht gestorben«, sagte er ohne Einleitung, als Oskar sich zeigte.

Yaru war einer seiner eifrigsten Schüler gewesen. Noch gestern hatte ihm nicht das Geringste gefehlt. Am Nachmittag war er zu Oskar gekommen und hatte ihm ein paar Hühner verkauft. Und jetzt war er tot!

»Woran ist er gestorben?«, fragte er verwundert.

Baka zuckte die Schultern.

»An nichts«, antwortete er. »Er war ganz gesund, als er in seine Hütte ging, um zu schlafen. Vor Sonnenaufgang fand seine Frau ihn tot. Hast du nicht das Todesgeheul aus dem Wald gehört?«

»Ich habe den Lärm gehört«, sagte Oskar etwas ärgerlich. »Aber was hat das mit Yaru zu tun?«

Baka zuckte die Achseln. »Das weiß ich nicht, Mondele«, sagte er. Er versuchte, gleichgültig zu erscheinen, aber es war ihm anzumerken, dass er allerlei zu wissen glaubte.

»Hatte er über Schmerzen geklagt?«, fragte Oskar. »Tat ihm etwa der Magen weh?«

»Nein. Und er hat auch nichts gegessen, bevor er sich schlafen legte.« Baka ahnte offenbar, woran der Mondele dachte. »Ich meine, er kann unmöglich – Gift verschluckt haben.«

Oskar ging sofort ins Dorf, um sich den Toten anzusehen. Es hatte doch wenig Sinn, an diesem Morgen eine Andacht abhalten zu wollen.

Die Klagefrauen waren schon in voller Tätigkeit, als er bei Yarus Hütte anlangte. Ein fürchterlicher Schweißgeruch schlug ihm entgegen. Sobald er sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, sah er die Umrisse halbnackter Körper, die so eng gepresst hockten, dass niemand mehr Platz finden konnte. Er richtete sich auf, füllte die Lungen mit frischer Luft und drang in das dunkle Innere der Hütte ein. Er tastete sich bis zu Yarus Lagerstätte vorwärts. Dieser lag so da, wie er vor einer Stunde gefunden worden war, nur dass sie eine Baumwolldecke über ihn gebreitet hatten. Oskar steckte ein Streichholz an, zog die Decke von dem Gesicht des Toten und legte einen Finger auf die halb geöffneten, starren Augen. Yaru reagierte nicht. Als das Streichholz ausgebrannt war, bahnte Oskar sich wieder einen Weg ins Freie. Am Eingang der Hütte stand der Häuptling mit finsterner Miene.

»Sage den Leuten, sie sollen den Toten heraustragen«, sagte Oskar. »Ich will ihn sehen. Dort drinnen ist es zu dunkel.«

Als er ein paar Minuten später über den entseelten Körper gebeugt stand, konnte er sich eines gewissen Verdachtes nicht erwehren. Noch im Tode zeigte Yarus Gesicht einen Ausdruck erstarrten Entsetzens. Was hatte er gesehen, bevor er starb? Seine Glieder lagen ausgestreckt und steif, seine Hände waren krampfhaft geballt.

Oskar untersuchte den Toten so genau, wie es sich machen ließ. War er erdrosselt worden? Nein, es waren keine Spuren zu entdecken, die darauf hingedeutet hätten. Er entfernte die Decke völlig und untersuchte den Körper. Er bat die Umstehenden, die Leiche auf die Seite zu drehen, damit er den Rücken sehen könne. Auch dort war nichts Verdächtiges zu entdecken.

Sie legten den Toten in seine vorige Lage zurück, und Oskar richtete sich auf. Die Umstehenden hatten seine Untersuchungen mit dem größten Interesse verfolgt.

»Was ist deine Meinung, Mondele?«, fragte Pekwa.

Oskar blickte ihn an. »Meine Meinung?«, sagte er. Aber er zögerte etwas, bevor er fortfuhr. »Komm nachher zu mir. Dann können wir uns darüber unterhalten.«

Pekwa nickte, und Oskar wandte sich zum Gehen. Vorläufig konnte er hier doch nichts mehr tun. Er machte ein paar Schritte, kehrte aber noch einmal um.

»Sorge dafür, dass ich erfahre, wenn er begraben werden soll«, sagte er. »Ich möchte gern dabei sein. Er war ja einer unserer Schüler.« Dann ging er zu der Witwe, die dem Toten stumm und wie betäubt ins Gesicht blickte. Ihr eigenes Gesicht war nass von echten Tränen.

Er strich ihr über die Wange. »Gott sei mit dir!«, sagte er.

Dann ging er, und die Männer blickten ihm gedankenvoll nach. Die Frauen aber nahmen ihr Klagen wieder auf.

»Du fragst mich nach meiner Meinung«, sagte Oskar, als der Häuptling einige Zeit später vor ihm auf der Veranda saß. »Vorläufig werde ich nur dir sagen, was ich von dieser Sache halte. Als Häuptling hast du ja Verstand genug, um für dich zu behal-

ten, was ich jetzt sage. Später werden wir sehen, was zu tun ist. Meine Meinung? Ja. Ich glaube, dass Yamboli dahintersteckt.«

Pekwa blickte ihn lange an. Endlich sagte er langsam: »Vielleicht, Mondele. Vielleicht. Aber dann hat er ihn mithilfe der Geister getötet. Ich merkte wohl, weshalb du den Toten so genau untersuchtest. Aber du hast ja selbst gesehen, dass an ihm keinerlei Verletzung zu entdecken ist. Und er hat auch nichts gegessen, bevor er sich schlafen legte. Er kann daher auch kein Gift geschluckt haben.«

»Das bedeutet nichts für mich«, sagte Oskar. »Yamboli kennt viele giftige Pflanzen. Manches Gift wirkt langsam, anderes schnell. Wäre dies in Europa passiert oder nur in Kinshasa, so würden die Ärzte schnell herausgefunden haben, ob er vergiftet wurde. Aber hier –! Und wenn wir auch keine Wunde an ihm entdeckt haben, so weißt du ja selbst, wie leicht man einen Menschen töten kann, wenn das kleine Messer, das man benutzt, oder die Pfeilspitze oder eine Nadel vergiftet ist. Auch ein Schlangenbiss kann beinahe unsichtbar sein und dennoch den Tod bringen.«

»Vielleicht ist Yaru von einer Schlange gebissen worden?«, sagte Pekwa. Aber es war leicht zu merken, dass er es selbst nicht glaubte.

»Wir wollen es hoffen, Pekwa.«

»Es hoffen? Weshalb?«

»Ja. Wenn Yamboli dahintersteckt, dann fürchte ich, werden sich die ›Ahnengeister‹ draußen im Wald bald wieder melden. Und in diesem Fall wird wahrscheinlich ein anderer meiner Schüler das Opfer sein. Vielleicht wird Yamboli sogar versuchen, mich selbst aus dem Weg zu räumen.«

Pekwa machte eine verzweifelte Gebärde. »Was habe ich gesagt, Mondele?«, seufzte er. »Ich wusste, dass böse Zeiten über uns kommen würden.«

»Ja, das hast du gesagt«, sagte Oskar. »Und ich glaube, du hast recht. Aber es liegt an dir und an mir, dafür zu sorgen, dass nicht noch mehr Unglück geschieht.«

»Wie können wir das, Mondele?«

»Wir werden es ja sehen. Wenn nichts mehr geschieht, dann starb Yaru vermutlich an einem Schlangenbiss oder an einer plötzlichen Krankheit, und sein Tod hat mit Yamboli oder den Ahnengeistern nichts zu tun. Hören wir aber noch einmal dieses unheimliche Geheul im Wald, dann werden wir gut tun, sofort festzustellen, ob Yamboli in seiner Hütte ist. Höchstwahrscheinlich werden wir ihn dort nicht antreffen. Und dann können wir mit Sicherheit annehmen, dass er im Wald bei seinen ›Ahnengeistern‹ ist.«

Pekwa schien mit seinen bangen Ahnungen recht zu behalten. Bevor die Woche zu Ende war, hörten sie wieder das Geheul im Wald. Diesmal kam es aus einer anderen Richtung. Pekwa schickte sofort einen Boten zu den Hütten des Medizinmannes. Der Bote kehrte zurück und berichtete, er habe Yamboli nicht angetroffen. Es war spät am Abend, und es war nicht einzusehen, weshalb er oder ein anderer in der Dunkelheit in den Wald hätte gehen sollen. Seine Frauen wussten nicht, wo er sich befand. Sie konnten nur sagen, er habe sich vor Sonnenuntergang entfernt. Dies alles erzählte Pekwa noch am selben Abend, sobald das Geheul aufgehört hatte.

Alle waren davon überzeugt, dass jetzt mit einem neuen Todesfall zu rechnen war. Sogar Oskar. Alle Dorfbewohner, ob

Mann oder Frau, schlossen sich in ihren Hütten ein und hielten sich so lange wie nur möglich wach. Niemand konnte ja wissen, wer jetzt an die Reihe kommen würde. Die Ahnengeister waren unberechenbar.

Am nächsten Morgen erhielt Oskar die Nachricht von einem neuen Todesfall. Und wieder war einer seiner Schüler das Opfer. Die Untersuchung der Leiche endete genauso ergebnislos wie im Falle Yarus.

Jetzt begriff Oskar, welche teuflische Absicht Yamboli verfolgte. Er wollte die Gläubigen von ihrem neuen Glauben abtrünnig machen. Zu Oskars großem Kummer glückte ihm dieser Plan nur gar zu gut. Schon jetzt lichteten sich die Reihen bei den Gottesdiensten, und er konnte es ihnen nicht verdenken, dass sie Angst hatten. Man konnte unmöglich von diesen schwachen neu gewonnenen Seelen verlangen, dass sie Glaubensmut bewiesen.

Einige aber harrten aus. Die Folge war, dass die Tragödie sich ein drittes Mal wiederholte. Ein weiterer Schüler musste sein Leben lassen.

Jetzt, meinte Oskar, war es Zeit, damit ein Ende zu machen. Er forderte den Häuptling auf, den Medizinmann festzunehmen.

»Das kann ich nicht, Mondele!«, klagte Pekwa. »Wir wissen ja nicht, ob er etwas getan hat. Das Einzige, was wir gegen ihn vorbringen könnten, wäre, dass er Zauberkünste ausübt. Aber daran glauben die Behörden ja doch nicht.«

Oskar wusste sehr wohl, dass dies nicht der Grund war, warum sich Yamboli noch immer auf freiem Fuß befand. Pekwa hatte Angst. Das war es.

So schrieb er abermals an den Staatsfunktionär – diesmal direkt – und teilte ihm seinen Verdacht mit. Er berichtete auch, dass der Mediziner den Versuch gemacht hatte, ihn selbst zu ermorden. Es wurde ihm nicht leicht, sich zu diesem Schritt zu entschließen, aber er sah keinen anderen Ausweg.

Einer der Leute des Häuptlings wurde mit dem Brief fortgeschickt. Noch am selben Tag wurde er nicht weit von der Missionsstation mit aufgerissener Kehle gefunden. Auch sein ganzer Körper war fürchterlich zugerichtet. Es sah so aus, als wäre er von einem Leoparden überfallen worden. Aber Oskar glaubte nicht daran.

Der Brief, den er an den Staatsfunktionär geschrieben hatte, war verschwunden.

Er schrieb noch einmal und bat den Häuptling um einen anderen Boten. Es fand sich aber im Dorf niemand mehr, der es gewagt hätte, den Brief zu befördern. Pekwa tobte und drohte mit der Peitsche. Hätte er gewusst, was in dem Brief stand, so wäre er vielleicht weniger eifrig gewesen. Ein junger Bursche wurde von zwei starken Männern herbeigeschleppt. Pekwa ließ ihm den Brief in die Hand stecken und befahl ihm, sich sofort auf den Weg zu machen.

Der junge Bursche blickte seinen Häuptling flehend an. Seine Stirn war mit Angstschweiß bedeckt.

»Ich wage es nicht, allein zu gehen, Häuptling!«, stieß er heiser hervor. »Lass einen anderen Mann mich begleiten!«

Pekwa blickte sich um, aber die Leute hatten sich alle erschrocken zurückgezogen.

»Dieser Bursche bleibt hier!«, sagte er barsch. »Ihr aber geht und sucht einen Mann, der ihn begleiten kann. Fragt nicht erst! Nehmt den erstbesten und bringt ihn mit Gewalt hierher!«

Wenige Minuten später brachten sie einen Mann angeschleppt, der nicht weniger erschrocken aussah als der erste.

»Fort mit euch!«, donnerte Pekwa. »In sechs Tagen seid ihr in der Handelsniederlassung!«

Beide nickten stumm. Sie hatten eine solche Angst, dass sie kein Wort hervorbringen konnten. Sie liefen die Dorfstraße hinunter und waren bald im Wald verschwunden.

Oskar hatte alles mitangesehen und war aufs Peinlichste berührt. Er war es nicht gewöhnt, unfreiwillige Arbeiter zu verwenden. Sein Grundsatz war: Entweder übernahmen sie eine Aufgabe freiwillig oder gar nicht. Aber er wagte nicht, weichherzig zu sein. Es ging hier um Leben und Tod.

Er kehrte zu der Missionsstation zurück und stürzte sich in die Arbeit, weil er hoffte, er könne auf diese Weise seine schwermütigen Gedanken verjagen. Es war ihm aber nicht möglich, sich auf irgendetwas zu konzentrieren. Er versuchte mal dies, mal das, richtete aber letztendlich gar nichts aus. Eine Stunde später kam ein kleiner Junge angerannt, der einen Brief in der Hand hielt. Er hatte ihn in unmittelbarer Nähe des Dorfes gefunden. Mitten auf dem Weg hatte ein aufgespaltener Zweig im Erdboden gesteckt. In dem Spalt war der Brief festgeklemmt gewesen.

Die beiden Männer waren selbstverständlich verschwunden. Pekwa sandte Leute aus, die sie suchen sollten. Er befahl dem Trommelschläger, an die Unterhüuptlinge zu »telegrafieren«, damit sie die beiden ergriffen, falls sie in einem anderen Dorf auftauchen sollten. Aber sie waren und blieben verschwunden.

Oskar war völlig ratlos. Sollte ein Unternehmen, das so vielversprechend begonnen hatte, nun um eines Medizinmannes

willen zum Scheitern verurteilt sein? Sollten Gottes Boten sich zum Rückzug gezwungen sehen? Sollten sie die Menschen ihrer Finsternis, die Gläubigen den Händen eines skrupellosen Götzendieners überlassen?

»Nein und abermals nein!«, sagte er laut. »Niemals! Ich würde in meinem Leben keine ruhige Stunde mehr haben, wenn ich sie im Stich ließe.«

Sollte er selbst die weite Reise zum Sitz der Behörde antreten und mit dem Staatsfunktionär sprechen? Was aber würde in diesem Fall während seiner Abwesenheit geschehen? Hieß das nicht, die Gläubigen in dem Augenblick verlassen, wo sie seiner am meisten bedurften?

Es war aussichtslos, um weitere Briefboten zu bitten. Die Leute flüchteten in den Wald. Selbst die Dorfbewohner, die treu zu den Gottesdiensten gekommen waren, verschwanden.

Auch für Pekwa wurde diese Sache zu einem Problem. Es schien unvermeidbar, dass schließlich der Staatsfunktionär eingreifen musste. Aber wie sollte man mit ihm in Verbindung kommen?

Oskar hielt noch immer seine Gottesdienste ab, wenn auch nur zehn bis zwölf Gläubige erschienen. Alle Schulkinder blieben zu Hause, und er fand es ganz richtig von den Eltern, dass sie es nicht mehr wagten, sie zu ihm zu schicken. Ebenso verschwanden die Schüler, die aus den anderen Dörfern gekommen waren, einer nach dem anderen.

Noch einmal hörten sie das unheimliche Geheul im Wald. Und wieder holte sich der Tod seine Beute. Es war ein junger Mann, auf den Oskar große Hoffnungen gesetzt hatte.

Da endlich beschloss er, die Gottesdienste einstweilen einzustellen. Er beschränkte sich auf kleine Andachten, an denen

nur Baka und Zangabai teilnahmen. Um die beiden tüchtigen Jungen nicht unnötig einer Gefahr auszusetzen, ließ er sie in seinem eigenen Haus wohnen. Mbilika hielt sich fern – wahrscheinlich auf Anordnung des Häuptlings. Darüber wunderte sich Oskar nicht. Das ganze Dorf war in Aufruhr. Wer nicht von Panik ergriffen wurde, musste ein sehr merkwürdiger Mensch sein. Oskar selbst entdeckte in diesen Tagen graue Strähnen in seinem Haar.

Yamboli bekam er nicht mehr zu sehen. Der schlaue Fuchs hielt sich wohl den Tag über in seiner Hütte im Wald verborgen und kam nur in der Nacht nach Hause, um zu essen und zu schlafen.

Um zu essen –?

Oskar blieb auf der untersten Verandastufe stehen. Plötzlich war ihm eine Erleuchtung gekommen. Nachdenklich betrachtete er den Tisch, der gerade gedeckt worden war. Aber dann schüttelte er den Kopf. Das war zu weitläufig, um nicht zu sagen: unmöglich. Er ging weiter und setzte sich an den Tisch. Aber ständig weilten seine Gedanken bei dem unheimlichen Medizinmann.

Wie brachte er seine Opfer wohl um? Tat er Gift in ihr Essen? Das war nicht wahrscheinlich. Denn dann würden die Frauen und die Hunde, die dasselbe Essen bekamen, ja ebenfalls umkommen. Oskar konnte sich vorstellen, dass jemand vor Schreck starb, dass er starb, weil er glaubte, er müsse sterben. Aber er konnte sich mit dieser Erklärung nicht zufriedengeben. Die einzige Lösung, die ihm wahrscheinlich schien, war die, dass Yamboli während der Nacht in die Hütte seiner Opfer kam, ihnen mit einer vergifteten Nadel einen kleinen Stich beibrachte und dann wieder verschwand. Niemand wusste ja, wer

an der Reihe war. Er konnte sich daher sein Opfer aussuchen. Das Einzige, worauf es ihm ankam, war, dass der Betreffende zu Oskars Schülern gehörte.

Oskar kaute gedankenvoll auf dem Hühnerfleisch. Ein Gedanke hatte ihn ergriffen, und er konnte ihn nicht wieder abschütteln. Mitten beim Essen schlug er so heftig auf den Tisch, dass einer seiner Helfer, der mit am Tisch saß, erschrocken hochsprang und ihn verwundert anstarrte. Er wusste ja nicht, dass der Mondele auf diese Weise im Stillen einen verwegenen Entschluss bekräftigt hatte.

Jetzt begannen die Kinnladen dieses merkwürdigen Weißen schneller zu arbeiten. Er kaute eifrig, schluckte schnell, wurde bald fertig und sagte zu dem Jungen, er möge abräumen. Dann ließ er Baka und Zangabai kommen, die beide in der Küche saßen und den letzten Todesfall besprachen. Er nahm sie mit ins Haus und schloss sich mit ihnen im innersten Zimmer ein.

»Setzt euch hin«, sagte er. Sie folgten und blickten ihn abwartend an.

»Jetzt sollt ihr wissen, dass ich euch mehr denn je als meine Brüder ansehe«, sagte er. »Ich muss mit euch über eine äußerst wichtige Sache sprechen. Ich hätte nie ein Wort davon erwähnt, wenn ich mich nicht voll und fest auf euch verließ. Seid ihr meine Brüder? Ja oder nein?«

»Ja!«, sagten sie beide gleichzeitig.

»Kämpfen wir für die gleiche Sache?«

»Ja, wir kämpfen für die gleiche Sache!«, sagten sie und blickten ihn erwartungsvoll und nicht wenig neugierig an.

»Gut. Dann hört zu!«, sagte er. »Ihr zweifelt doch wohl nicht daran, dass Yamboli unsere Brüder getötet hat?«

»Wir wissen, dass er es war«, sagte Baka düster, und Zangabai nickte ernst.

»Glaubt ihr, dass dabei Zauberei im Spiel war?«

Sie blickten ihn forschend an. »Nein, das glauben wir nicht«, sagte Baka schließlich, und Zangabai gab zu erkennen, dass er derselben Meinung war.

»Glaubt ihr, dass das Geheul, das man von Zeit zu Zeit im Wald hört, von den Ahnengeistern stammt?«

»Nein!« Diesmal kam die Antwort bestimmt und gleichzeitig.

»Wenn ich euch jetzt einen Plan vorlege, werdet ihr dann so treu sein, dass ihr keinem anderen ein Wort davon verratet? Auch nicht ein einziges kleines Wort?«

Aus alter Gewohnheit wollten beide schwören. Aber Oskar erhob abwehrend die Hand.

»Lasst das!«, sagte er. »Kann ich eurem Wort nicht glauben, dann kann ich euch auch nicht glauben, wenn ihr schwört. Ich verlasse mich aber auf euch. Also: Niemand darf etwas wissen! Auch nicht die Schüler! Niemand! Mit keiner Miene dürft ihr euch verraten! Ob die Sache gut geht, weiß ich nicht. Aber das weiß ich: Von euch hängt es ab, ob noch mehr von euren Brüdern werden sterben müssen. Und auch das will ich nicht verschweigen: Das nächste Mal kommt vielleicht einer von euch oder komme ich an die Reihe. Alles hängt von euch beiden ab. Und jetzt sollt ihr hören, was ich im Sinn habe ...«

Eine ganze Stunde blieb er mit ihnen im Zimmer eingeschlossen und erklärte ihnen alles ganz genau. Mehrmals ging er zur Tür, um sich zu vergewissern, dass kein Neugieriger draußen stand und lauschte. Die Augen der beiden Jungen waren rot vor Aufregung.

»Und jetzt«, sagte Oskar, während er aufstand, um sie hinauszulassen, »jetzt kommt es darauf an, dass ihr kaltes Blut bewahrt. Seid äußerst vorsichtig! Versucht alles genau so zu machen, wie ich es euch erklärt habe, und denkt daran, dass der Erfolg allein von euch beiden abhängt.«

Sie nickten heftig, denn sie waren zu aufgeregt, als dass sie etwas hätten sagen können. Erst als sie die Verandastufen hinuntergingen, blickten sie einander an, und Zangabai flüsterte: »Du, Baka –!«

»Halt den Mund!«, flüsterte Baka erschrocken. »Du siehst aus, als würdest du jeden Augenblick sterben. Und du schreist so laut, dass das ganze Dorf dich hören kann!«

Aber die Aufregung legte sich bei beiden schon bald. Das Vertrauen des weißen Mannes erweckte ihr Verantwortungsgefühl und ließ sie um mehrere Jahre altern. Später am Nachmittag waren sie völlig zur Ruhe gekommen.

Erst zwei Tage später geschah etwas.

»Yamboli ist krank«, sagte Pekwa, als Oskar ins Dorf kam, um mit ihm etwas zu plaudern.

»So?«, sagte Oskar gleichgültig. »Nun ja, er ist ja auch bloß ein Mensch. Was fehlt ihm denn?«

Der Häuptling zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich nicht«, sagte er. »Aber ich glaube, er liegt im Sterben.«

»Dann bekommt er ja nur, was er anderen gegeben hat«, sagte Oskar, ohne auch nur eine Spur von Mitgefühl an den Tag zu legen. »Aber wer soll dann für ihn tanzen und ihn wieder gesund machen? Seine Frauen?«

Pekwa musste lächeln, aber er wurde gleich wieder ernst. »Er ist sehr krank, Mondele«, sagte er. »Ich glaube, er stirbt.«

Er blickte sich um. Es war niemand in der Nähe. »Und ich hätte auch nichts dagegen«, fügte er vorsichtig hinzu.

»Oh, so leicht vergeht Unkraut nicht«, sagte Oskar mit gleichgültiger Stimme. »Wenn seine Frauen für ihn sorgen, wird er schon bald wieder gesund werden. Ich denke, es wird nicht lange dauern, und wir hören ihn wieder draußen im Wald heulen.«

»Seine Frauen sind auch krank«, sagte Pekwa ernst. »Und ein Sklave, den er schon viele Jahre hat.«

»Die ganze Familie also«, sagte Oskar mit unerschütterlicher Ruhe. »Es sieht ja so aus, als wäre das ganze Haus verflucht.«

»Glaubst du – glaubst du, es ist Gottes Strafe?«, fragte Pekwa vorsichtig.

»Glaubst du das, Pekwa?« Oskar strich sich über das Kinn. »Ich meine, so etwas kann ja jedem passieren, ohne dass es deshalb eine Strafe sein muss.«

Pekwa blickte ihn lange an. »Du scheinst um sie nicht besonders besorgt zu sein«, sagte er.

»Ich bin nicht die Spur besorgt um sie!«, sagte Oskar aufrichtig. »Nicht so, wie ich – deiner Meinung nach – sein müsste. Ich wünsche ihnen sicher nichts Böses, aber ich freue mich, wenn ich daran denke, dass er kein Unheil anrichten kann, solange er krank ist. Denn davon kannst du überzeugt sein: Solange Yamboli in seiner Hütte liegt und auf den Tod wartet, wirst du kein Geheul mehr im Wald hören!«

»Glaubst du das?«

»Warte es ab!«, sagte Oskar nur.

Pekwa schüttelte sorgenvoll den Kopf. »Ich fürchte, du irrst dich«, sagte er.

»Warte es ab!«, sagte Oskar noch einmal. »Jedes Mal, wenn euch die sogenannten Ahnengeister geängstigt haben, verging eine Woche, bis sie sich das nächste Mal hören ließen. Danach müsstet ihr ja heute Abend das unheimliche Geheul wieder hören und einen neuen Todesfall erwarten.«

Das Geheul blieb aus. Und es vergingen zwei weitere Tage, ohne dass etwas geschah. Pekwa dachte an die Worte des Mondele und wurde nachdenklich. Am dritten Tag wankte ein abgemagerter, grauer Medizinmann, auf seinen Stab gestützt, aus seiner Hütte und verschwand im nahe gelegenen Wald. Weder er noch die anderen Kranken waren imstande gewesen, den Wald in einem natürlichen Anliegen aufzusuchen. Ihre Kräfte hatten dazu nicht ausgereicht. Jetzt ging es Yamboli also offenbar wieder etwas besser und den anderen auch. Ihr Befinden war aber immer noch so schlecht, dass sie alle ihre schmerzvolle Wanderung von den Hütten in den Wald und wieder zurück mehrere Male im Laufe des Tages antreten mussten.

Am vierten Tag schienen sie endlich das Schlimmste überstanden zu haben. Aber Yamboli sah gar nicht mehr sehr imponierend aus. Oskar sah ihn nur aus weiter Ferne, und er tat ihm richtig leid. Die Frauen waren zu schwach, um das Essen bereiten zu können. Pekwa sandte ihnen ein paar Schüsseln Reis mit Hühnersuppe. Dasselbe tat er am nächsten Tag. Sie schienen sich langsam zu erholen.

Aber das Todesgeheul im Wald blieb eine ganze Woche aus. Die Dorfbewohner wunderten sich über die Maßen darüber. Die Gläubigen sahen ihren Verdacht bestärkt, dass Yamboli hinter den mysteriösen Todesfällen steckte. Aber das half ja nicht viel. Bald würde der Medizinmann wieder imstande sein,

sich zu betätigen, und dann würde dieselbe Geschichte von vorne beginnen.

Das glaubten sie. Aber Yambolis Plagen waren noch nicht zu Ende. Ehe man sich versah, krümmten er und die übrigen Hausbewohner sich wieder vor fürchterlichen Schmerzen. Und eine neue Woche verging, ohne dass etwas geschah. Als die armen Menschen aber nach ein paar Tagen scheinbarer Besserung ihre dritte Leidenswoche antraten, begann Oskar zu fürchten, Baka und Zangabai wären in ihrem Dienst etwas zu eifrig gewesen.

Aber ein Gutes war auf jeden Fall erreicht: Die Dorfbewohner hatten in dieser Zeit keinen neuen Todesfall zu beklagen, und die Ahnengeister hatten sich nicht mehr im Wald hören lassen.

Da geschah etwas, was Oskar nicht vorausgesehen und auch gar nicht für möglich gehalten hatte. Yamboli schickte nach ihm! Natürlich sorgte Oskar dafür, dass das bekannt wurde. Es war ja schon eine Art Sieg, dass Yamboli überhaupt nach ihm geschickt hatte. Er nahm einige Arzneimittel mit und machte sich schleunigst auf den Weg.

Der Zauberer saß ganz grau und eingefallen auf seiner Holzpritsche, als Oskar in die von üblen Gerüchen erfüllte Hütte trat.

»Na?«, sagte Oskar. »Geht es dir nicht gut?«

Yamboli stöhnte, antwortete aber nicht.

»Willst du, dass ich dir helfe?«, fragte Oskar freundlich.

Der Kranke gab einen schwachen Ton von sich, der offenbar »ja« bedeuten sollte.

»Dann musst du nach draußen kommen«, sagte Oskar. »Hier drinnen kann ich nichts machen. Es ist hier zu dunkel.«

Yamboli folgte ihm langsam und setzte sich vorsichtig auf einen Sitzklotz neben dem Eingang.

»Es ist nicht gut, krank zu sein, Mondele«, sagte er beinahe flüsternd.

»Nein, Yamboli, das ist nicht gut«, sagte Oskar, während er mit einer Handbewegung einige neugierige Zuschauer weg-schickte. Er blickte sich um, entdeckte einen niedrigen Sitz-klotz und nahm neben dem Kranken Platz. Er wühlte etwas in seinen Taschen und brachte eine kleine Flasche zum Vorschein. Yamboli folgte seinen Bewegungen mit großen, tief eingesun-kenen Augen. Dann bekam er seine Medizin.

»Es ist möglich, dass du noch eine kleine Weile wirst leiden müssen«, sagte Oskar. »Aber dann wirst du wieder gesund, vorausgesetzt –« Er ließ seinen Satz absichtlich unvollendet.

»Vorausgesetzt?«, fragte der Kranke.

»Darauf komme ich noch zu sprechen«, sagte Oskar. »Ich muss jetzt erst den Frauen und dem Sklaven Medizin geben. Ich komme gleich zurück.«

Der Sklave nahm die Medizin, ohne zu zögern. Die Frauen aber hatten eine Todesangst, weil sie glaubten, der weiße Mann wolle sie mit dem Inhalt der Flasche umbringen. Nach heftiger Diskus-sion gelang es ihm dennoch, ihnen die Medizin einzuflößen. Und bald saß er wieder bei Yamboli. Es waren wieder einige Neugierige erschienen. Diesmal aber sandte der Mediziner ihnen einen Blick, der genügte. Wie aufgeschreckte Hühner stoben sie davon.

»Ja«, sagte Oskar. »Ich sagte: ›vorausgesetzt‹. Jetzt wollen wir uns einmal unterhalten, Yamboli. Zweimal hast du ver-sucht, mich zu töten, nicht wahr?«

Der Kranke schüttelte den Kopf.

Aber Oskar war unbarmherzig. »Lass mich zu Ende sprechen«, sagte er. »Ich weiß, was ich sage. Zweimal hast du versucht, mich

zu töten – möglicherweise sogar dreimal. Aber der gute Gott hat mich errettet. Auf jede Weise hast du versucht, mir Hindernisse in den Weg zu legen. Du hast gegen mich gewütet und von mir verlangt, ich solle meiner Wege gehen. Aber so kann man nicht mit einem Mann sprechen, den Gott gesandt hat, Yamboli. Und jetzt kommt etwas, was noch schlimmer ist. Vier junge, tüchtige Männer hast du ermordet, weil sie meine Schüler waren.«

Wieder schüttelte der Mediziner den Kopf.

Aber Oskar fuhr fort: »Um Pekwas Volk einen Schreck einzujagen, bist du in den Wald gegangen, hast geheult und den Leuten eingeredet, was sie da hörten, seien die Ahnengeister, die einen Todesfall ankündigten. Hinterher hast du dann jedes Mal einem Menschen das Leben genommen. Als du erfuhrest, dass ich einen Boten an den Staatsfunktionär schicken wollte, hast du ihn getötet und ihm den Brief weggenommen. Du hast ihn zerfleischt, damit wir glauben sollten, ein Leopard habe ihn zerrissen. Aber ich kenne deine Klauen, Yamboli! Ja, ich kenne sie sehr gut.«

Er versenkte die Hand in die Tasche und zog einen Gegenstand heraus, den er dem erschrockenen Mediziner vor die Füße warf. Es waren vier spitze Eisenklauen, die mit einem Bindfaden zusammengebunden waren.

»Diese Dinger hier hast du zwischen deinen Fingern gehalten«, fuhr er fort. »Und mit ihnen hast du Pekwas Mann die Kehle aufgerissen. Weißt du, was die Behörden mit Leuten machen, die solche Klauen verwenden? Sie hängen sie! Hörst du das, Yamboli? Sie hängen sie auf!«

Der Kranke bückte sich beschwerlich und wollte die Klauen aufnehmen. Aber Oskar kam ihm zuvor.

»Gib sie mir, Mondele!«, flüsterte Yamboli heiser.

»Ich denke nicht daran«, sagte Oskar. »Du wunderst dich wohl, wo ich sie gefunden habe? Ich fand sie in deiner Hütte im Innern des Waldes. Ich war dort draußen, während du krank warst. Ich hätte ja deinen Altar zerstören und deine Hütte in Brand stecken können, Yamboli. Aber ich tat es nicht. Ich vernichte nicht das Eigentum anderer Leute.«

Er steckte die Klauen in die Tasche.

»Ich besitze auch noch andere Dinge, die allerlei von dir erzählen könnten«, fuhr er fort. »Hier hast du zum Beispiel deinen Affenschwanz, den du vor meinem Haus verloren hast, als du es in Brand stecktest, damit ich in den Flammen umkäme. Es nützt dir nichts, dass du den Kopf schüttelst. Ich weiß zu viel. Ich spreche jetzt ganz offen zu dir. Eigentlich hätte ich es schon längst tun müssen. Du bist ein Mediziner, Yamboli, und ein sehr böser. Aber du tust mir leid, weil du Gott nicht kennst. Hättest du Gott gekannt, wärest du nicht so böse gewesen. Und jetzt werde ich dir etwas sagen, was du dir merken kannst: Ich bin auch ein Mediziner, und deine Zauberkünste achte ich gering. Pass einmal auf!«

Er hob die Eisenklauen vom Boden auf und warf sie in die Luft, wo sie dem Anschein nach vor Yambolis Augen verschwanden.

»Jetzt werde ich sie wieder herunterholen«, fuhr er fort. »Und du wirst dann sehen, was das für hässliche Dinger sind!«

Er griff in die Luft und hielt plötzlich ein blutrotes Taschentuch in der Hand.

»Rot wie Blut, Yamboli! Und nun wollen wir sehen, was wir in diesem Tuch finden. Sie da! Deine Eisenklauen! Deine Medizin

bedeutet Blut und Tod, meine bedeutet Leben und Glück! Deine Medizin bedeutet nicht nur den Tod für andere, sie wird auch für dich selbst irgendwann den Tod bedeuten. Meine Medizin aber bedeutet nicht nur für mich selbst Leben und Glück, sondern auch für andere!«

Er warf dem Anschein nach Taschentuch und Klauen dem Medizinmann vor die Füße. Dieser blickte unwillkürlich zu Boden. Aber sie lagen da nicht.

»Ja, Yamboli«, sagte Oskar. »Sie sind nicht da. Ich habe sie in meine Obhut genommen.«

Yambolis Gesicht war ein einziges Fragezeichen, und seine Augen wanderten suchend zwischen den leeren Händen des Mondele und dem Erdboden zu seinen Füßen hin und her.

»Jetzt könnte ich es so machen wie du und sagen, es sei Gottes Werk«, fuhr Oskar fort. »Wer aber den allmächtigen Gott auf seiner Seite hat, braucht nicht zu lügen. Was du gesehen hast, sind nur harmlose Tricks. Ich erzeuge nur etwas Verwirrung – genau wie du. Nur dass ich es viel besser kann. Nein, Yamboli, ich brauche meine Kenntnisse, um Gutes zu tun, und meine Medizin brauche ich, um Kranke zu heilen. Und jetzt sollst du wieder gesund werden. Denn ich kann dich gesund machen, wenn du selbst machtlos bist.«

Er bemerkte eine Andeutung von Bewunderung in den Augen Yambolis und war zufrieden.

»Und jetzt werde ich dir etwas von Gott erzählen«, sagte er. »Du weißt von ihm. Ihr habt immer von ihm gewusst. Du weißt, dass Gott über allem steht. Selbst über deinem Altar dort drinnen im Wald. Und dieser allmächtige Gott, der über allem steht, der Leben gibt und Leben nimmt, er, von dem ihr immer

gewusst, den ihr aber nicht verehrt habt, weil ihr ihn fürchtet – dieser große Gott ist mein Gott, und ich bin sein Bote. Du kannst froh sein, dass es dir nicht geglückt ist, mir etwas Böses anzutun, denn es ist fürchterlich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Dagegen sind deine Ahnengeister ein Nichts, Yamboli!

Und jetzt komme ich auf das ›vorausgesetzt‹ zurück, von dem ich sprach. Ich sagte, meine Medizin werde dich wieder gesund machen, vorausgesetzt – vorausgesetzt, dass du mit deinen böartigen Handlungen aufhörst! Tust du es nicht, dann wirst du sehen, wie ihr – du und die Deinen – euch in wenigen Tagen wieder in Schmerzen winden werdet!«

Noch nie hatte Yamboli eine so lange Predigt gehört. Seitdem er Medizinmann geworden war, hatte er sich nie dazu herabgelassen, von anderen einen Rat anzunehmen. Ihm allein kam es zu, Befehle zu erteilen. Jetzt saß er da und starrte ganz verloren in die Luft. Die harte körperliche Prüfung hatte sein Selbstvertrauen und seinen Trotz gebrochen. Auf jeden Fall vorläufig.

»Hast du etwas zu dem Mann des Staates gesagt?«, fragte er nach einer langen Pause.

»Ich könnte dir einen Schrecken einjagen und dir erzählen, ich hätte einen Boten abgeschickt, während du krank warst«, erwiderte Oskar. »Aber der gute Gott, dem ich diene, liebt keine Lügen. Ich habe keinen Boten abgeschickt. Noch nicht. Aber ich habe vor einiger Zeit etwas anderes getan, und ich denke mir, du weißt es, weil du seither deine Taktik geändert hast. Ich habe einen Brief geschrieben und darin berichtet, du habest zweimal versucht, mir das Leben zu nehmen.«

Das Gesicht des Kranken zuckte.

»Ja, das habe ich getan«, versicherte Oskar. »Aber ich habe angeordnet, dieser Brief solle nur in dem Fall geöffnet werden, dass mir etwas zustieße. Wie du siehst, Yamboli, ruht dein Leben in deiner eigenen Hand. Bist du vernünftig, so wird niemand diesen Brief lesen. Im anderen Fall hast du dir die Folgen selbst zuzuschreiben.«

Yamboli nickte langsam.

»Und nun noch eins, bevor ich gehe«, sagte Oskar. »Und merk dir gut, was ich sage! Ich werde dich nicht daran hindern, deine Geister zu verehren oder deine Medizintänze zu tanzen. Du kannst deinen schwachen Geistern dienen, wenn du es willst, und ich werde meinem starken Gott dienen. Wer zu dir gehen will, soll es tun dürfen. Wer aber meinem Gott dienen will, muss ebenfalls die Freiheit haben, zu tun, was er für richtig hält. Hier darfst du dich nicht einmischen. Und wenn du verlierst, dann musst du es wie ein Mann tragen. Du siehst dann ja, dass du verloren hast, weil der große Gott am stärksten ist. Das Vernünftigste würde daher sein, dass du dann deine schwachen Geister verlässt und dem Stärksten dienst.

Aber zwei Dinge verlange ich. Erstens sollst du meine Leute in Ruhe lassen. Und kein Heulen mehr im Wald und keinen Mord! Zweitens: Deinen Altar im Wald musst du entfernen. Du kannst ihn woanders wieder aufbauen. Am besten möglichst weit von hier. Jetzt habe ich gesagt, was ich zu sagen hatte. Was sagst du? Bist du bereit, zu tun, was ich verlange?«

»Ich habe gehört«, sagte Yamboli. Er war besiegt und wusste es.

»Gut!«, sagte Oskar freundlich. »Du bist trotz allem ein vernünftiger Mann, Yamboli. Iss nicht mehr von dem Essen, das du im Haus hast. Es bekommt dir nicht. Du merkst ja selbst, wie es drinnen in deiner Hütte nach all der Krankheit riecht. Wirf

das Essen in den Fluss! Ich werde Pekwa bitten, dass seine Frau das Essen für dich bereiten wird, bis deine eigenen wieder ganz gesund sind.«

»Werde ich wieder gesund?«, fragte der vernichtete Medizinmann.

»Ohne Zweifel!«, sagte Oskar und stand auf. »Vorausgesetzt ...«

Er verabschiedete sich und ging. Er konnte einfach nicht länger sitzen bleiben. Denn so hart und unbeugsam er sich auch gezeigt hatte – im Grunde genommen tat der arme Mann ihm aufrichtig leid. Es war etwas so Tragisches an der Niederlage des gepeinigten und vernichteten Medizinmannes, dass er ihn beinahe lieb gewann. Er spürte, wie er anfang, sich Selbstvorwürfe zu machen. Aber er schob diese Anwendung entschlossen beiseite. Es war trotz allem besser, dass Yamboli etwas krank war und so tief gedemütigt wurde, als dass andere Menschen durch ihn den Tod erlitten.

Baka und Zangabai warteten gespannt auf Oskar und blickten ihn fragend an, als er kam. An seinem Lächeln merkten sie, dass er gute Neuigkeiten brachte.

»Es ist alles vortrefflich gegangen«, sagte er. »Ihr könnt in Zukunft beruhigt sein. Ich bin überzeugt, dass der Geisterspuk im Wald sich nicht mehr wiederholt.«

Er legte seine Hände auf ihre Schultern und zog sie an sich heran.

»Wenn ihr aber nur ein einziges Wort verlauten lasst«, sagte er leise, »dann ladet ihr viele Menschenleben auf euer Gewissen. Denn dann geht der Spuk von Neuem los.«

»Kein Wort, Mondele!«, sagten sie beide gleichzeitig.

Baka nahm eine Flasche aus der Tasche. »Soll das hier noch gebraucht werden?«, fragte er.

Oskar nahm die Flasche. »Vorläufig nicht«, sagte er.

»Wird er wieder gesund?«

»Selbstverständlich! Ihr habt doch wohl nicht geglaubt, ich hätte die Absicht gehabt, den Mann umzubringen?«

»Nein«, beeilte Baka sich zu versichern. »Das glauben wir nicht. Aber als wir sahen, wie krank sie alle wurden, bekamen wir Angst. Wir kennen deine Medizin ja nicht, Mondele.«

»Aber ich kenne sie«, sagte Oskar.

Sowohl Yamboli als auch die anderen wurden gesund. Und als Oskar eine Woche später in den Wald zog, stellte er zu seiner Freude fest, dass der Sieg vollständig war. Der Altar stand noch an derselben Stelle, aber er war leer, und das Messer war aus dem Baumstamm entfernt worden. Auch alles Inventar der Hütte war entfernt. Sogar die Tür war verschwunden. Wohin der Medizinmann seine Sachen gebracht hatte, erfuhr er nie, aber das war auch nicht weiter wichtig. Er kehrte vergnügt ins Dorf zurück und suchte den Medizinmann auf.

Yamboli saß auf seinem Sitzklotz vor der Hütte und war damit beschäftigt, aus Pflanzenfasern ein Seil zu drehen. Er stand langsam auf, als er Oskar erblickte. Sein Gesicht war ernst, und er blickte seinen Gegner beinahe traurig an.

»Guten Tag, Yamboli!«, sagte Oskar, ihm zulächelnd. »Hier hast du meine Hand. Ich bin im Wald gewesen und habe gesehen, was du gemacht hast. Ich danke dir. Du hast dein Wort gehalten, und ich werde meins halten.«

Yamboli nahm seine Hand ohne ein Wort, aber in seinen traurigen Augen zeigte sich auch nicht die leiseste Andeutung eines Lächelns.

»Hast du deine Sachen für immer entfernt?«, fragte Oskar, ohne seine Hand loszulassen.

Der Medizinmann schnalzte mit der Zunge. Das sollte »ja« bedeuten.

»Und ich kann die Hütte niederreißen?«

Wieder schnalzte der Medizinmann.

»Danke!«, sagte Oskar noch einmal. Er betrachtete ihn eine Weile stumm. »Wollen wir nicht Freunde sein?«, fragte er schließlich.

Yamboli blickte ihm in die Augen. Dann zuckte er mit den Achseln.

Oskar ging wieder nach Hause, holte Baka und Zangabai und ging mit ihnen zusammen in den Wald. Gemeinsam rissen sie die Hütte und den Götzenaltar nieder. Dann gingen sie zu dem Häuptling und erzählten es ihm.

»Jetzt können deine Untertanen sich im ›verbotenen‹ Wald aufhalten, so viel sie wollen«, sagte Oskar. »Gott hat gesiegt, und Yamboli hat seine Sachen fortgebracht.«

Etwas später am Tag aber zog Oskar sich in sein Zimmer zurück, schloss die Tür und weinte. Er hatte nie geglaubt, dass der Sieg auf ihn eine solche Wirkung haben könnte. Selbstverständlich war er dankbar für die Wendung, die die Dinge genommen hatten. Aber der Gedanke an den armen geschlagenen Medizinmann tat ihm so weh, dass er krampfhaft schluchzte. Noch nie war Oskar so erschüttert gewesen. Er hätte Yamboli um Verzeihung bitten können. Wie unheilvoll und töricht auch der Glaube des alten Mannes war, so handelte es sich doch um eine Jahrtausende alte Tradition, die hier dem Neuen und Unbekannten hatte weichen müssen. Das musste

hart für ihn gewesen sein. Noch härter aber musste es ihn getroffen haben, dass sein Ansehen vor seinen Augen vernichtet wurde.

Nach ein paar Wochen waren die Gottesdienste wieder im vollen Gange, und es kamen mehr Leute denn je zuvor. Yamboli hielt sich in dieser Zeit fern. Als Oskar aber Vorbereitungen traf, um seine Frau und ein – nach der Beschreibung zu urteilen – kräftiges und schönes kleines Mädchen abzuholen, kam der alte Mediziner zu ihm und sagte leise: »Wirst du mit dem Mann des Staates reden?«

»Nein«, sagte Oskar freundlich. »Du kannst unbesorgt sein, solange du vernünftig bist. Du hast dein Wort gehalten, und auch ich halte, was ich dir versprochen habe. Aber vernünftig wirst du doch sein, nicht wahr?«

»Ich habe gehört«, sagte Yamboli. Und er ging seines Weges.



Das ganze Dasein bekam eine andere Farbe, als Solveig wieder da war. Das empfand nicht nur Oskar – das ganze Dorf erhielt eine neue Atmosphäre. Die Dorfbewohner hatten sie offenbar nicht weniger vermisst als er.

Von morgens bis abends kamen Frauen, die sie begrüßten und ihr Hühner, Eier und Feldblumen bringen wollten. Aber auch Solveig hatte viele Geschenke mitgebracht. Überall sah man Frauen herumgehen, deren Kopf- und Lententücher in den schreiendsten Farben prangten. Pekwa hatte ein funkelneues Hemd bekommen, mit dem er ständig herumstolzerte, wobei er dafür sorgte, dass es demonstrativ aus der Hose

heraushing. Mbilika lief in ihrem hochroten Rock, der von der Brust bis zu den Zehen reichte, wie eine Königin herum. So prächtig gekleidet war sie noch nie gewesen!

Sogar Yamboli hatte ein Hemd bekommen.

Oskar war jetzt reich. Er hätte die ganze Welt verschenken können, wenn sie ihm gehört hätte. Zwei Dutzend Schuljungen bekamen jeder eine Baumwolldecke, die mit den merkwürdigsten Tierköpfen geschmückt war. Die kleinen Mädchen hatten Decken und kleine Lendentücher bekommen. Das alles war »ein Geschenk von der kleinen Gertrud«.

Schon auf der Rückreise hatten Solveig und Oskar ein Dutzend künftige Schulmädchen mitgeführt. Diese waren nach und nach in Pekwas Dörfern »aufgelesen« worden, wie die Eltern selbst es gewünscht hatten. Sie wurden in den Hütten am Fuße des Hanges untergebracht. Mbilika hatte sofort ihr wichtiges Amt übernommen und sich mit großem Ernst und viel Würde an die Arbeit gemacht.

Es zeigte sich, dass sie keine bessere Wahl hätten treffen können. Mbilika konnte zu den kleinen Mädchen streng sein, denn sie war es gewohnt, dass man ihr auf der Stelle gehorchte. Aber die kleinen Mädchen waren auch gehorsam, und sie hingen sehr an ihr und nannten sie »Mam«.

Die kleine Gertrud war die große Attraktion des Dorfes. Von weit her kamen Leute, um sie zu sehen, und die Kleine blickte mit ihren großen, etwas erschrockenen Augen ihre vielen Bewunderer an und konnte zum großen Jubel der Leute im unpassendsten Augenblick zu schreien anfangen.

»Sie ist schon Missionarin geworden«, sagte Oskar einmal, als sie alle drei in einem Dorf zu Besuch waren und eine Menge

Leute zur Versammlung kamen. Sie kamen nicht so sehr, um das Evangelium zu hören, sondern vielmehr, um die Kleine zu sehen. Immerhin kamen sie und nahmen sich auch die Zeit, zu hören, was Oskar sagte. Und das war nicht zuletzt der Verdienst des Kindes.

Solveig war kaum in Pekwas Dorf zurückgekehrt, als Mbilika fragte, wie die Kleine heiÙe.

»Ach, der Name ist sehr schwierig«, meinte Oskar. »Du wirst ihn kaum aussprechen können. Sie heiÙt Gertrud.«

»Je –« Mbilika spitzte die Lippen, fuhr mit der Zunge im Mund herum: »Jeruturudi.« Sie schüttelte den Kopf und gab es auf.

»Hat sie keinen anderen Namen, der für uns passt?«

»Nein. Ihr müsst ihr einen Namen geben«, schlug Oskar vor. Mbilika dachte nach. »Damboli?«

Oskar sah sie an und hatte plötzlich Tränen in den Augen.

»Richtig, Mbilika!«, sagte er bewegt. »Damboli soll sie heißen.«

Solveig, die die Kleine auf dem Arm wiegte, lächelte vernügt. »Weshalb Damboli?«, fragte sie. »Was bedeutet das?«

»Das bedeutet etwa ›Frau Gottes‹«, sagte Oskar. »Doch das ist nicht der Grund, weshalb Mbilika ihr diesen Namen geben will. Aber Damboli soll sie heißen. Jedenfalls hier im Kongo. Dieser Name hat seine Geschichte. Ich werde sie dir später erzählen. Du kannst sie aber auch in meinem Tagebuch lesen. Darin steht überhaupt allerlei aus der Zeit, als du noch in der Ferne warst. So froh ich bin, dass ich dich jetzt bei mir habe, Solveig, so bin ich doch auch froh, dass du zu der Zeit nicht hier warst.«

Die Schulkinder mussten arbeiten. Zu einem Faulenzerleben bestand keine Veranlassung. Der Mais war eingebracht, und

die Bananenstauden standen in Reih und Glied mit großen grünen Früchten, die schwer herunterhingen. Aber es gab immer noch genug Arbeit, sowohl für Kinder als auch für Erwachsene. Neue Felder mussten bestellt werden. Man benötigte Maniok¹, Erdnüsse und Reis. Die kleinen Mädchen bereiteten, einander ablösend, das Essen für sich selbst und für die anderen Schulkinder, die auf der Station wohnten. Aber sie waren es gewohnt zu arbeiten.

Eines der Mädchen, eine zwölf Jahre alte Häuptlingstochter, erhielt das ehrenvolle Amt, auf die kleine Gertrud – oder Damboli – aufzupassen. Dieses Mädchen namens Nezunga war der am meisten beneidete Mensch in Pekwas ganzem Reich. Wenn sie auf die Kleine aufpasste, trug sie ein schönes, geblümtes Kleid und ein hübsches, kleines Kopftuch. Diese Herrlichkeiten musste sie leider abliefern, sobald sie für den Tag fertig war. Aber es war doch wundervoll, solange es dauerte.

Auf der »Schulbank« saßen die Kinder zwar andächtig, blickten aber vorläufig mehr auf Madamos Haar und Strümpfe und ihre blauen Augen als auf die Buchstaben, die sie ihnen beizubringen versuchte. Solveig war sich selbst sehr wohl darüber klar, sie meinte aber zu Oskar: »Sie werden es bald satt haben, immer auf mich zu blicken. Irgendwann werden sie wohl anfangen, auch den Buchstaben etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen.«

Und dann kam der Tag, an dem Zangabai fortzog, um sein neues Amt zu übernehmen. Es war ein stolzer und feierlicher

1 *Maniok*: Nutzpflanze, deren stärkehaltige Wurzelknolle zur Ernährung verwendet wird.

Augenblick für die Missionare. Zwar überkamen sie wehmütige Gefühle, als sie den tüchtigen jungen Mann fortschickten, aber sein Tätigkeitsfeld war nur eine Tagereise von Pekwas Dorf entfernt. Man hatte also die Aussicht, sich oft zu sehen. Oskar hatte schon vor längerer Zeit den Grundriss für die kleine »Kirche« abgesteckt, die dort errichtet werden sollte.

Dass dieser kleine, armselige Anfang nur der erste Schritt zur Errichtung von etwa hundert ähnlichen Außenstationen sein sollte, ahnten die Missionare damals kaum. Es erwarteten sie manche Freude und manche Prüfung. Sie wagten nicht, zu weit in die Zukunft zu blicken. Verfrühte Freude konnte ihnen Enttäuschungen bringen, Prüfungen aber konnten zum Segen werden. Sie mussten jeden Tag neu beginnen und sich damit begnügen, die Aufgaben zu erfüllen, die er mit sich brachte. Sie waren Sämänner, die nur hoffen konnten, dass die Ernte gut ausfallen würde, sich aber darauf gefasst machen mussten, dass über ihre Felder auch ein Unwetter hinwegbrausen konnte.

Was sie jetzt sehen konnten, war nur ein kleiner Keim, der gerade so aus der Erde hervorlugte. Später würden sie vielleicht ein Feld mit wogendem, ausgereiftem Korn erblicken und vergessen, dass dieser Acker mit Kümmernissen gepflügt und mit Tränen bewässert worden war.

Baka und Zangabai waren die Ersten, die getauft wurden. Oskar war froh, dass dies nicht schon zu der Zeit geschehen war, als Yamboli am schlimmsten gewütet hatte. Es war sehr unklar, ob sie in diesem Fall noch unter den Lebenden geweiht hätten.

Die Taufhandlung erregte großes Aufsehen unter den Einheimischen. Sie blickten von nun an mit noch größerem Res-

pekt auf die beiden als früher. Die Jungen selbst waren überglücklich.

Nach der Taufe kam Mbilika zu Oskar und fragte, ob nur Männer getauft würden.

»Die Taufe ist für alle, die Jesus lieben«, erwiderte Oskar.

»Weshalb kann ich dann nicht getauft werden?«, fragte sie.

»Du sollst getauft werden, Mbilika«, sagte Oskar. »Schon bald. Du und viele andere noch.«

Solveig behielt recht. Die kleinen Schulmädchen gewöhnten sich bald an die blondhaarige Offenbarung aus dem Land der Weißen und begannen zu lernen. Die älteren Frauen im Dorf waren starr vor Verwunderung über die große Gelehrsamkeit der Mädchen, wenn diese bei ihnen saßen und sich durch das Markusevangelium hindurchbuchstabierten. Oder wenn sie die geöffneten Gesangsbücher vor sich liegen hatten und aus vollem Halse die christlichen Lieder sangen. Dass die Jungen lesen lernten, fanden sie nicht so merkwürdig. Dass aber die kleinen Mädchen, die einmal Frauen wie sie werden sollten, es lernten, die mystischen Zeichen zu deuten, und dass sie verstehen konnten, was Gott sagte, wenn er zu ihnen aus diesem Buch sprach, das war so überwältigend, dass sie mitten in ihrer Arbeit innehielten und einander mit großen Augen anblickten.

Zweifellos kreisten ihre Gedanken um eine ferne Zukunft, in der die Frau etwas anderes und mehr sein würde als nur das Eigentum und die Sklavin des Mannes. War Madamo davon überzeugt, dergleichen könne je geschehen? Ihnen erschien das alles so fantastisch und unerreichbar, dass es über ihren Verstand hinausging. Sie schüttelten den Kopf und begannen, weiter auf dem Mühlstein zu mahlen oder in den Holzmörser zu

stoßen, sodass das Maniokmehl und das Maismehl ihre Hände und Handgelenke weiß färbten.

Und dann meldeten sich die Fragen. Wer sollte den Acker reinigen, Holz holen und das Essen bereiten? Denn sie konnten doch nicht alle einen Tross von männlichen Arbeitern um sich haben wie Madamo. Oder sollte vielleicht die Frau sich einen Mann kaufen – statt umgekehrt – und ihn für sich arbeiten lassen?

Sie mussten lächeln. Es war wirklich zu komisch. Aber vielleicht war es gar nicht so übel? Sie teilten einander ihre Überlegungen mit und lachten schallend.

Dass sie aber merkwürdigen Zeiten entgegengingen, das war sicher! Darin waren sie sich alle einig, wenn sie auch keineswegs so sicher waren, dass es besser werden würde. Einige ältere Frauen schnauften ärgerlich. Ging es etwa an, dass man die ganze Ordnung auf den Kopf stellte, die Gott gegeben hatte? Konnte eine Löwin eine Mähne bekommen und ein Löwe Junge gebären? Konnte ein Mann Mais mahlen oder eine Frau in den Krieg ziehen? Der Mann war der Herr, die Frau war die Sklavin. So war es immer gewesen, und so musste es immer sein. Jedenfalls unter den Schwarzen. Sie sollten nur ja nicht etwas anderes glauben!

»Dort ist die Frau!«, sagte eine alte, runzlige Großmutter mit weißem Haar und zeigte auf die Raupe, die über den Boden kroch. »Und dort ist der Mann!«, fuhr sie fort und zeigte auf einen Adler, der hoch über ihren Köpfen in der Luft schwebte.

Die anderen Frauen nickten und meinten, das sei sehr gut gesagt. Das war Weisheit – tiefe Weisheit!

Aber dennoch –! Wer kannte die Zukunft? Vielleicht wurde es hier so wie in Putu (Europa)!

»Putu!«, schnaufte die Alte. »Putu ist Putu, Kongo ist Kongo!«

Ja, das war klug gesagt! In den Worten der Alten war Weisheit! Aber dennoch –! Wer kannte die Zukunft?

Und während die Dorffrauen weiter auf ihrer Mühle mahlen und miteinander diskutierten, saßen die kleinen Mädchen am Boden und lernten, ohne diesen tiefsinnigen Problemen auch nur einen Gedanken zu opfern.

An den Abenden gingen sie gern zur Missionsstation und hockten sich auf den Lehm Boden. Sie konnten sich kein größeres Vergnügen denken, als da zu sitzen und sich die alten Wochenblätter und Preisverzeichnisse anzusehen. Oskar hatte sich jetzt eine große Karbidlampe angeschafft. Die ganze Veranda erstrahlte in hellem Licht.

Während er an seiner Schreibmaschine saß und Solveig sich mit ihren Näharbeiten beschäftigte, blätterten die Kleinen eifrig in den Druckschriften. Sie redeten und lachten, zeigten mit dem Finger auf die Abbildungen und machten ihre Bemerkungen dazu. Ein Bild, das das Interesse der Weißen erweckt haben würde, konnte ohne Weiteres übergangen werden, die Fotografie eines Schuhs in einem Preisverzeichnis aber konnte einen wahren Lachsturm entfesseln, als hätten sie etwas ungeheuer Komisches gesehen. Hin und wieder kamen sie mit zaghaften Fragen, und Madamo beugte sich von ihrem Stuhl herunter und erklärte ihnen die Sache. Dann nähte sie weiter, während die Kleinen umblättern und redeten und lachten. Endlich streckten sie sich und gähnten laut, sagten eine nach der anderen Gute Nacht und verschwanden in der Dunkelheit. Am nächsten Abend aber kamen sie wieder und wollten dieselben Bilder sehen.

Es ging nicht immer so friedlich zu in ihrem kleinen »Dorf«. Eine konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich an dem Eigentum einer anderen zu vergreifen. Da brach der Sturm los! Wenn das Diebesgut auch nur eine Banane war, konnte daraus ein Krach entstehen, dass man glauben konnte, es ginge um Leben und Ehre. Dann merkte man, dass es ihnen an Ausdrücken nicht fehlte. Es war ganz unglaublich, was sie einander dann an den Kopf warfen. Man hörte es über den ganzen Hang.

»Sie sind sich wieder in die Haare geraten«, sagte Oskar dann. »Jetzt können wir wohl bald Besuch erwarten.«

Und richtig. Es dauerte nicht lange, so kam die streng und ernst blickende Mbilika angeschritten, und eine Schar aufgeregt redender kleiner Mädchen mit beleidigten Gesichtern folgte ihr auf den Fersen. Meistens empfing Solveig sie und hörte sich die Klagelieder an. Und stets gelang es ihr, die Gemüter zur Ruhe zu bringen. Kurz darauf ging die Prozession wieder den Hang hinunter – diesmal aber sehr viel ruhiger und mit Mbilika am Schluss statt an der Spitze.

»Was habe ich gesagt?«, schalt sie, während sie die Kinder förmlich vor sich hertrieb. »Und habt ihr gehört, was Madamo gesagt hat? Es schickt sich nicht für Gottes Kinder, sich zu zanken und zu raufen, hat sie gesagt! Also! Vorwärts mit euch! Dass ihr euch nicht schämt!«

Stumm und gehorsam trabten die kleinen Mädchen den Hang hinunter, verschwanden in ihren Hütten, legten sich auf die Holzpritschen, hüllten sich in ihre Baumwolldecken und schliefen bald ein.

Bei den Jungen konnte es sehr viel stürmischer zugehen. Es kam nicht selten vor, dass sich zwei von ihnen in erbittertem

Kampf auf dem Boden herumwälzten. Es ging noch an, wenn sie nur die Zähne als Waffen benutzten, obwohl es ja schon schlimm genug war. Als aber zwei zehnjährige Kampfhähne mit dem Messer aufeinander losgingen, meinte Oskar, er müsse nun einmal Strenge zeigen. Er kam gerade zur rechten Zeit, um die wütenden Jungen auseinanderzubringen. Da standen sie nun und starrten einander grimmig an. Sicher hätten sie mit dem größten Vergnügen von ihren Messern Gebrauch gemacht, wenn der Mondele nicht zwischen ihnen gestanden hätte.

»Her mit den Messern!«, befahl Oskar barsch.

Sie zögerten, blickten einander voller Hass an, fügten sich schließlich und lieferten widerstrebend ihre Waffen ab.

»Vorwärts marsch!«

Sie blickten ihn erschrocken an.

»Zu mir nach Hause!«

Bald darauf standen sie vor ihrem Richter, der für sie nicht weniger schreckeinflößend war als ein Strafrichter für einen Verbrecher im Land der Weißen.

»Nun?«, sagte Oskar. »Was habt ihr zu sagen?«

»Er hat gesagt, meine Mutter hätte einen bösen Geist!«, begann der eine.

»Aber du hast gesagt, meine Mutter gebäre Wildkatzen!«, rief der andere.

Nur die Gegenwart des Mondele hinderte sie, einander wieder ins Gesicht zu fahren.

»Ich höre«, sagte Oskar. »Dann taugt also der eine so viel wie der andere. Aber was habt ihr sonst einander zu sagen?«

»Er sagt –«

»Das habe ich gehört. Aber was sagst du?«

Der Junge schwieg und blickte sich ratlos um.

»Und du?«, fragte Oskar, sich an den anderen wendend.

»Was sagst du?«

Der Junge antwortete nicht.

»Soso«, sagte Oskar. »Ihr habt einander also nichts zu sagen – es sei denn etwas Hässliches und Böses. Geht und packt eure Sachen! Dann kommt wieder zu mir, verabschiedet euch, wie sich das gehört, und kehrt zu euren Eltern zurück!«

Die beiden starrten einander erschrocken an.

»Nun? Habt ihr nicht gehört, was ich gesagt habe?«

»Aber Mondele!«, flüsterte der eine, dem Weinen nahe. »Sollen – sollen wir nach Hause reisen? Sollen – sollen wir nicht mehr in die Schule gehen dürfen?«

»Ihr sollt nicht mehr in die Schule gehen«, erklärte Oskar sehr bestimmt. »Ihr sollt nach Hause reisen und euch prügeln, in eurem Dorf aufwachsen und lernen, von den Müttern eurer Freunde hässlich zu sprechen. Fort mit euch!«

»Mondele! Oh, Mondele!«, riefen sie und Tränen zogen Streifen über die ungewaschenen Gesichter. »Wir können nicht nach Hause reisen. Du darfst uns nicht wejagen!«

Oskar tat, als überlegte er sich die Sache sehr gründlich. Erst nach einer längeren Pause sagte er: »Ihr wollt natürlich gern bei uns sein. Das kann ich gut verstehen. Aber ihr müsst doch begreifen, dass wir keine Jungen haben wollen, die eine solche Sprache sprechen und die einander obendrein mit dem Messer stechen.«

Er blickte sie lange an und war jetzt aufrichtig traurig. »Ihr habt mir großen Kummer bereitet«, sagte er. Aber die Betrübnis der beiden Jungen war so ehrlich, dass sie ihm von Herzen leidtaten.

»Kannst du uns nicht schlagen, uns bestrafen und uns bei dir und Madamo lassen?«, fragte der eine verzweifelt. Sie saßen jetzt beide auf dem Boden, stützten sich auf die eine Hand und rieben sich mit der anderen Tränen und Schmutz über das Gesicht.

»Nein«, sagte Oskar, »ich will euch nicht schlagen, aber ihr könnt vielleicht etwas tun, sodass ich mich veranlasst sehe, meinen Beschluss zu ändern.«

Sie blickten gespannt in seine ernsten Augen. Sie waren bereit, alles auf der Welt zu tun, wenn sie dann auf der Missionsstation bleiben konnten. Aber er sah sie nur an und sagte nichts. Schließlich ging ihnen auf, was er meinte. Sie senkten die Köpfe, blickten einander an und schämten sich ganz offensichtlich. Nach kurzem Zögern reichten sie einander die Hand.

»Ich werde nie mehr sagen, dass deine Mutter einen bösen Geist hat!«

»Ich werde nie mehr sagen, dass deine Mutter Wildkatzen gebiert!«

Das war ihre Art, einander um Verzeihung zu bitten, und sie war vielleicht gar nicht einmal schlecht. Oskar jedenfalls war zufrieden. Dass der eine Junge sich im nächsten Augenblick umdrehte und kräftig in die Finger schnäuzte, und das obendrein auf Mondeles Veranda, war zwar nicht schön, aber Oskar brachte es nicht übers Herz, ihn in diesem Augenblick zurechtzuweisen.

»Versprecht mir, dass ihr in Zukunft brav sein werdet«, sagte er. »Und gute Freunde!«

Sie versprachen es.

»Dann könnt ihr gehen.«

Sie standen schnell auf, wischten sich die Tränen ab und eilten ins Jungendorf zurück. Sie wurden Freunde fürs Leben.



In der Kirche, die auch als Schulhaus diente, hatten sie bisher nur einige ganz primitive Bänke gehabt. Es waren nur zugehauene Planken, die auf niedrigen Holzklötzen lagen. Jetzt sollte das besser werden. Schon vor längerer Zeit hatte Oskar im Wald Bretter holen lassen. Anfangs wurde die Arbeit auf eine ziemlich schwerfällige Weise ausgeführt. Sie spalteten Baumstämme mithilfe von Axt und Keilen und gläteten die Oberflächen, so gut sie konnten. Die Arbeit nahm viel Zeit in Anspruch. Auch konnten die Bretter so windschief werden, dass es zum Verzweifeln war. Da kaufte Oskar eine große Säge, die über zwei Meter lang war. Jetzt konnten sie mehrere Bretter aus einem einzigen Baum gewinnen. Sie gruben einen tiefen Graben, legten den Baumstamm darüber und stützten ihn durch dicke Äste. Ein Arbeiter stand unten im Graben, der andere oben auf dem Baumstamm, und das Sägen konnte losgehen. Das Ergebnis übertraf alle Erwartungen.

Oskar tischlerte eine Art Schulpult und unterrichtete eine paar Arbeiter im Gebrauch des Werkzeugs. Nach und nach wurden so viele Schulpulte fertig, dass sie den Bedarf deckten. Oskar versuchte auch Ziegelsteine herzustellen. Aber das war nur ein Experiment. Die Lehmhäuser konnten noch viele Jahre stehen, wenn sie von Zeit zu Zeit nachgesehen und repariert wurden. Es war auch nicht ratsam, alles zu tun, wozu man Lust hatte. Jeder Tag von morgens sechs Uhr bis abends spät war ohnehin schon mit viel zu viel Arbeit angefüllt.

Bei diesem Gehetze wurden die Nerven angespannt. Verschlissene Nerven, dünnes Blut, wenig Ausruhen, schmerzliche Enttäuschungen, Stress und unübersehbare Pläne können wohl auch den stärksten Charakter einmal schwach werden lassen. Es gab Zeiten, da die Arbeit so übermäßig groß vor ihm stand und das Gefühl der Schwäche so überwältigend war, dass Oskar sich geneigt fühlte, seinen Freunden in der Heimat, die an seiner Berufung gezweifelt hatten, recht zu geben. Da kam ihm alles hoffnungslos vor. Die Arbeiter waren »unmöglich« und die Arbeit nutzlos. Kleinigkeiten wurden zu Problemen, und die Schwierigkeiten türmten sich himmelhoch auf. Er wurde nervös und reizbar und sah das selbst ein.

Dann kamen die Selbstvorwürfe. Er war ein unnützer Diener, der nichts zuwege brachte. Dann rannte er los und versuchte alles so gut wie möglich, so billig wie möglich und in so kurzer Zeit wie möglich zu machen. Es wurde aber immer nur schlimmer. Schließlich fühlte er sich versucht, nach Hause zu schreiben und zu bitten, man möge andere Leute herschicken, die sich besser für die Arbeit eigneten als er.

»Manchmal wünschte ich, ich wäre Arzt!«, seufzte er eines Tages, als er sich hinsetzte, um etwas zu verschnauften. »Und dann wieder wünschte ich, ich wäre Tischler. Ein andermal ärgere ich mich, weil ich von der Landwirtschaft nicht genug verstehe. Hier draußen braucht man sachkundige Menschen, und ich verstehe gar nichts auf der Welt.«

»Man kann ja schließlich auch nicht alles Mögliche sein«, tröstete ihn Solveig, wenn sie sah, dass er wieder eine seiner dunklen Stunden hatte.

»Aber wenn einer gar nichts kann?«, wandte er ein.

Es war ein Glück, dass sie solche Anfechtungen nicht zur gleichen Zeit hatten. Denn sie hatten beide ihre Zeiten des Zweifels, Tage, an denen alles schiefzugehen schien. Aber sie halfen einander. Der Starke half dem Schwachen.

»Du bist gar kein schlechter Arzt«, sagte Solveig. »Jeder Fachmann würde dich loben. Er würde dich ohne Bedenken als Geburtshelfer empfehlen und auf all die Kinder hinweisen, denen du zum Eintritt ins Leben verholfen hast. Er würde dich auch als Chirurgen bewundern und anerkennen, wie viele Geschwüre du geöffnet und wie viele Wunden du genäht hast. Er müsste auch lange suchen, um einen Zahnarzt zu finden, der im Laufe einer entsprechenden Zeit so viele schlechte Zähne gezogen hat wie du. Aber du bist nicht nur ein guter Arzt, du bist genauso tüchtig als Bauer, Tischler, Missionar und Lehrer. Mir jedenfalls imponierst du mächtig.«

»Unsinn!«

»Doch, Oskar! Aber natürlich ist nicht alles, wie es wohl sein könnte.«

Er blickte auf.

»Doch daran dürfte Gott selbst schuld sein«, fuhr sie fort. »Er gewährt uns nämlich nicht mehr als 24 Stunden bis zum Beginn eines neuen Tages. Wollte man aber alles tun, was man gern möchte, dann bräuchte man mindestens 48 Stunden. Die Arbeiter haben heute kaum die Hälfte von dem geschafft, was du von ihnen erwartet hast. Und natürlich hast du sie gescholten. Der Tischler hat vermutlich quer geschnitten statt längs, und du hast auch ihn gescholten. Zu alledem gibt es noch hundert andere Dinge, die nicht sind, wie sie sein sollten, und die deine Gegenwart und Aufmerksamkeit beanspruchen. Die

Arbeit ist so überwältigend, dass Zeit und Kräfte nicht ausreichen. Da ist es kein Wunder, wenn die Nerven versagen.«

»Du magst wohl recht haben«, räumte Oskar ein, »und es ist natürlich dumm von mir, mich aufzuregen. Aber was sollen wir tun, wenn wir doch nur zu zweit sind und eine Arbeit verrichten müssen, für die zehn Menschen erforderlich wären?«

Plötzlich fiel ihm etwas ein, und er stand auf. »Jetzt macht der Tischler sicher Streichhölzer statt einen Arzneimittelschrank! Ich muss sofort los!«

»Nein, warte, Oskar«, bat sie. »Du vergisst, wer uns nur 24 Stunden gegeben hat! Glaubst du nicht, Gott kann dafür sorgen, dass die Arbeit verrichtet wird, zu der er uns hergeschickt hat? Oder meinst du, er habe sich verrechnet?«

»Wie du redest, Solveig!«, sagte er und musste lächeln.

»Ich sage nichts anderes als das, was du selbst zu mir so viele Male gesagt hast«, erwiderte sie. »Aber ich war noch nicht fertig. Ich habe dir noch nicht gesagt, was du machen sollst, damit die kurze Arbeitszeit ausreicht.«

»Was meinst du?« Er setzte sich wieder hin.

»Ich meine, dass du dich hinlegen und etwas ausruhen sollst! Dann bekommst du Zeit genug, um auszuführen, was der Herr von dir erwartet.«

Er musste wieder lächeln, denn das waren seine eigenen Worte, die er einmal gebraucht hatte, als sie am Boden gewesen war.

»Aber vorher trinken wir ein Glas Zitronensaft«, sagte sie, als ein Junge mit zwei gefüllten Gläsern auf der Veranda erschien.

»Also schön. Ich ergebe mich«, sagte Oskar mit einem tiefen Seufzer.

Zehn Minuten später ging er hinein und warf sich auf sein Bett.

»Lass mich nicht einschlafen!«, sagte er. »Ich will mich nur zehn Minuten ausstrecken. Der Tischler –«

»Ach, lass doch den Tischler!«, sagte Solveig, während sie die Fensterläden schloss, damit es dunkel würde. »Lass ihn nur ruhig Streichhölzer statt des Arzneimittelschranks machen! Denn das wolltest du wohl sagen. Du wirst sehen, er wird es schon richtig machen. Und sollte wirklich etwas falsch sein –«

»Nein! Wo denkst du hin! Von diesen Dingen verstehst du doch gar nichts ... Nur zehn Minuten, hörst du?«

Er schlief beinahe auf der Stelle ein.

Als er nach mehreren Stunden aufwachte, sah er sehr viel weniger düster auf das Leben, wenn er auch einen Augenblick erschrak, als er feststellte, dass er so viel Zeit »weggeworfen« hatte. Bei einer Tasse Kaffee fragte Solveig: »Erinnerst du dich noch, was du zu mir gesagt hast, als ich so niedergeschlagen war? Du hast gesagt: ›Wir müssen glauben. Dann können wir auch das Unmögliche verrichten. Wir müssen Gott vertrauen, der uns geschickt hat‹, hast du gesagt. ›Er weiß schon, wozu er uns geschickt hat.‹ Es ist keineswegs gesagt, dass du dich so abplagen sollst!«

»Die Arbeit muss aber doch getan werden, Solveig«, wandte er ein.

»Ja, aber nur die Arbeit, die er uns zugeteilt hat. Und er gibt uns nicht mehr Arbeit, als du im Glauben und Vertrauen und mit Bedacht ausführen kannst. Und was die Einheimischen angeht, so kannst du von ihnen nicht mehr erwarten, als Gott von ihnen erwartet.«

Diese Worte trafen. Er blickte sie lange an und schämte sich.

»Du hast recht, Solveig«, sagte er. »Ich bin wohl ein schlechter Haushalter.«

»Nein, das bist du nicht«, sagte sie herzlich. »Wenn du ungeduldig wirst, so kommt es nicht daher, dass du zornig auf jemanden bist. Es kommt nur von deiner Überarbeitung. Aber wenn du das weißt, wird es dir sicher leichter werden, die Leute zu verstehen, über die du dich sonst ärgerst.«

Von nun an hatte Oskar an den Arbeitern wenig auszusetzen. Sie hätten vielleicht mehr ausrichten können, aber es wurde ihm jetzt leichter, sie zu verstehen.

So vergingen Wochen und Monate. Freude und Leid lösten einander ab wie Regen und Sonnenschein.

Einmal glaubten sie, sie würden die kleine Gertrud verlieren. Sie wachten tieftraurig an ihrem Bett, weinten, beteten zu Gott und fühlten sich ganz hilflos. Aber sie erholte sich wieder, und alles wurde wie früher.

Die Hoffläche war von Baumwurzeln völlig gesäubert. Ein neues Arzneimittelhaus war errichtet worden. Es war auch aus Lehm, bedeutete aber dennoch eine große Verbesserung. Nun brauchte er nicht mehr jeden Morgen die Arzneimittel und Instrumente mit sich herumzuschleppen. Der Schrank kam auf den ihm bestimmten Platz. Der Tischler war also wohl doch nicht ganz »unmöglich« gewesen.

Alle Jungenhäuser waren voll besetzt. Das Skelett eines neuen kleinen Hauses stand schon da und wartete nur noch auf das Lehmkleid. Auch ein großes neues Haus war beinahe fertig. Es war das Schulhaus. Und der Tischler war den ganzen Tag damit beschäftigt, neue und bessere Bänke für die Kirche zu machen.



Über dem Wald rings um die Missionsstation lag dicker Rauch, und in allen Himmelsrichtungen sah man Rauchwolken in die Höhe steigen. Die trockene Jahreszeit ging zu Ende. Überall wurden die gefälltten Bäume auf den neuen Rodungen verbrannt. Es war höchste Zeit. Der Regen konnte jetzt jeden Tag einsetzen.

Es dauerte denn auch nicht mehr lange, da zogen schwere Wolken herauf, und bald strömte der Tropenregen nieder und riss große Löcher in die ausgetrockneten Hausdächer. Die Schwarzen und die Weißen mussten ihre Betten und Holzpritschen bald hierhin, bald dorthin rücken, um einen Schlafplatz zu finden, wo es ihnen nicht ins Gesicht tropfte. Der Erdboden wurde aufgeweicht. Und bald konnte man eine Vielzahl von gebeugten Körpern sehen, die kleine Löcher in die Erde gruben, Maiskörner hineinlegten und sie mit dem Fuß zuscharrtten.

Die grobe Arbeit war getan, die Saat war in die Erde gelegt. Das Weitere ruhte in der Hand dessen, der das Wachstum gewährt.



Das Leben ging auf verhältnismäßig friedliche Weise seinen Gang in Pekwas Dorf und auf der Missionsstation. Die Dorfbewohner pflegten ihren Mais und Maniok, gingen auf die Jagd, spielten an den Abenden im Mondschein und lebten im Großen und Ganzen wie ihre Vorfahren. Hin und wieder konnte man

das rhythmische Stakkato der Trommeln hören, wenn Yamboli für einen Kranken tanzte, der sich von den alten Traditionen nicht hatte frei machen können. Vom Fluss klangen die wehmütigen Gesänge der Fischer herüber, und in den Hütten hörte man Lachen oder Weinen. Es waren dieselben Laute, denen die Bäume seit Jahrtausenden gelauscht hatten.

Die Leute hatten ihre kleinen Freuden. Die Ernte konnte gut ausfallen, die Jagdbeute reich. Kleine Kinder kamen zur Welt und erweckten die Bewunderung der Nachbarn.

Sie hatten auch ihre Sorgen und ihren Kummer. Die Elefanten konnten die Äcker niederstampfen und die Frucht ihrer harten Arbeit vernichten. Alte, geliebte Dorfbewohner konnten von ihnen gehen und nur ihren runzligen, ausgemergelten Körper hinterlassen.

Die einen waren gesund und lebensfroh, andere – viele andere – schleppten sich voller Kummer und Krankheiten durch das Dasein.

Sie hatten ihre Streitigkeiten und Versöhnungen, ihre mühseligen Tage und ihre Fröhlichkeit an den Abenden – wie ihre Väter sie vor ihnen auch gehabt hatten.

Aber sie hatten jetzt noch mehr. Gott war zu ihnen gekommen. Oben auf der Anhöhe lag die Missionsstation. Aus der Kirche klangen die Lieder und Gebete der Christen herüber. Die Missionsstation übte auch auf die, die sich noch nicht bekehrt hatten, einen guten Einfluss aus. Neue Ideen begannen sich durchzusetzen. Die Schulkinder gaben dem Dorfleben einen neuen Charakter. Die Missionare wurden bei schwierigen Streitfragen um Rat gefragt. Es herrschte eine neue Atmosphäre im Dorf. Sie legte einen gewissen Dämpfer auf die Leidenschaft-

ten und wirkte oft als Bremse, wenn die Dorfbewohner ihrer alten Natur folgen wollten. Denn die Missionare waren gern gesehen und geachtet.

Die Einheimischen waren froh, diese freundlichen Menschen in ihrer Nähe zu haben. Sie waren friedfertig. Sie konnten mit ihnen scherzen und sich mit ihnen freuen. Und sie konnten mit ihnen trauern und hatten Verständnis für ihre Nöte.

Oskar und Solveig ihrerseits fühlten sich wohl unter ihnen. Und auch Gertrud. Sie lächelte vergnügt und glücklich das kleine Mädchen an, auf dessen Arm sie lag.

Noch ein paar Dörfer waren »erobert« worden. Jetzt besaßen sie drei kleine Außenstationen auf dem Weg zur Handelsniederlassung, und es gingen viele »Schriftgelehrte« mit dem Markusevangelium durch das Land und säten Gottes Wort, ohne von Menschen ausgesandt worden zu sein. Es war für sie etwas ganz Natürliches, zu erzählen, dass sie Christen waren. Es fiel ihnen nicht schwerer, zu sagen, sie liebten Gott, als zu erzählen, zu welchem Geschlecht sie gehörten. Und kein Nichtchrist kam auf den Gedanken, eine solche Aufklärung übel zu nehmen.

Oft saßen an den Abenden Christen und Nichtchristen rings um das Holzfeuer und erörterten Fragen, die das Reich Gottes betrafen, und sangen christliche Lieder. Alles ging einfach und natürlich vor sich.

Oskar wurde aber dennoch nicht richtig froh. Er fürchtete, dieses unberührte Dorfidyll könnte nicht von Dauer sein. Er war sich darüber klar, dass auch die Zukunft ihre Probleme haben würde, wie die Vergangenheit ihre gehabt hatte – wenn auch anderer Art.

Ein paarmal hatten sie von Weißen, die sich auf der Durchreise befanden, Besuch gehabt, und diese Leute hatten keinen guten Eindruck hinterlassen. Die Schwarzen hatten längst begriffen, dass nicht alle Weißen Männer Gottes waren.

Es wurde geplant, auf halbem Weg zwischen Pekwas Dorf und der Handelsniederlassung einen neuen Sitz der Staatsbehörde einzurichten. Das wäre an sich nicht weiter schlimm gewesen, aber es befanden sich unter den Weißen, die auf diese Weise in die Nähe von Pekwas Reich gelangten, sicherlich auch welche, die nicht gekommen waren, um den Einheimischen zu helfen und um sie zu beschützen, sondern um so viel wie möglich aus ihnen herauszuholen.

Oskar dachte mit Grauen an die Folgen, die es haben musste, wenn habgierige, egoistische und hemmungslose Handelsleute in Pekwas Reich eindrangten. Auch Goldgräber folgten im Fahrwasser der Weißen. Das konnte eine Massenrekrutierung von Arbeitern, viel Geld, Trinkgelage, Ausschweifungen und Schlägereien bedeuten. Es konnte Unzufriedenheit und Geldgier mit sich bringen.

Man strebte nach einer Ausweitung des Baumwollanbaus. Es war damit zu rechnen, dass bald ein Inspektor erscheinen würde. Es würden Geld und Kleidung und nahrungsmäßig minderwertige Konserven ins Dorf gelangen, und es konnte auch geschehen, dass die Einheimischen sich benachteiligt fühlten. Es kam ganz darauf an, was für ein Mensch der Inspektor war. Der Arbeitszwang würde Missstimmung und Hass erzeugen. Wenn die Staatsgesetze den Gebrauch der Peitsche auch nicht erlaubten, konnte man es doch immer so einrichten, dass die Gesetze umgangen wurden.

Oskar kannte Staatsfunktionäre, die sich ihrer Verantwortung bewusst waren und die sich nach Kräften bemühten, die Schwarzen zu schützen. Es gab aber auch Weiße, die in den Schwarzen nichts anderes sahen als schmutzige Affen, und die das auch merken ließen, wenn sie mit ihnen sprachen.

Ja, Oskar graute wirklich davor, seine »eigenen Leute« zu empfangen. Sie mochten höflich zu ihm sein und seine Arbeit dulden, vorausgesetzt, dass er sich nicht in ihre Angelegenheiten einmischte. Viele von ihnen aber sahen in den Missionaren nichts anderes als eine ständige Anklage gegen ihr eigenes Leben – oder im besten Falle einen nutzlosen Luxus.

Der letzte Weiße, der in Pekwas Dorf erschienen war, hatte gehört, wie Oskar die Schwarzen seine »Brüder« nannte. Da hatte dieser Vertreter der »hochstehenden« weißen Rasse seine Nase gerümpft, als hätte er einen ekelhaften Geschmack auf der Zunge gespürt. Es war eine Beleidigung der Weißen, wenn man diese stinkenden, primitiven Schwarzen »Brüder« nannte. Diese Leute konnten mit den schwarzen Frauen das Bett teilen, ihre Männer aber mit den ausgesuchtesten Schimpfworten bedenken. Die schwarzen Frauen waren zu ihrem Vergnügen da, die schwarzen Männer waren ein notwendiges Übel.

Als Oskar diese Betrachtungen in seinem Tagebuch niederschrieb, beeilte er sich hinzuzufügen, er kenne viele Ausnahmen. Es gab Weiße, die die Schwarzen wirklich gernhatten und sie freundlich und gerecht behandelten. Es gab noch mehr von denen, die sie nicht gerade liebten, aber doch wenigstens als Menschen behandelten. Hinter diesen Satz schrieb Oskar ein großes »Aber« und ließ viele Gedankenstriche folgen – und diese Gedankenstriche waren sehr vielsagend.

Gerade jetzt war ein Elfenbeinkäufer auf dem Weg zu ihnen. Die Leute in Pekwas Dorf kannten ihn schon genau. Der Trommeltelegraf hatte ihnen von ihm berichtet. Oskar sah ihn in Gedanken vor sich. Vor den Hütten der Dorfhäuptlinge saß der würdige Weiße und plauderte »vertraulich« mit den Oberhäuptern der Einheimischen. Er bot ihnen Zigaretten an und schenkte ihnen starken Branntwein ein, während die Waren ausgebreitet vor ihnen lagen und auf den Augenblick warteten, da die Schwarzen so gründlich »in Behandlung genommen« worden waren, dass sie das Elfenbein für beinahe nichts hergaben. Die Gemütlichkeit war nur eine Maske. Sonst kam er mit ihnen nur dann in nähere Berührung, wenn er die Peitsche schwang oder die Mädchen mit schönen Versprechungen und Zigaretten und einem geblühten Kleidungsstück an sich lockte. Und die Frauen wurden davon nicht besser, wie die Männer zu erzählen wussten.

Jetzt war er also auf dem Weg zu Pekwas Dorf. Dass er nicht auf der Missionsstation wohnen sollte, war selbstverständlich. Das hätte ein solcher Mann auch nicht für zweckdienlich gehalten. Pekwa hatte das neue Haus, das für Reisende errichtet war, gründlich reinigen lassen. Aber auch er schien über den Besuch nicht begeistert zu sein.

Und dann kam der Mann. Wie die meisten Weißen wurde er in einem »Tipoi« getragen, einer Art Sänfte. Pekwa empfing ihn und zeigte ihm, wo er wohnen sollte. Unter dem Gefolge befand sich auch eine schwarze Frau. Sie erweckte bei den Frauen Bewunderung und Neid, denn sie trug ein farbenprächtiges Gewand und hielt eine Zigarette zwischen den Fingern. Viele von den Dorfbewohnerinnen hätten auf der Stelle Leib

und Seele verkauft, wenn sie so fein gekleidet hätten herumstolzieren und mit einem Weißen so vertraulich hätten tun können. Das war in ihren hungrigen Augen deutlich zu lesen, und Pekwa und die Männer des Dorfes merkten es sehr wohl. Sie befahlen ihnen sofort, sich in die Hütten zurückzuziehen.

Sowohl die jungen Helfer als auch die Träger hatten sich im Laufe ihres kurzen Zusammenseins mit dem Weißen ein anmaßendes und herausforderndes Auftreten angeeignet. Kaum in Pekwas Dorf angelangt, forderten sie gebieterisch Unterkunft und Verpflegung.

Auf der Stirn des Häuptlings bildete sich eine tiefe Falte. Etwas Derartiges war er nicht gewohnt. Niemand hatte ihm je Befehle zu erteilen brauchen, wenn es sich um Gastlichkeit gehandelt hatte. Sofort war er gegen den Weißen und seine Gesellschaft eingenommen. Außerdem war der Mann augenscheinlich berauscht, und das allein genügte, um eine gedrückte Stimmung zu schaffen.

Pekwa gegenüber war er die Sanftheit selbst, aber die Blicke, die er den Leuten zuwarf, wenn sie näher herankamen, genügten, um sie davon zu überzeugen, dass der Trommeltelegraf nicht gelogen hatte.

Der Handelsmann versuchte es auf seine übliche Weise, aber Pekwa schüttelte nur den Kopf und erklärte, er habe kein Elfenbein zu verkaufen. Es kam vor, dass der Häuptling Maisbräu und Palmenwein trank und sich daran berauschte. Er lehnte es aber ganz entschieden ab, von den Getränken, die der Weiße ihm anbot, etwas anzunehmen. Er wusste, welche Absicht hinter dieser Vertraulichkeit steckte. Einige von den Alten nahmen die billigen Zigaretten an, die der Fremde ihnen bot. Pekwa

aber lehnte sie ab. Er rauche keinen Tabak aus Europa, sagte er. Er rauche nur seinen eigenen.

Aber vielleicht hätten seine Leute Elfenbein zu verkaufen?

Pekwa schüttelte den Kopf, und die Alten verstanden. Niemand hatte etwas zu verkaufen. Der Weiße sollte Hühner und Eier und Essen und Unterkunft für seine Leute bekommen. Aber zu verkaufen hatten sie nichts.

Der Händler hatte solche Ablehnungen schon früher erhalten und nahm sie anfangs nicht sehr ernst. Diese Zurückhaltung brauchte nicht Übelwollen zu bedeuten. Die Schwarzen waren es eben nicht gewohnt, sich so schnell zu entschließen wie ein weißer Mann. Er konnte warten. Wenn es etwas zu verdienen gab, dann wollte er gern mit dem Oberhaupt des Dorfes scherzen und den Leuten nach dem Munde reden. Er war auch bereit, Glasperlen und Baumwolldecken zu zeigen, um sie in Versuchung zu führen, bis sie nicht mehr widerstehen konnten. Er war sogar bereit, dem Häuptling ein Vorderladergewehr mit den zugehörigen Zündhütchen und Pulver zu schenken.

Er lachte, klopfte Pekwa auf die Schulter und lobte ihn wegen seiner Zurückhaltung. Er tue ganz recht daran, sagte er. Denn es gebe unter den Weißen Menschen verschiedener Art. Man solle ja nicht etwa allen trauen. Man brauche ja nur an diese Missionare zu denken!

Das hätte er nicht sagen sollen! Jetzt war Pekwa fester denn je entschlossen, sich mit diesem Mann auf nichts einzulassen.

Der Weiße erteilte einigen seiner Leute einen Befehl, und bald lagen bunte und sehr verlockende Dinge ausgebreitet auf dem Boden und glänzten verführerisch in all ihrer Herrlichkeit.

Aber ein einziger Blick des Häuptlings genügte, und die Leute traten einen Schritt zurück.

Da begann es dem Händler zu dämmern, dass er Schwierigkeiten bekommen würde. Die Haltung des Häuptlings und seiner Leute war zu deutlich, als dass sie hätten unbemerkt bleiben können. Aber noch schluckte er seine Wut herunter und fragte Pekwa leise, wie es bei ihm mit Schusswaffen bestellt sei. Ein so großer Häuptling wie Pekwa müsse doch natürlich ein Gewehr besitzen. Es sei nicht unmöglich, dass er ihm eine ordentliche europäische Flinte verschaffen könne. Die meisten großen Häuptlinge hätten jetzt welche, behauptete er, und viele von ihnen hätten es ihm zu verdanken.

Aber er stieß auf eine Mauer der Feindseligkeit. Da begriff er, dass diese Schwarzen schon im Voraus gegen ihn eingestellt waren. Dass er selbst daran schuld sein könnte, darauf kam er nicht. Es musste etwas dahinterstecken!

»Schert euch weg!«, rief er wütend den wenigen Dorfbewohnern zu, die um ihn herumstanden. Sie zogen sich erschrocken zurück, und nur Pekwa und er blieben sitzen.

»Hat der Priester euch gegen mich aufgehetzt?«, fragte er.

»Der Mann Gottes?«, fragte Pekwa. »Er ist ein guter Mensch. Er spricht nie schlecht von jemandem.«

Der Weiße schnitt eine Grimasse. »Nein, das wird er wohl bleiben lassen«, sagte er. »Aber ich werde dir etwas sagen, Häuptling. Ich kenne diese Kerle! Und die Behörden kennen sie auch! Sie sähen es am liebsten, wenn sie ihre Sachen packten und dahin zurückreisten, wo sie hergekommen sind.«

»Weshalb jagen sie dann die Missionare nicht wieder aus dem Land?«, wollte Pekwa wissen. »Der Mann des Staates hat

uns hier besucht, und er war den Missionaren sehr freundlich gesonnen. Auch zu uns war er sehr freundlich. Er sagte, es sei sehr klug von uns, dass wir die Missionare aufgenommen hätten.«

»Dann ist er vielleicht bestochen worden!« Der Weiße verlor plötzlich alle Selbstbeherrschung. »Seht ihr denn nicht selbst, wie dumm ihr seid?«, brüllte er. »Die Missionare hängen euch Ketten um den Hals. Ihr dürft nicht trinken, ihr dürft euch nicht mit den Frauen vergnügen, während sie selbst – na, ich will nichts weiter sagen!«

Es konnte nicht ausbleiben, dass Pekwa nachdenklich wurde. Und das hatte der Händler auch bezweckt. Denn er kannte keine Skrupel. Er hatte nicht zum ersten Mal festgestellt, dass der Einfluss der Missionare ihm seine Geschäfte verdarb. Sie wollten die Schwarzen »schützen«, und die Notwendigkeit eines solchen Schutzes konnte er nicht begreifen. Er selbst hätte bereitwillig Menschenseelen verkauft, um dafür Elfenbein einzutauschen. Er hasste die Missionare von ganzem Herzen.

»Ihr seid richtige Affen!«, rief er. »Ich will euch Geld geben, Branntwein, Zigaretten und Kleidung, aber ihr wagt keinen Finger zu rühren, ohne Papa Missionar um Erlaubnis zu fragen. Und dabei könntet ihr reich werden, wenn ihr mir Elfenbein verkaufen würdet. Du bist ein schlechter Häuptling! Du bist ein Weib! Du hast keine Autorität! Ich reise morgen früh weiter. Aber auf eins kannst du dich verlassen! Ich werde mit den Behörden über dich sprechen!«

Ein junges Mädchen eilte an ihnen vorüber und wagte nicht einmal, nach ihnen hinzublicken.

»Wer war das?«, fragte der Weiße eifrig und blickte ihr nach. Ohne eine Antwort abzuwarten, sagte er: »Schicke sie heute Abend zu mir!«

Pekwa schüttelte den Kopf. »Sie gehört zur Mission«, sagte er. »Die Missionare würden es nicht erlauben.«

»Wieder die Mission!«, brüllte der Händler. »Seid ihr denn keine Männer? Dann schicke mir eine andere!«

»Sie gehören alle zur Mission«, sagte Pekwa. Das war nicht ganz in Übereinstimmung mit der Wahrheit, aber er hatte nicht die Absicht, diesem Mann irgendetwas zu verkaufen – weder Elfenbein noch Frauen. »Du hast ja eine Frau bei dir«, sagte er.

»Ja, und wie viele hast du selbst?«, fauchte der Weiße. »Vielleicht zwanzig, vielleicht die ganze Bevölkerung des Dorfes, wenn es dich gelüftet!«

Er stand auf.

»Du bist kein Häuptling«, sagte er. »Du bist ein Weib! Schere dich nach Hause! Schere dich fort! Hast du nicht gehört?«

Die letzten Worte brüllte er mit einer so unbändigen Wut, dass Pekwa erschrocken aufstand. Im nächsten Augenblick hielt der Weiße eine lange Peitsche aus Flusspferdhaut in der Hand. Einer von Pekwas Leuten, der auf den Befehl des Häuptlings Eier brachte, erschrak dermaßen, dass er den ganzen Korb fallen ließ. Das war mehr, als die Eier aushalten konnten. Wütend wandte sich der Weiße ihm zu. Ehe der Erschrockene wusste, wie ihm geschah, knallte ihm die Peitsche über das Gesicht. Der wütende Händler hatte sie schon zu einem zweiten Schlag erhoben, als er durch einen ruhigen, aber bestimmten Befehl gehemmt wurde:

»Warten Sie einen Augenblick, mein Herr!«

Er wandte sich jäh um. Es war Oskar, der im richtigen Augenblick, oder, genauer gesagt, einen Augenblick zu spät gekommen war. Der Händler ließ die Peitsche sinken und machte ein verlegenes Gesicht.

»Sie müssen wissen«, sagte er, gleichsam um sich zu entschuldigen, »dieser verdammte Affe hat meine Eier zu Boden fallen lassen.« Er versuchte zu lächeln. »Und dies ist ja die einzige Sprache, die sie verstehen.« Er ließ die Peitsche fallen und reichte Oskar die Hand. »Mein Name ist Philippi, George Philippi«, sagte er.

Oskar nahm seine Hand und stellte sich vor. Er brachte es aber nicht fertig, dabei zu lächeln oder das übliche »Freut mich!« zu sagen. Was ihm schon im Voraus von diesem Mann bekannt geworden war, hatte bei ihm keine Sympathie für ihn erweckt, und der Auftritt, den er selbst soeben beobachtet hatte, konnte ihn nicht freundlicher stimmen.

»Es ist das erste Mal, dass ein Weißer einen Bewohner dieses Dorfes mit der Peitsche geschlagen hat«, sagte er.

Auch der andere lächelte nicht mehr, denn er begriff, dass der Missionar ihm gegenüber keine freundschaftlichen Gefühle hegte. »Es gab eine Zeit, da man mit diesen Affen Handel treiben konnte«, sagte er. »Aber seitdem ihr Missionare begonnen habt, sie gegen uns aufzuhetzen, ist mit ihnen nicht mehr auszukommen.«

»Wenn Sie gekommen sind, um Elfenbein zu kaufen, dann sehe ich nicht ein, weshalb man Ihnen Hindernisse in den Weg legen sollte«, sagte Oskar. »Es steht den Einheimischen frei, Ihnen Elefantenzähne zu verkaufen oder es bleiben zu lassen.«

»Es scheint nicht so«, erwiderte der Handelsmann. »Jedenfalls nicht hier in diesem Dorf. Ich verstehe auch sehr gut, wes-

halb es so ist. Aber Sie können überzeugt sein, dass ich den Behörden erzählen werde, wie Sie die Schwarzen gegen uns aufhetzen!«

»Oh«, sagte Oskar gleichgültig. »Was das Aufhetzen der Schwarzen betrifft, so liegt wohl ziemlich klar zutage, wer deshalb zu tadeln ist. Ich kenne Sie nicht. Ich hoffte nur, Sie wären vernünftig genug, um zu begreifen, dass auch die Schwarzen Menschen sind. Aber die Einheimischen kennen Sie schon seit vielen Tagen. Sie wissen, wie Sie es in den anderen Dörfern getrieben haben. Sie haben ihre eigene Methode, Neuigkeiten zu übermitteln, wie Sie wissen werden, und sie haben es nicht nötig, dass wir ihnen dabei helfen. Was hier heute Nachmittag geschehen ist, dürfte ebenfalls kaum geeignet sein, Ihnen Ansehen zu verschaffen. Nein, mein guter Herr Philippi, Menschen wie Sie machen böses Blut. Es steht Ihnen frei, den Behörden so viele Lügengeschichten aufzutischen, wie Sie wollen. Aber Sie dürfen nicht vergessen, dass es auch noch andere Leute gibt, die einen Mund zum Reden haben. Kaufen Sie alles Elfenbein, das die Einheimischen Ihnen verkaufen wollen, Herr Philippi. Aber hüten Sie sich vor jeglicher Brutalität! Ich warne Sie! Leben Sie wohl!«

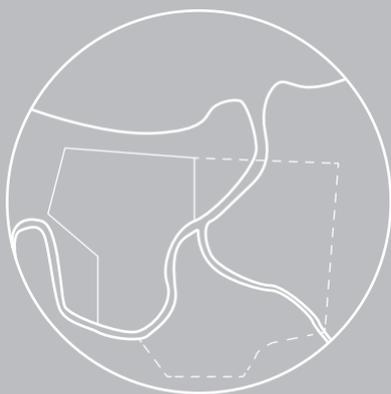
Oskar war so empört, dass er es einfach nicht länger aushielt, dazubleiben. Auch fürchtete er, er sei schon zu weit gegangen. Aber er wusste, dass er im Recht war, und er hätte sich selbst verachten müssen, wenn er diesem brutalen Menschen gegenüber Freundschaft geheuchelt hätte. Er wusste auch, dass nicht nur seine Schüler, sondern alle Leute Pekwas sich gewundert hätten, wenn es anders gewesen wäre. Die Schwarzen hier in der Wildnis hatten mit Weißen noch nicht viel zu tun gehabt.

Für viele von ihnen waren die Missionare die ersten Weißen, die sie kennengelernt hatten. Das Auftreten des Händlers musste in ihren Gemütern Verwirrung stiften. Dass die Weißen nicht zusammenhielten und nicht der gleichen Meinung waren, wäre schon schlimm genug gewesen. Aber hier war es zu einem offenen Kampf gekommen. Und das war viel schlimmer. Bisher hatte Oskar für die Dorfbewohner die Vollkommenheit selbst bedeutet. Er war gerecht, tapfer, uneigennützig und, wie sie glaubten, natürlich auch von allen anderen Weißen geachtet und geliebt. Und nun kam ein Vertreter derselben Hautfarbe und erzählte ihnen, die Missionare stünden bei anderen weißen Menschen in keinerlei Ansehen!

Natürlich hatte der Missionar die Schwarzen verteidigt, und das wussten sie zu schätzen. Aber Oskar merkte doch, dass viele von ihnen nach der Episode mit dem Elfenbeinkäufer unsicher geworden waren und ihn nachdenklich betrachteten. Es wurde schnell bekannt, dass der Handelsmann bei dem »Staat« über ihn Klage geführt hatte. Das allein genügte schon, um bei diesen Menschen Probleme zu schaffen.

Wie sollte es da erst werden, wenn eine »Invasion« von weiteren Weißen ernsthaft begann?

DIE GRENZEN WERDEN ERWEITERT



»Ich bin jetzt schon vier Jahre in Afrika«, sagte Oskar eines Tages. »Hier bei Pekwa allerdings erst drei. Aber auch das ist eine ziemliche Zeit. Und doch habe ich noch nie die Dörfer auf der anderen Seite des Flusses besucht!«

»Können wir denn noch mehr bewältigen, als wir schon auf uns genommen haben?«, fragte Solveig zweifelnd.

Oskar lächelte müde. Er war sich darüber klar, dass er nicht mehr dieselben Kräfte hatte wie früher.

»Nein«, sagte er. »Unser Tätigkeitsfeld ist auf dieser Seite des Flusses groß genug, und es wird noch vieler Hilfskräfte bedürfen, wenn die Arbeit, die wir begonnen haben, vollendet werden soll. Aber ich finde keine Ruhe bei dem Gedanken, dass es in so großer Nähe unserer Station Tausende von unwissenden und unerlösten Menschen gibt. Wenn ich mich noch nicht um die Leute dort drüben bemüht habe, dann nur deshalb, weil das neue Anforderungen für uns bedeuten würde, denen wir nicht zu genügen vermögen.«

»Dann können wir doch warten, bis die anderen kommen«, meinte Solveig.

»Die müssen erst die Sprache lernen. Außerdem werden sie genug mit der Arbeit auf dieser Seite des Flusses zu tun haben. Wir müssen auch daran denken, einmal nach Hause zu reisen und uns etwas auszuruhen.«

Er wedelte einen großen Nachtschwärmer weg, der beinahe in seinem Suppenteller gelandet wäre.

»Wenn wir aber nur mit den Leuten dort drüben in Verbindung kommen und in dem ersten Dorf einen Evangelisten einführen könnten, so würde das schon viel nützen«, sagte er. »Vielleicht könnten einige für Gott gewonnen werden und uns

hin und wieder hier auf der Station besuchen. Möglicherweise würden sich dann auch die Beziehungen zwischen ihnen und Pekwas Leuten freundlicher gestalten. Sie sind ja jetzt noch Feinde.«

»Und später? Werden wir so viele Missionare herbekommen, dass die Arbeit weitergeführt werden kann?«

»Es ist ja nicht gesagt, dass wir die Arbeit weiterführen müssen. Es gibt ja auch noch andere Missionsgesellschaften, die wir auffordern könnten, die Arbeit dort drüben aufzunehmen.«

»Ja, jetzt verstehe ich dich besser«, sagte Solveig. »Ich bin gern bereit, mit dir einmal über den Fluss zu gehen.«

»Du nicht«, sagte Oskar entschieden. »In diesem Fall muss ich den ersten Versuch allein machen.«

Sie blickte ihn forschend an.

»Willst du damit sagen, dass deiner Meinung nach mit einem solchen Besuch eine Gefahr verbunden ist?«

»Keineswegs! Gefahr? Nein, das meine ich nicht. Aber sie kennen uns ja nicht – oder doch höchstens gerüchteweise. Und es kann ja sein, dass sie glauben, sie könnten uns nicht brauchen. In diesem Fall würde der Besuch eher bedrückend und enttäuschend sein als segensreich. Aber gefährlich? Nein!«

Es verging eine ganze Woche, bis Oskar sich entschloss, einen Versuch zu machen. Pekwa war von seinem Vorhaben durchaus nicht begeistert.

»Du willst uns verlassen!«, sagte er.

»Davon ist nicht die Rede, Pekwa«, antwortete Oskar. »Glaubst du, wir haben hier eine Station gebaut und so viel Arbeit geleistet, um alles schließlich wieder dem Wald und dem Unkraut zu überlassen? Hier haben wir uns niedergelas-

sen, und hier bleiben wir! Aber vielleicht kommen andere Männer und bauen drüben eine Missionsstation, um die Menschen zu unterrichten. Wenn ich einige Feststellungen gemacht habe, werde ich an Leute schreiben, die die Arbeit dort drüben vielleicht aufnehmen können.«

»Dann bitte sie lieber, in mein Dorf zu kommen«, meinte Pekwa. »Die Leute auf der anderen Seite des Flusses sind keine guten Menschen.«

Oskar legte ihm die Hand auf die Schultern und schüttelte ihn freundschaftlich. »Gerade weil sie keine guten Menschen sind, muss man ihnen den Weg zeigen, auf dem sie es werden können«, sagte er. »Gott liebt auch sie.«

Davon war Pekwa nicht recht überzeugt.

»Doch«, sagte Oskar ernst. »Und wenn Gott dich auf seinen Weg führt, wirst du lernen, sie zu lieben.«

Da musste Pekwa lachen. »Du sprichst oft so merkwürdig, dass ich es nicht verstehe.«

»Das glaube ich gern«, sagte Oskar. »Aber du wirst es später einmal verstehen ...«

Es war nicht ganz einfach, jemanden zu finden, der bereit war, ihn über den Fluss zu setzen. Aber schließlich glückte es. Das Kanu fuhr ein gutes Stück flussaufwärts und hielt sich lange in der Nähe des diesseitigen Ufers. Schließlich aber bog es ab, und während sie von der Strömung flussabwärts getrieben wurden, näherten sie sich dem jenseitigen Ufer.

Mit seltsamen Gefühlen hielt Oskar nach dem Land drüben Ausschau. Was mochte ihn dort erwarten?

In der Nähe des Kanus wurden unter der Oberfläche des Wassers die Umrisse eines Krokodils sichtbar. Das Boot war nicht

groß. Plötzlich kam Oskar der Gedanke, das Tier könne es leicht zum Kentern bringen, sich darauf wälzen und es unter Wasser drücken. Dann waren sie beide verloren, er und der Mann, der das Paddel führte.

Dieser warf einen verstohlenen Blick auf das gefährliche Tier, während er mit allen Kräften weiterpaddelte. Der drohende Schatten unter dem Wasser verschwand, und das Kanu schoss so schnell dahin, dass man es vor dem Bug lustig plätschern hörte. Die Strömung war ziemlich stark, und der Paddler musste kräftig arbeiten, um zu verhindern, dass sie zu weit flussabwärts trieben. Endlich aber waren sie drüben am anderen Ufer. Oskar sprang an Land und bat seinen Begleiter, auf ihn zu warten.

»In Jesu Namen!«, sagte er halblaut und machte sich auf den Weg.

Das Dorf lag etwa fünfzig Meter vom Flussufer entfernt. Oskar wunderte sich, dass alles ringsum so still war. Selbst von Pekwas Dorf hatte er, wenn auch gedämpft, die mannigfachen Geräusche des Lebens, das sich hier abspielte, vernommen. Jetzt aber, in unmittelbarer Nähe, war es so still, dass man hätte glauben können, das Dorf sei von seinen Bewohnern verlassen worden.

Diese Vermutung war auch gar nicht so abwegig. Die Hütten lagen dicht gedrängt, und von mehreren kleinen Holzfeuern stieg Rauch auf. Aber das einzige lebende Wesen, das Oskar entdecken konnte, war ein einfältig aussehender alter Mann, der vor einer Hütte saß und sich mit einer Topfscherbe kratzte.

Oskar ging sofort auf ihn zu und grüßte freundlich. Der Alte blickte nicht einmal auf, geschweige denn, dass er den Gruß erwidert hätte.

»Bist du allein?«, fragte Oskar.

Er erhielt keine Antwort. Der Alte kratzte ruhig weiter und tat, als sähe und hörte er nichts.

Vielleicht versteht er meinen Dialekt nicht, dachte Oskar. Er trat noch näher an den Alten heran und machte Miene, ihm die Hand auf den Kopf zu legen. Da zog er sich erschrocken zurück und blickte ihn feindselig an. Es war nicht möglich, seinem verschlossenen Gesicht ein Lächeln zu entlocken.

Oskar wandte sich von ihm ab und ging die Dorfstraße weiter entlang. Ein kleiner Hund kam hinter einer Hütte zum Vorschein. Er blieb mit einem Ruck stehen, starrte Oskar einen Augenblick erschrocken an, zeigte die Zähne und rannte dann, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, in größter Eile davon.

Ich scheine hier im Dorf nicht gerade willkommen zu sein!, dachte Oskar. Er ging auf eine große Hütte zu, die dem Aussehen nach die Hütte des Häuptlings sein musste. Ein größeres Gebiet hinter der Hütte war eingezäunt. Jenseits der Umzäunung sah Oskar die spitzen Dächer einer Reihe kleinerer Hütten. Hier wohnten offenbar die Frauen des Häuptlings. Nach der Zahl der Hütten zu urteilen, mussten es ziemlich viele sein. Unter gewöhnlichen Umständen hätte man sicherlich von dort her lautes Reden vernommen. Jetzt aber herrschte Grabesstille. Oskar konnte nicht begreifen, was das alles zu bedeuten hatte. Es war mitten am Vormittag, und selbst wenn ein Teil der Leute auf den Feldern war, so musste doch schließlich auch im Dorf jemand sein! Aber nirgends zeigte sich eine Spur von Leben.

Er ging zu der großen Hütte und bückte sich durch den Eingang.
»Ist der Häuptling da?«, fragte er.

Niemand antwortete.

Er ging weiter. Es war überall das Gleiche. Kein Mensch war zu sehen, kein Laut zu hören. Nur ein paar Papageien in den Baumkronen schrien.

Ob die Dorfbewohner geglaubt hatten, der Staatsfunktionär oder der Steuereintreiber käme? In diesem Fall würden sie bald einen kleinen Jungen ins Dorf schicken, um zu erfahren, was der Weiße, der vermeintliche Vertreter der Behörde, trieb, während sie im Wald darauf warteten, dass er wieder abziehen würde.

Er kehrte zu dem Alten zurück und machte neue Annäherungsversuche. Ohne jeden Erfolg. Er reichte ihm ein Markus-evangelium. Aber der Alte blickte nur feindselig auf das kleine schwarze Buch. Er schien beinahe Angst davor zu haben und hütete sich, es auch nur mit einem Finger zu berühren. Da nahm Oskar einen kleinen Taschenspiegel in die Hand und hielt ihm den hin.

»Bitte«, sagte er. »Das schenke ich dir!«

Der Alte wich zurück und rückte den kleinen Holzklotz, auf dem er saß, bis unmittelbar an die Hüttenwand heran. Oskar zuckte die Achseln und beschloss, auf die Dorfbewohner zu warten. Er setzte sich auf einen verlassenen Klotz. *Sie werden wohl bald kommen, nachdem sie ihren Irrtum eingesehen haben*, dachte er. Der Alte stand auf, bückte sich, verschwand steifbeinig im Innern der Hütte und überließ Oskar seinen Betrachtungen.

Oskar hatte von seinem Platz aus freie Aussicht auf den Fluss, und er konnte die Hütten am anderen Ufer sehen.

So nahe, dachte er. *Und doch so verschieden!* Wie würde es ihm auf diesem neuen Missionsfeld ergehen? Er dachte an

die erste Zeit in Pekwas Dorf zurück und an den erbitterten Widerstand, den Yamboli ihm geleistet hatte. Selbstverständlich hatten auch die Menschen auf dieser Seite des Flusses ihre Medizinmänner, und diese wussten natürlich, wie der Kampf zwischen der alten und der neuen Zeit dort drüben geendet hatte.

Diese armen, unwissenden Menschen!, dachte er. Sie wussten nicht, was zu ihrem eigenen Besten diene! Wie hatten sie den Staatsfunktionär aufgenommen, als er vor einiger Zeit zu ihnen gekommen war? Und den Elfenbeinkäufer?

Er blickte nachdenklich auf den Fluss und sah ein paar Enten nach.

Der Elfenbeinkäufer! Ob dieser elende Mensch den Leuten hier seine Lügengeschichten aufgetischt hatte? Ja, das war sehr wahrscheinlich! Was hatte er wohl von den Missionaren erzählt? Er musste sehr dick aufgetragen haben. Denn wie wäre es wohl sonst zu erklären, dass sie ganze Bevölkerung das Dorf geräumt hatte, als man ihn hatte kommen sehen?

Eine halbe Stunde saß er geduldig da und wartete. Aber kein Mensch ließ sich blicken. Da seufzte er schwer und stand auf. Er faltete seine Hände und betete. Für den Alten, der sicher in seiner Hütte saß und ihn belauerte, sah er vermutlich so aus, als murmelte er geheimnisvolle und gefährliche Beschwörungen. Den Bericht, den er seinen zurückkehrenden Stammesgesossen geben würde, konnte man sich leicht vorstellen. An Ausschmückungen würde es kaum fehlen, und sicherlich würde es auch genügend abschreckend wirken.

Oskar legte das kleine Markusevangelium auf den Sitz. Der Alte ließ sich nicht mehr sehen. Oskar trat an seine Hütte, legte

den Taschenspiegel auf den Sitzklotz des Alten, grüßte freundlich in den Eingang hinein und ging.

Am Flussufer stand der Paddler und erwartete ihn. Er hätte sicher gern tausend Fragen beantwortet. Das sah Oskar an seinen großen, verwunderten Augen. Aber er sagte kein Wort. Oskar setzte sich ins Kanu und bedeutete ihm durch einen Wink, er möge zum anderen Ufer zurückpaddeln.

Die Sonne stand direkt über ihren Köpfen, als sie wieder in Pekwas Dorf ankamen. Oskar ging sofort zu der Hütte des Häuptlings. Pekwa blickte ihn fragend an.

»Das sind merkwürdige Menschen«, sagte Oskar ohne Einleitung.

»Was sagten sie?«, fragte Pekwa.

»Nichts«, antwortete Oskar. »Sie waren alle in den Wald gerannt. Alle, mit Ausnahme eines alten, kranken Mannes. Und der sah mich an, als habe er Angst, ich wolle ihn auffressen.«

Pekwa lachte laut. Er schien mit dem Ergebnis von Oskars Expedition sehr zufrieden zu sein.

»Was habe ich gesagt?«, kicherte er. »Nein, Mondele, dein Platz ist hier bei uns. Wir sind keine Schimpansen wie die da drüben am anderen Ufer. Wir haben dich aufgenommen und deine Botschaft gehört.«

Oskar blickte ihn lange an und kaute nachdenklich an seinen Lippen.

»Du bist ein kluger Häuptling«, sagte er endlich. »Und du sollst es auch nicht zu bereuen haben, dass du Gottes Boten aufgenommen hast. Aber – glaubst du, die anderen Weißen, die über den Fluss gefahren sind, wurden genauso empfangen wie ich?«

Pekwa schüttelte den Kopf.

»Nein«, sagte er. »Natürlich wurden sie da drüben nicht so gut empfangen wie bei uns« – er warf sich ein wenig in die Brust –, »aber die Leute sind sicher nicht in den Wald gerannt, als sie kamen. Es ist ja nicht mehr wie in alten Zeiten, als schlechte Menschen kamen, um uns zu überfallen und Männer und Frauen als Sklaven wegzuschleppen. Da sind wir auch ausgerissen. Aber das ist jetzt ja anders geworden.«

»Glaubst du, der Elfenbeinkäufer wurde gut aufgenommen?«

»Ja, das wurde er. Sie haben ihn sehr gut aufgenommen. Er bekam Elfenbein, und er gab dem Häuptling Branntwein und Geschenke und vergnügte sich mit ihren Frauen.«

»Woher weißt du das?«

»Von den Trommeln.«

»Ach, richtig!« Oskar versank in Gedanken. Schließlich blickte er den Häuptling wieder an. »Du weißt vielleicht noch mehr als das?«

Pekwa lächelte, machte aber ein etwas verlegenes Gesicht. »Vielleicht«, sagte er.

»Dann erzähle!«, rief Oskar ungeduldig.

Der Häuptling blickte sich um. Er machte eine kleine Handbewegung, und ein paar Neugierige zogen sich zurück. Was er erzählen wollte, wusste sicherlich das ganze Dorf. Aber er wollte dem weißen Mann nichts Unangenehmes sagen, solange andere zuhörten.

»Der Elfenbeinkäufer hat eine Menge schlechte Dinge von dir erzählt«, sagte er.

»Das hätte ich erwarten können«, sagte Oskar und rieb sich nachdenklich das Kinn.

»Er ist ein schlechter Mensch«, fuhr der Häuptling voller Überzeugung fort. »Er erzählte, du stündest im Dienst des Bösen, du nenntest es den Teufel. Der habe dich hergeschickt. Er sagte, du verbötest den Schwarzen, zu essen und zu trinken und sich Frauen zu nehmen. Er erzählte, die Behörden würden euch Missionare bald aus dem Land jagen, weil ihr die Einheimischen plagtet. Er war ein schlechter Mensch. Er hat viele hässliche Dinge von dir erzählt.«

»Das kann ich mir denken«, sagte Oskar. »Dann ist es ja schließlich auch kein Wunder, wenn sie in den Wald liefen, als ich kam. Aber können deine Trommeln nicht erzählen, dass das Lügen sind? Sie verstehen doch die Sprache deiner Trommeln, nicht wahr?«

»Sie verstehen meine Trommeln«, sagte Pekwa, »und die Trommeln haben gesprochen. Aber sie glauben uns wohl nicht. Vielleicht glauben sie, du hättest uns gezwungen, das zu sagen. Unkraut wächst schneller als Nutzpflanzen. Böse Worte gehen schneller als gute Worte. Sie dringen auch tiefer ein und werden leichter geglaubt.«

»Das ist ein weises Wort, Pekwa! Aber ich kenne noch ein anderes Wort: Nutzpflanzen siegen zuletzt.«

Pekwa schüttelte ernst den Kopf, sann etwas nach und machte schließlich mit seinen Augenbrauen eine Bewegung, die wohl ein gewisses Zugeständnis bedeuten sollte. »Vielleicht«, sagte er. »Du hast über Yamboli gesiegt.« Er blickte Oskar lange grübelnd an.

Da schien ihm etwas einzufallen. »Du denkst doch wohl nicht etwa daran, noch einmal nach drüben zu fahren?«, fragte er.

»Doch, Pekwa. Du kannst dich darauf verlassen, dass ich es noch einmal versuchen werde.«

Der Häuptling blickte Oskar lange forschend an und suchte zu ergründen, was hinter diesen Worten steckte. Dann schüttelte er wieder den Kopf.

»Du bist ein merkwürdiger Mann«, sagte er.



Mehr denn je war Oskar entschlossen, den Menschen auf der anderen Seite des Flusses das Evangelium zu bringen. Aber dieses Unterfangen sollte seine Geduld weit mehr auf die Probe stellen, als er erwartet hatte. Hätte er gewusst, was ihm bevorstand, so hätte er wahrscheinlich keine weiteren Versuche gewagt. Die Rücksicht auf seine Frau und sein Kind hätten ihn vielleicht zurückgehalten! Aber der Gott, der die Schwachheit der Menschen kennt, verbirgt seinen Kindern oft Schwierigkeiten, die noch in der Zukunft liegen.

Als eine Woche vergangen war, fuhr er wieder über den Fluss. Er hatte denselben Paddler mitgenommen wie das erste Mal. Dieser schien sich verwundert zu fragen, was den weißen Mann wohl veranlassen mochte, die Freundschaft so wenig gastlicher Menschen zu suchen.

Auch diesmal fand Oskar das Dorf menschenleer. Nicht einmal der Alte saß vor seiner Hütte. Vielleicht saß er im Innern. Oder vielleicht war er schon tot. Aber auf dem Pfad, der zum Dorf führte, lagen der Taschenspiegel und das Markusevangelium. Das war ohne Zweifel eine Demonstration. Sie wollten ihm zeigen, dass sie seinen Besuch nicht wünschten.

Er ließ die Sachen liegen und kehrte nach Hause zurück. Eine Woche darauf machte er einen neuen Versuch – mit dem gleichen Ergebnis. Auch diesmal hatten sie seine beiden kleinen Geschenke auf den Weg gelegt.

Jetzt war es doch sehr im Zweifel, ob er es noch einmal probieren sollte. Einerseits war er beinahe überzeugt, dass weitere Annäherungsversuche zwecklos waren, andererseits aber ließ sich ja nicht erwarten, dass der Satan seine Stellung kampflos aufgeben würde. Er fand keine innere Ruhe, sondern wurde rastlos und nervös. Der Tag verlief wie gewöhnlich. Er behandelte Kranke, unterrichtete die künftigen Täuflinge, hielt seine Gottesdienste ab, verrichtete die Arbeit auf der Station. Aber seine Gedanken weilten die ganze Zeit auf der anderen Seite des Flusses.

Er wartete zwei Wochen, bevor er es wieder versuchte. Diesmal nahm er einen seiner jungen Helfer mit. Auf dem Boden des Kanus lag ein großer Packen, der ein paar Baumwolldecken und ein neues Hemd enthielt. Er wollte es mit diesen Geschenken versuchen. Gelang es ihm, mit dem Häuptling zu sprechen, dann, glaubte er sicher, würde das Missverständnis sich aufklären lassen. Und hatte er erst einmal Kontakt gewonnen, dann konnte er durch sein Verhalten leicht zeigen, dass er es gut mit ihnen meinte.

Endlich! Diesmal schien seine Geduld gesiegt zu haben. Jedenfalls waren die Dorfbewohner nicht in den Wald geflüchtet. Er zitterte buchstäblich vor Spannung, als er zu dem Dorf ging. Der Junge trabte nervös hinter ihm her. Er trug den Packen auf dem Kopf, schien aber große Angst zu haben, denn seine kugelrunden Augen drehten sich nach allen Seiten. Es war ihm

anzumerken, dass er von diesem Unternehmen nicht begeistert war und sehnlichst wünschte, er säße wieder zu Hause in seiner sicheren Hütte.

Am Dorfeingang stand eine Reihe finsterner Krieger in abwartender Haltung. Sie waren alle mit langen Speeren bewaffnet.

»Mondele!«

Der Junge war so nahe aufgerückt, dass er seinem Herrn beinahe auf die Fersen trat.

»Was ist denn?«, fragte Oskar und wandte sich zu ihm um.

»Ich will nach Hause! Ich habe Angst!«

»Wir fahren bald zurück«, erwiderte Oskar. »Sei ohne Furcht! Du stehst in Gottes Hand!«

Der Junge schwieg.

Sie näherten sich den Männern, die regungslos dastanden und sie erwarteten. Oskar grüßte freundlich. Aber die Krieger warfen einander nur vielsagende Blicke zu und schwiegen.

»Ich möchte gerne den Häuptling begrüßen«, sagte er. »Ich bringe ihm ein Geschenk. Ich bin des Häuptlings Freund.«

Die Männer antworteten noch immer nicht. Oskar wandte sich um, nahm seinem Helfer den Packen ab und begann ihn zu öffnen.

»Das ist für euren Häuptling«, sagte er und hielt die Decken und das Hemd in die Höhe. Ein großer, breitschultriger Riese mit behaarter Brust machte ein paar Schritte auf ihn zu, nahm ihm das Geschenk aus den Händen und übergab die Sachen anderen, die sie von Hand zu Hand weiterreichten, bis sie bei den Leuten ganz hinten landeten. Das Hemd und die Decken waren verschwunden, aber der breitschultrige Riese nahm wieder seinen Platz bei den anderen ein. Regungslos standen sie alle da und

blickten den Fremden höhnisch an. Ihr demonstratives Schweigen war so bedrückend, dass es Oskar unheimlich wurde.

»Bist du der Häuptling?«, fragte er.

Endlich gab der Riese einen Laut von sich. Es war nur ein Grunzen, ein zorniges Knurren, das »nein« bedeuten sollte. Er war nicht der Häuptling.

»Willst du dem Häuptling meine Geschenke überbringen und ihm sagen, ich sei sein Freund?«, fragte Oskar. »Sage ihm, ich möchte gern wiederkommen und ihn besuchen, und ich möchte auch, dass er mich besucht.«

Es erfolgte keine Antwort, doch die Gesichter der Männer verrieten deutlich, dass sie keine Freundschaft mit ihm wünschten.

»Jetzt kehre ich nach Hause zurück«, sagte Oskar. »Grüßt den Häuptling von mir!«

Er wandte sich zum Gehen, blieb aber stehen und blickte sich verwundert um. Sein Helfer war verschwunden! Einen Augenblick war er erschrocken. Dann aber sagte er sich, der Junge habe es natürlich mit der Angst zu tun bekommen und sei davongerannt, sobald er den Packen abgeliefert hatte. Jetzt saß er sicher im Kanu und wartete auf ihn. Er erinnerte sich, dass er eine gewisse Unruhe in seinem Rücken wahrgenommen hatte. Doch er hatte sich nichts dabei gedacht.

Als er aber bei dem Kanu anlangte, sah er nur den jungen Burschen, der ihn herübergefahren hatte und der auf ihn wartete.

»Ist der Junge nicht gekommen?«, fragte Oskar verwundert.

Der andere schüttelte den Kopf. »Ist er denn nicht bei dir geblieben?«, fragte er.

Oskar eilte in das Dorf zurück. Die meisten Männer waren jetzt verschwunden. Auch der behaarte Riese, der die Geschenke entgegengenommen hatte.

»Habt ihr meinen jungen Helfer gesehen?«, fragte er.

Sie schüttelten den Kopf und brumzten etwas.

»Habt ihr nicht gesehen, wohin er sich gewandt hat?«

Sie zuckten nur die Schultern und entfernten sich. Mit schwerem Herzen kehrte er zum Kanu zurück.

Er wartete mehrere Stunden. Schließlich sagte der Paddler:
»Es hat keinen Zweck, noch länger zu warten.«

»Wir können doch nicht ohne ihn wegfahren!«, rief Oskar.
»Er ist hier fremd. Niemand wird daran denken, ihn über den Fluss zu setzen.«

»Vielleicht ist er flussaufwärts gelaufen und hat ein anderes Kanu gestohlen«, sagte der Paddler, während er nervös zum Dorf blickte. Er wünschte offenbar, dieses ungastliche Ufer möglichst bald zu verlassen.

»Hast du denn ein Kanu auf dem Fluss gesehen?«, fragte Oskar.

Nein, das hatte er nicht. »Er findet schon ein Kanu und kommt nach«, sagte er.

Sie blieben noch eine Weile, wo sie waren, und der Abend rückte heran. Wenn sie bei Tageslicht über den Fluss wollten, mussten sie an die Rückfahrt denken. Endlich entschloss sich Oskar, dem Drängen seines ungeduligen Begleiters nachzugeben. Er hoffte von ganzem Herzen, sein Helfer sei auf irgendeine Weise bereits ans andere Ufer gelangt. Aber weshalb war er nicht zu ihrem eigenen Kanu zurückgekehrt? Es war doch äußerst leichtsinnig, unter solchen Umständen in den Wald zu

laufen, und genauso leichtsinnig, am Fluss nach einem fremden Kanu zu suchen!

Als sie in Pekwas Dorf ankamen, hatte niemand den Jungen gesehen. Oskar lag fast die ganze Nacht wach und machte sich Selbstvorwürfe, weil er ihn mitgenommen hatte. Wenn ihm nun etwas zugestoßen war? Der Gedanke war nicht auszuhalten. Er versuchte sich damit zu trösten, dass er sich sagte, vielleicht habe der Junge Schelte oder Strafe befürchtet, weil er seinen Mondele im Stich gelassen hatte, und wage sich aus diesem Grunde nicht zu zeigen. Dann befand er sich höchstwahrscheinlich in Sicherheit. Aber völlig überzeugt war Oskar nicht. Er fragte Pekwa, wie er über die Sache denke. Der Häuptling zuckte die Schultern und wusste nur einen schlechten Trost zu spenden.

»Vielleicht haben sie ihn verspeist«, sagte er gleichgültig.

»Ihn verspeist?«, rief Oskar bestürzt. »Aber er war doch mit mir zusammen!«

»Nicht die ganze Zeit«, sagte Pekwa. »Du hast ja selbst erzählt, er sei fortgelaufen.«

»Ja. Aber das Kanu war doch ganz in der Nähe! Da hätte er doch nur –«

Er brach ab und war so klug wie zuvor. Aber er war nicht imstande, auf die trockene Bemerkung des Häuptlings weitere Einwendungen zu machen. Er stand mit ausgestreckten Armen da, aber sein Protest wurde immer schwächer. Endlich ließ er die Arme schwer sinken.

»Sie konnten das doch unmöglich wagen, wo ich dabei war!«, sagte er nur noch.

»Ich kenne diese Leute«, sagte Pekwa. »Sie zeigten den Unsrigen keine Barmherzigkeit, wenn sie ihnen in die Hände fielen.

Wir ihnen übrigens auch nicht«, fügte er ehrlich hinzu. »Aber das war damals. Seither sind wir auf dieser Seite des Flusses vernünftig geworden. Die dort drüben aber sind noch immer Schimpansen. Wie viele von ihnen, glaubst du, bezahlen Steuern? Keiner! Wenn die Vertreter der Behörde kommen – vorausgesetzt, sie wagen sich überhaupt zu ihnen –, dann verschwinden sie im Wald. Wie viele Erwachsene, glaubst du, hat der Mann des Staates angetroffen, als er sie vor einiger Zeit besuchte?« Er hielt seine geballte Hand in die Höhe. »Fünf!« Er erhob zögernd auch die andere Hand und ballte sie. »Vielleicht zehn, mehr nicht.«

»Und was hat der Mann des Staates dann gemacht?«

Pekwa zuckte die Schultern. »Was soll er tun, wenn die Leute in den Wald gerannt sind?«, sagte er. »Er weiß ja selbst nicht, wie viele Männer es sein mögen. Vielleicht nimmt er einige von den Zurückgebliebenen mit und wirft sie ins Gefängnis. Aber alle anderen gehen frei aus.«

Nach diesem letzten missglückten Versuch, mit den Menschen auf der anderen Seite des Flusses in Verbindung zu treten, reiste Oskar zur Handelsniederlassung und hatte eine Unterredung mit dem Staatsfunktionär Dutronc. Die Reise dauerte diesmal nicht so lange wie früher, denn er sandte die Träger voraus und benutzte selbst das Rad. Unterwegs besuchte er seine Evangelisten und nahm an Versammlungen teil.

Als er dem Staatsfunktionär von seinen Erlebnissen erzählte, konnte dieser auch nichts weiter tun, als die Achseln zu zucken. Er meinte, der Junge habe wahrscheinlich ein Kanu gestohlen und den Fluss auf eigene Faust überquert. Dann sei er vermutlich aus Angst vor Strafe davongelaufen. Oskar solle sich um ihn keine Gedanken mehr machen.

»Aber Sie sollten sich an Pekwas Reich halten«, sagte er. »Wenigstens vorläufig. Die anderen sind noch nicht reif für das, was Sie ihnen zu bieten haben. Ich nehme jedenfalls nicht an, dass Sie diese Sache als eine Art Sport ansehen und das Unmögliche versuchen wollen«, fügte er lächelnd hinzu.

Oskar lächelte jetzt auch. »Nun, das, was Sie ›unmöglich‹ nennen, lockt uns«, sagte er. »Wir wissen, dass für Gott kein Ding unmöglich ist.«

»Sie wollen es also noch einmal versuchen?«, fragte Dutronc verwundert.

»Selbstverständlich!«, sagte Oskar. »Das ist meine Arbeit.«

»Soll ich Ihnen ein paar uniformierte Soldaten mitgeben, damit Sie dem Pack Respekt einflößen?«

»Ausgeschlossen!«, protestierte Oskar, mit beiden Händen abwehrend. »Das würde ihnen möglicherweise Respekt einflößen, sie aber nicht für Gott gewinnen. Vielen Dank jedoch für Ihr freundliches Angebot.«

»Ich fragte ja auch nur. Sollte es Ihnen aber gelingen, diesen Kannibalen Respekt einzuflößen, dann nehme ich meinen Hut vor Ihnen ab und gestehe ein, dass Sie etwas haben, was ich nicht habe.«

Oskar erzählte von den Lügengeschichten des Elfenbeinhändlers.

»Um diesen Mann brauchen Sie sich keine Sorgen mehr zu machen«, sagte Dutronc. »Er ist hier fertig. Wir haben ihn aus der Kolonie ausgewiesen. Als wir erst einmal angefangen hatten, ihm etwas auf die Finger zu sehen, kamen allerlei schöne Dinge zutage. Er hat den Schwarzen Schusswaffen verkauft. Und auch sein Auftreten stiftete so viel Schaden, dass schon das allein für seine Ausweisung genügt hätte.«

»Aber die Folgen seines schlechten Verhaltens wird man noch lange spüren«, sagte Oskar.

»Ja, leider. Ich bedaure es, dass er Ihnen Ihre Arbeit erschwert hat, Herr Johnsen. Aber eins kann ich Ihnen versprechen. Wenn ich Anlass habe, diese Leute auf dem anderen Flussufer zu besuchen, werde ich ihnen deutlich machen, dass Sie mein Freund sind und dass sie Sie entsprechend zu behandeln haben.«

Oskar war dem Vertreter des Staates dankbar. Aber er hoffte aufrichtig, es möge ihm glücken, diese Menschen zu gewinnen, bevor die Behörden Zeit gehabt hätten, ihm zu helfen. Er hatte das Gefühl, es gehe hier um Gottes Ehre.

»Ein Sport«, hatte der Staatsfunktionär gesagt. Ja, warum nicht? Oskar betrachtete seinen Beruf und seine Aufgabe nicht als einen Sport. Aber er musste bei dem Gedanken lächeln, wie oft Gott seine Ehre aufs Spiel gesetzt hatte, indem er in absolutem Gegensatz zu dem handelte, was in den Augen der Menschen als vernünftig hätte erscheinen müssen. Er dachte an Elia auf dem Karmel, und er dachte an Gideon und seine Männer. Er dachte daran, wie lange Gott es Saulus von Tarsus erlaubt hatte, gegen die Gläubigen zu wüten, bevor er ihm mit einem Wort in den Arm fiel. Er musste auch an Yamboli denken. Es konnte so aussehen, als wollte Gott jede Möglichkeit einer menschlichen Hilfe ausschließen, die Situation so bedenklich wie möglich machen und dann, wenn alles hoffnungslos erschien, seine Allmacht beweisen. Ja, so gesehen, konnte es fast als ein Sport erscheinen.

Und er wusste, dass Gott ihn ausgesandt hatte. Er hatte den Allmächtigen auf seiner Seite. Alles, was er selbst zu tun hatte, war, dass er Gottes Wege ging, dass er seiner Berufung treu

blieb. Musste er warten, dann ließ Gott es zu. Es konnte oft so aussehen, als ließe Gott sich Zeit. Aber es ging hier nicht um seine eigene Arbeit, nicht um seine eigene Ehre, sondern um die Ehre Gottes.

Er wollte nicht aufgeben. Er konnte es nicht. Er hatte kein Recht dazu. Gott würde schon zu seiner Zeit die Herzen der Menschen auf der anderen Seite des Flusses beugen. Er selbst brauchte nur zu arbeiten und zu glauben.



Ein ganzer Monat war vergangen, seitdem er das letzte Mal am anderen Ufer gewesen war. Jetzt saß er wieder im Kanu und spähte über den Fluss. Es war diesmal sehr schwierig gewesen, jemanden zu finden, der bereit war, ihn zu begleiten. Auch Pekwa hatte ihn hindern wollen, weitere Versuche zu machen. Als er aber eingesehen hatte, dass es unmöglich war, den halsstarrigen Weißen zur Vernunft zu bringen, war er energisch geworden, und der Mann, den er bestimmt hatte, Oskar über den Fluss zu bringen, hatte sich – wenn auch widerstrebend – gefügt.

Es war früh am Vormittag, und es lag noch ein grauer Dunst über dem Fluss. Bevor sie aber die Mitte erreicht hatten, begann der Schleier sich zu lichten. Oskar konnte jetzt die Hütten sehen. Und bald merkte er auch, dass man ihn entdeckt hatte. Denn es entstand im Dorf sichtliche Unruhe.

Diesmal hatte er keine Geschenke mitgebracht, sondern nur sein Gesangbuch und sein Markusevangelium. Er hatte auch keinen Jungen mitgenommen. Es wäre auch kaum geglückt,

einen zu überreden, wenn er es gewünscht hätte. Aber er hatte keine Lust, es darauf ankommen zu lassen, dass es ihm wieder so erging wie das letzte Mal.

Das Kanu landete, und er sprang an Land. Er merkte, dass der Paddler das Kanu nicht auf die übliche Art festmachte, indem er die Stakstange durch das Loch im Bug führte und in den Lehm bohrte. Der Mann begnügte sich damit, das Fahrzeug mit der Hand am Ufer festzuhalten.

»Weshalb machst du das Boot nicht fest?«, fragte er verwundert.

Der Paddler zuckte mit den Schultern. »Es könnte zu lange dauern, wenn ich es wieder flott machen will«, sagte er. Er klopfte sich mit dem Zeigefinger auf die Stirn. »Ich gebrauche meinen Verstand«, sagte er. »Wenn der Mondele angelaufen kommt und die Speere fliegen ihm um die Ohren, dann springt er ins Boot, und schnell sind wir auf dem Fluss, und ich paddle los!« Er deutete durch einige heftige Bewegungen an, mit welchem Eifer er um sein Leben paddeln würde.

Da musste Oskar lächeln, obwohl er merkte, dass die Sache für den Mann keineswegs lächerlich war.

»Du glaubst also, ich werde angerannt kommen?«, sagte er. »Ja, dann wäre es ja ganz günstig, wenn das Boot gleich losfahren könnte. Aber du brauchst keine Angst zu haben. Es kann wohl sein, dass sie mich auffordern, ich solle dahin zurückkehren, wo ich hergekommen bin. Aber Speere werden sie mir nicht nachsenden.«

»Der Mondele kennt diese Menschen nicht«, sagte der Mann düster. »Ich kenne sie. Sie haben meinen Vater getötet.«

»Das ist schlimm«, sagte Oskar teilnahmsvoll. »Aber damals war wohl Krieg. Und dein Vater hat sicher auch welche von ihnen getötet.«

»Das hat er«, sagte der andere stolz. »Viele!«

»Da siehst du es! Aber mache es mit dem Boot, wie du willst. Nur gib acht, dass es nicht wegtreibt! Und noch eins: Fahr nicht los, bevor ich zurückkomme!«

Er schritt auf dem bekannten Pfad dahin. Zuerst glaubte er, die Bewohner hätten ihre alte Taktik benutzt und das Dorf geräumt, denn er hörte keinen Laut. Als er aber näher kam, merkte er, dass sie auf ihn warteten. Wie das vorige Mal stand eine Schar Krieger am Eingang des Dorfes. Sie stützten die Schäfte ihrer Speere auf den Boden und sahen nicht freundlicher aus als damals. In der Mitte der Krieger stand der behaarte Riese mit gekreuzten Armen. In seinen Augen war nichts Gutes zu lesen.

Oskar war sich sofort darüber im Klaren, dass die Sache diesmal gefährlich werden konnte. Er merkte auch, dass weder Frauen noch Kinder in der Nähe waren. Ob man sie seinetwegen fortgeschickt hatte? Fürchteten sie, er könne auf sie Einfluss ausüben? Oder planten sie etwas und wünschten nicht, dass die Frauen und Kinder des Dorfes dabei Zeugen wären? Die Atmosphäre war mit Spannung geladen, und in der Haltung dieser Krieger lag etwas Drohendes. Zweifellos hatten sie eine bestimmte Absicht und waren fest entschlossen, sie durchzuführen. Wollten sie ihn töten?

Er blickte von einem zum anderen und konnte an ihrer Absicht nicht länger zweifeln. Sie hassten ihn. Sie waren fest entschlossen, seinen Annäherungsversuchen ein Ende zu machen, und wenn sie ihn töten mussten.

Jetzt begriff er auch, weshalb der Häuptling sich nicht hatte sehen lassen. Er sollte wohl erst sichtbar werden, wenn die

anderen ihn mit ihren Speißen durchbohrt hatten. Er wollte sagen können, er bedauere tief, dass er nicht zur Stelle gewesen sei, als das Unglück geschah.

Unter den Kriegern entstand eine Bewegung. Sie rückten etwas auseinander und hatten bald einen Halbkreis um ihn gebildet. Ob es reiner Zufall war, dass sich der Kreis hinter ihm nicht schloss? Oder bedeutete dies, dass sie ihm noch eine Chance geben wollten? Er ließ seine Blicke an ihnen entlangwandern. Nein! Von diesen Menschen konnte er keine Barmherzigkeit erwarten!

Mein Herr und Gott!, dachte er. Ist dies das Ende? Ein paar Jahre weiter, und ganz in der Nähe wird eine Station der staatlichen Behörde eingerichtet sein. Niemand wird daran denken, dass ein Weißer von Kannibalen ermordet werden könnte. Und kurz vor Anbruch dieser neuen Zeit soll ich abgeschlachtet werden? Diese Unwissenden werden dann bald ihren Irrtum einsehen. Aber es wird zu spät sein!

Zu spät!

Er wandte sich um und blickte zum anderen Ufer. Ein paar Menschen spähten von drüben über das Wasser herüber. Natürlich waren es Pekwas Leute, die sich um ihn Sorgen machten. Etwas weiter landeinwärts konnte er die Dächer der Missionsstation erkennen. Dort lag Solveig nun wohl auf den Knien und betete für ihn, während die kleine Gertrud auf der Strohmatte spielte.

Da kam ihm der Gedanke, dass Gott dieses Schicksal für ihn bestimmt haben mochte. Wurde er getötet, so würden die Behörden energisch eingreifen. Die Folge würde sein, dass diese irreführten Schwarzen es nie wieder versuchen wür-

den, einen Weißen zu ermorden. Er würde der Letzte sein. Sein Tod würde sichere Verhältnisse für die Zukunft schaffen. Vielleicht musste er geopfert werden, damit dies geschehen konnte.

Gedanken und Fragen stürmten auf ihn ein, und die verschiedensten Gefühle lösten einander in seinem Innern ab. Trauer und Mitleid mit sich selbst drohten ihn zu überwältigen. Weshalb musste gerade er das Opfer sein?

Im nächsten Augenblick machte er sich selbst Vorwürfe. Wie unwürdig war das doch von ihm! Ein Missionar, der sich selbst bedauerte!

Aber Solveig und die kleine Gertrud?

»Lieber Gott! Nimm dich ihrer an!«, betete er.

Dort, hinter dem Waldrand auf der anderen Seite des Flusses, ragten die Dächer empor. Dort befanden sich die beiden Menschen, die er mehr als alles andere auf der Welt liebte. Aber sie waren in zuverlässigen Händen. Pekwa würde sich ihrer annehmen, bis der Staatsfunktionär kam. Und dann würde für die beiden die traurige Heimreise beginnen ...

»Dein Wille geschehe, mein Gott!«, seufzte er.

Dann wandte er sich wieder langsam den Menschen um ihn herum zu. Er lächelte jetzt.

Wie sehr sie ihn auch hassten, so mussten sie doch seinen Mut bewundern. Es war deutlich zu merken, dass einige von ihnen anfangen, sich unsicher zu fühlen. Ihr Anführer, der ein Bruder des Häuptlings war, wie sich später herausstellte, stand noch immer mit gekreuzten Armen da.

Oskar machte einen Schritt auf ihn zu, obwohl er sah, wie es in den Augen des Riesen gefährlich aufleuchtete. Der Riese

machte selbst einen Schritt vorwärts, und seine Leute erhoben die Speere. Oskar lächelte noch immer.

»Geh!«, sagte der Riese drohend.

Oskar blieb stehen. »Wenn du wüsstest, wer ich bin und was ich euch bringe, dann würdest du sagen: ›Komm!‹«, sagte er freundlich.

»Geh!«, wiederholte der Riese.

»Ich bin dein Freund«, sagte Oskar.

»Geh!«, brüllte der Riese ihn an, und jetzt sah es wirklich so aus, als wolle er ihm ins Gesicht fahren. »Du bist nicht mein Freund, und wir wollen deine Geschenke nicht haben!«

Oskar zuckte die Achseln. Es war zwecklos, gegen einen so verbissenen Hass anzugehen. Aber jetzt erkannte er, dass sie ihm tatsächlich eine letzte Chance geben wollten. Oder hatten sie die Absicht, sich auf ihn zu stürzen, sobald er ihnen den Rücken wandte, um zu seinem Kanu zurückzukehren?

»Ich werde gehen«, sagte er, »und ich werde nicht wiederkommen, es sei denn, ihr schickt selbst nach mir. Eure Speere schrecken mich nicht, denn ich bin in der Hand des allmächtigen Gottes. Aber ich weiß, dass ihr Unglück über euch selbst bringen werdet, wenn ihr mir Leid zufügt. Und das möchte ich nicht. Ich werde gehen. Aber darf ich ein Wort sagen, bevor ich gehe?«

Der Riese blickte ihn lange an. Dann warf er einen fragenden Blick auf die in seiner Nähe stehenden Krieger. Diese nickten kurz.

Da wandte er sich wieder an Oskar: »Sprich«, sagte er. »Aber schnell! Siehst du diese Männer? Sie sind es gewohnt, zu töten. Wenn ich sie nicht gehindert hätte, wärest du schon tot. Was willst du? Sprich!«

»Hört mich an«, sagte Oskar langsam. »Ein Mann hatte in seinem Dorf einen großen Baum, und der Baum trug Jahr um Jahr gute Früchte. Der Mann wagte es aber nicht, die Früchte anzurühren, denn er wusste nicht, dass sie gut waren. Jedes Mal, wenn die Früchte reif wurden, fielen sie auf die Erde und verfaulten ohne Nutzen. Im Land herrschte Hungersnot, und die Kinder des Mannes drohten am Hunger zu sterben. Aber die Früchte, die ihnen Kraft und Freude hätten geben können, blieben auf der Erde liegen und verfaulten. Und weshalb? Weil die Väter des Mannes sie nicht gegessen hatten.

Da kam ein schlechter Ratgeber in das Dorf. Er sagte zu dem Mann: »Du würdest gut daran tun, den Baum zu fällen. Deine Kinder könnten sonst Lust bekommen, von den Früchten zu essen, und dann müssten sie sterben!«

Da bekam der Mann Angst, und er fällte den Baum. Der Baum aber fiel auf ihn und sein Haus, und er und seine Frauen und seine Kinder wurden getötet.«

Er machte eine Pause. Die Krieger warteten ungeduldig, dass er weitersprechen würde.

Schließlich sagte der Anführer: »Wir verstehen dich nicht. Was willst du mit deinen Worten sagen?«

»Der Baum ist der Bote Gottes, und die unbekanntes, aber guten Früchte sind die gute Botschaft, die er euch bringt«, sagte Oskar. »Aber seine Worte werden nicht aufgenommen. Der schlechte Ratgeber ist ein weißer Handelsmann, der eine giftige Zunge hat, weil er Gottes Boten hasst. Der Mann, der den guten Baum besaß, ist der Häuptling dieses Dorfes.«

»Du sprichst gut von dir selbst und schlecht von unserem Häuptling«, sagte der andere zornig.

»Eure Kinder werden genauso sprechen«, sagte Oskar. »Sie werden weinen, weil ihr den guten Baum abgehauen habt. Sie werden sagen: ›Weshalb haben unsere Väter auf einen schlechten Ratgeber gehört?‹«

»Du sprichst schlecht von dem Handelsmann, weil du ihn hasst!«, sagte der Riese, und die anderen murmelten beifällig. »Wir kennen deine Früchte nicht, und wir wollen sie nicht haben! Den Handelsmann kennen wir. Er gab uns Branntwein und Tabak. Wir tranken den Branntwein und wurden fröhlich. Du gibst uns keinen Branntwein.«

»Wer meine Botschaft hört, wird fröhlich, weil er Verstand bekommt«, sagte Oskar. »Wer aber Branntwein trinkt, wird fröhlich, weil er den Verstand verliert.«

Einige der Krieger murrten gereizt und erhoben die Speere.

»Und deshalb«, fuhr Oskar unangefochten fort, »haut ihr euren Baum um. Aber er wird über euch fallen und euch erschlagen. Dann werdet ihr verstehen, wie töricht ihr gehandelt habt.«

Seine letzten Worte verhallten ungehört, denn jetzt brachen die Männer in ein unsinniges Geheul aus und erhoben die Speere, um sie ihm in den Leib zu stoßen. Gerade noch im letzten Augenblick hemmte sie der Anführer durch seine Armbeugung. Er starrte verwundert auf etwas, was hinter Oskars Rücken vorging. Sie senkten die Speere und blickten in dieselbe Richtung. Ihre Gesichter sahen so unbeschreiblich verblüfft aus, dass Oskar sich unwillkürlich umdrehte.

Da kam Solveig mit der kleinen Gertrud auf dem Arm! Im nächsten Augenblick stand sie an seiner Seite.

»Aber Solveig! Wie konntest du nur auf einen solchen Gedanken kommen!«, rief er verzweifelt. »Du weißt nicht,

was du tust! Jetzt sind wir alle beide, sind wir alle drei verloren!«

Er legte den Arm um sie und wandte sich seinen Feinden wieder zu. Diese waren noch immer wie verzaubert. Die großen, kugelrunden Augen gingen unablässig zwischen Solveig und Gertrud hin und her.

Solveig lehnte müde den Kopf an Oskars Schulter.

»Wenn es denn einmal sein muss, dann können wir gleich alle drei zusammen sterben«, flüsterte sie. »Ich fand keine Ruhe. Ich musste kommen. Gott sei uns gnädig!«

Die Schwarzen hatten sich noch nicht von ihrer Verblüffung erholt. Keiner von ihnen hatte jemals eine weiße Frau gesehen. Seit drei Jahren wohnte sie in ihrer Nähe, und sie wussten von ihr. Aber die Feindschaft mit Pekwas Volk hatte aus dem Fluss eine unüberwindliche Schranke gebildet. Seit jener Zeit, da sie im offenen Kriege gelegen hatten, war keiner mehr auf der anderen Seite des Flusses gewesen.

Das kleine, munter plappernde Kind mit den blonden Locken und den blauen Augen war für sie wie eine Offenbarung. Auch von Gertrud hatten sie durch den Trommeltelegraphen gehört. Doch diese unerwartete Begegnung brachte sie ganz außer Fassung.

Endlich flüsterte der Anführer seinem Nebenmann etwas zu. Dieser verschwand, während die anderen stehen blieben und unschlüssig auf die beiden starrten. Keiner von ihnen sprach ein Wort. Auch sie hatten das Gefühl, dass etwas Unerwartetes geschehen würde. Nur die kleine Gertrud war unbekümmert und sorglos. Sie schaukelte sich voller Übermut auf dem Arm ihrer Mutter.

Plötzlich wichen die Männer zur Seite, und eine hohe, tätowierte Gestalt erschien. Auch dieser Mann machte ein ganz verblüfftes Gesicht. Er blieb stehen und blickte fragend von Oskar auf Solveig und die Kleine. Sein Mund stand offen, sein Kinn hing schlaff nieder.

Da löste Solveig sich aus Oskars Arm und machte ein paar Schritte auf den Mann zu, der augenscheinlich der Häuptling war. Er machte Miene, zurückzuweichen, besann sich aber und blieb stehen.

»Häuptling!«, sagte Solveig, und ihre Stimme zitterte leicht.

Was sie hatte sagen wollen, daran konnte sie sich später nicht mehr erinnern. Vielleicht hatte sie sagen wollen: »Meine kleine Tochter grüßt dich!«, oder etwas Ähnliches. Aber sie kam nicht weiter, denn die kleine Gertrud streckte ihre winzigen Hände aus und strich dem verblüfften Häuptling über das Gesicht. Dabei lächelte sie, und ihre Augen strahlten. Sie war ja mit den Einheimischen vertraut und gewohnt, mit ihnen zu spielen.

Diese kleine Geste des Kindes löste die Spannung. Die Männer brachen in ein herzliches Lachen aus. Auch die Gesichtszüge des Häuptlings veränderten sich. Seine Augen blickten nicht mehr so fragend und verwundert, und es war fast, als huschte ein Lächeln über sein Gesicht.

Die Missionare erlebten den spannendsten und entscheidendsten Augenblick ihres Lebens. Hier ging es um Siegen oder Fallen.

Unwillkürlich streckte Solveig wieder die Arme vor, und wieder streichelte die Kleine den Häuptling zum großen Jubel der Umstehenden.

Jetzt schien der Häuptling seine Fassung wiedergewonnen zu haben. Er wandte sich an die Krieger und sagte: »Holt Sitzklötze für sie!«

Oskar und Solveig seufzten erleichtert auf und sandten ein Dankgebet zum Himmel empor. Die Spannung war vorüber – jedenfalls vorläufig. Einige Minuten später saß jeder auf einem Sitzklotz, und der Häuptling ihnen gegenüber. Neugierige Krieger schlossen um sie einen Kreis. Sie sahen jetzt nicht mehr so kriegerisch aus.

»Sprich!«, sagte der Häuptling, und es klang beinahe freundlich.

Und Oskar sprach. Zum ersten Mal hörten diese wilden, mordgierigen Krieger das Evangelium. Eine ganze Stunde sprach Oskar zu einer schweigenden und aufmerksamen Versammlung.

»Nun?«, schloss er endlich. »Was sagst du zu meiner Botschaft, Häuptling?«

»Du hast merkwürdige Worte gesprochen«, erwiderte der, »Worte, die wir nicht verstanden haben. Aber es klingt wie eine gute Botschaft. Bist du nur deshalb, weil du uns das erzählen wolltest, immer wieder zu uns ins Dorf gekommen?«

»Eine andere Absicht habe ich nicht gehabt«, antwortete Oskar. »Ich begehre nicht dein Elfenbein oder deine Frauen. Ich grabe auch nicht nach kostbaren Steinen in eurer Erde, noch will ich euch ein Leid zufügen oder mich in eure Angelegenheiten einmischen. Ich komme nur, um den Menschen die Botschaft des allmächtigen Gottes zu bringen.«

Der Häuptling saß lange stumm da.

»Du hast merkwürdige Worte gesprochen«, sagte er schließlich noch einmal. »Und du bist ein merkwürdiger Mann! Wes-

halb kamst du immer wieder, obwohl du doch sahst, dass wir deinen Besuch nicht wünschten? Wir hätten dich töten können. Ich – meine Männer hatten beschlossen, dich heute zu töten. Wusstest du das nicht?«

»Doch«, sagte Oskar. »Ich habe es gemerkt. Und meine Frau ahnte es auch. Deshalb folgte sie mir, um mit mir zusammen zu sterben. Aber was soll ein Mann tun, wenn Gott ihn geschickt hat, weil er will, dass du seine Botschaft hörst? Du selbst bist ein großer, mächtiger Häuptling. Aber auch du bist in der Hand des allmächtigen Gottes. Er wollte mit dir sprechen, und er sandte mich mit seiner Botschaft zu dir. Wie hätte ich mich weigern können zu gehen? Du selbst gebietest über deine Leute. Du gibst ihnen Befehle, und sie müssen gehorchen – mag es sie auch das Leben kosten. Gott ist mein Häuptling. Ich bin nur sein Bote. Wenn ich sterben soll, so bin ich in seiner Hand. Aber ich kann mich nicht weigern, seinen Befehl auszuführen.«

Der Häuptling nickte.

»Das sind Worte, die wir verstehen«, sagte er. »Du hast wie ein Mann gehandelt. Und was willst du nun, das wir tun sollen? Glaubst du, Gott wird uns bestrafen, weil wir dich nicht aufgenommen haben?«

»Nein«, sagte Oskar voller Überzeugung. »Gott ist gerecht. Er kennt die Herzen. Wenn ihr sein Wort aufnehmt, wird er euch vergeben. Gott ist nicht nur unser Häuptling, er will unser Vater sein.«

Der Häuptling saß wieder eine lange Weile, ohne etwas zu sagen.

»Aber wir verstehen deine Rede nicht«, sagte er endlich, die Stirn runzelnd. »Es ist für uns etwas ganz Neues.«

»Dann wird Gott euch Zeit geben, damit ihr lernt, die Botschaft zu verstehen«, antwortete Oskar. »Er will, dass ich immer wieder herkomme und euch immer wieder seine Worte sage, bis ihr sie versteht. Nimmst du Gottes Boten auf, dann will Gott auch dich aufnehmen. Dann wird er auf dich blicken und gnädig lächeln und sagen: Ich will euch Gutes tun, denn auch ihr sollt meine Kinder sein!«

»Mondele«, sagte der Häuptling. »Du sprichst gute Worte. Ich will, dass du wiederkommst und uns erzählst, was du uns heute erzählt hast.«

Oskar fand in diesem entscheidenden Augenblick keine Worte. Er konnte nur seine Hand ausstrecken und »Danke – danke, Häuptling!« sagen.

Der Häuptling blickte ihn verwundert an. »Du dankst mir, als hätte ich dir ein großes Geschenk gemacht«, sagte er.

»Ja, ich danke dir«, erwiderte Oskar bewegt, »weil ich meinen Häuptling, der mich gesandt hat, liebe.«

»Du bist ein merkwürdiger Mann«, rief der Häuptling, und ringsum wurde ein beifälliges Gemurmel hörbar.

Oskar aber schüttelte den Kopf und sagte: »Ich bin durchaus nicht merkwürdig. Ich bin nur Gottes Bote.« Er stand auf, und die anderen folgten seinem Beispiel. »Und jetzt, Häuptling«, sagte er, »will ich dich um etwas bitten.«

»Bitte, um was du willst!«, antwortete der Häuptling. »Was willst du haben? Ziegen? Hühner? Eier? Frauen?«

»Nein«, antwortete Oskar lächelnd. »Solche Gaben begehre ich nicht. Aber wir können später Geschenke austauschen. Was ich wünsche, ist etwas anderes. Ich möchte, dass du über den Fluss kommst und Pekwa die Hand der Freundschaft reichst.«

Da bildete sich zwischen den Augen des Häuptlings eine tiefe Falte. Oskar fürchtete, er sei mit einem solchen Vorschlag zu voreilig herausgerückt.

»Pekwa ist dein Freund, Häuptling«, sagte er.

Dieser blickte ihn lange an. Schließlich murmelte er: »Wir werden sehen.«

»Gut«, sagte Oskar. »Du bist ein kluger Häuptling. Ich möchte gern, dass du auch mich besuchst. Pekwa und ich werden dir einen Empfang bereiten, der eines großen Häuptlings würdig ist.«

Der Häuptling nickte langsam. »Ich habe gehört«, sagte er.

Da geschah etwas, was niemand vorausgesehen hatte. Der Häuptling schien zu erstarren. Sowohl er als auch seine Leute standen regungslos da, lauschten und blickten einander erschrocken an. Weder Solveig noch Oskar konnten erraten, was die Ursache dieser plötzlichen Veränderung in dem Verhalten der Leute sein mochte.

Solveig begriff zuerst, was vorging. »Der Trommeltelegraf!«, flüsterte sie.

Da hörte auch Oskar die unregelmäßigen Trommellaute, die aus Pekwas Dorf herüberklangen. Offenbar waren die Signale von größter Bedeutung, denn die Männer standen wie versteinert da und lauschten mit finsternen Gesichtern.

»Die Trommeln?«, fragte Oskar.

Der Häuptling nickte, ohne zu antworten.

»Was sagen sie?«

Der Häuptling antwortete noch immer nicht. Er blickte nur geradeaus und deutete mit dem Zeigefinger auf den Fluss. Zwei vollbemannte Kanus näherten sich in voller Fahrt dem diessei-

tigen Ufer. Die Missionare wurden von bangen Ahnungen ergriffen, und das Herz wurde ihnen schwer.

»Pekwa!«, flüsterte Solveig. Oskar nickte.

Kamen ihre Freunde in gut gemeintem Eifer herüber und gefährdeten, ohne es zu wollen, das bereits Erreichte? Wollten sie sie mit Waffengewalt zurückholen?

Da erblickte Oskar einen Tropenhelm unter den Insassen des einen Kanus. Es war ein Weißer!

»Wer ist das?«, fragte er den Häuptling.

»Der Mann des Staates«, erwiderte dieser finster.

»Der Mann des Staates? Gott sei Dank!« Oskar wandte sich an den Häuptling. »Er ist ein guter Mann«, sagte er lächelnd. »Er meint es gut mit euch.«

Der Häuptling blickte ihn forschend an. »Hast du ihm eine Botschaft gesandt?«, fragte er ernst.

»Ich? Keineswegs! Ich glaubte, er befinde sich in seinem Dorf, zehn Tagesreisen von hier entfernt!«

Der Häuptling wandte die Augen nicht von ihm ab. Es war, als bemühe er sich, in seinem Innern zu lesen. Endlich sagte er: »Ich glaube dir.«

Aber dann wurde er offensichtlich aufs Neue von Unruhe ergriffen. »Wirst du ihm erzählen, dass wir dir ein Leid antun wollten? Dass meine Leute –«

»Mein lieber Bruder«, sagte Oskar herzlich. »Mich hat Gott hergesandt, nicht der Mann des Staates! Du kannst ganz unbesorgt sein und dich auf meine Freundschaft verlassen.«

Der Häuptling nickte. »Ich glaube dir«, sagte er.

Staatsfunktionär Dutronc kam eilig vom Flussufer herauf. Es folgten ihm ein Dutzend Soldaten. Der ganze Mann war wie ein

einziges Nervenbündel. In seinem Gesicht spiegelte sich eine Mischung der verschiedenartigsten Gefühle wider: Furcht, Entschlossenheit, Zorn, Kampfeifer. Die in Pekwas Dorf herrschende Panikstimmung hatte auch ihn ergriffen. Vielleicht kam er zu spät!

Als er den Missionar und seine Frau erblickte, seufzte er erleichtert auf und verlangsamte den Schritt.

»Guten Tag! Guten Tag!«, rief er und winkte erfreut mit der Hand. Im nächsten Augenblick war er bei ihnen und drückte ihnen herzlich die Hand. Niemand konnte es ihm ansehen, dass er vor Kurzem noch überzeugt gewesen war, es erwarte ihn ein fürchterlicher Anblick. »Es steht ja alles gut, wie ich sehe. Und die Kleine ist vergnügt wie immer!« Er kitzelte Gertrud unter dem Kinn.

Dann wandte er sich an den Häuptling, der sich mit seinen Kriegern aufgestellt hatte. »Guten Tag, Häuptling!« Er reichte ihm die Hand. »Ist in Ihrem Dorf alles in Ordnung?«

»Alles in Ordnung, Mondele«, antwortete der Häuptling mit einem verstohlenen Blick auf Oskar. »Sollen wir eine Hütte für Sie herrichten lassen?«

»Nein, heute nicht«, sagte Dutronc. »Vielleicht später einmal. Ich bin nur herübergekommen, um Ihnen Guten Tag zu sagen. Ich bleibe die Nacht bei Pekwa.«

Der Häuptling wandte sich an seinen Bruder und sagte: »Lass Hühner und Eier für den Mann des Staates herbeischaffen – und auch für Madame!« Dann wandte er sich wieder an Dutronc und fragte etwas besorgt: »Handelt es sich um etwas Ernstes?«

»Nicht die Spur!«, versicherte Dutronc fröhlich. »Sie wissen ja, dass ich öfter einmal im Land herumreise. Es ist ja meine

Arbeit. Außerdem wollte ich meine Freunde, die Missionare, besuchen.«

Er merkte, dass der Häuptling unruhig nach den Soldaten hinschielte. »Korporal!«, rief er. »Was macht ihr eigentlich hier? Geht zu den Kanus hinunter und wartet dort auf mich! Ich komme bald.«

Er wandte sich an Solveig. »Möchten Sie sich nicht etwas setzen, Frau Johnsen? Wir wollen uns mit dem Häuptling noch etwas unterhalten, bevor wir nach drüben zurückkehren. Wenn Sie die Absicht haben, noch eine Weile hierzubleiben –?«

Sie blickte Oskar an und lachte. »Wir waren gerade im Begriff, uns von dem Häuptling zu verabschieden«, sagte sie. »Aber so eilig haben wir es wohl nicht, dass wir nicht noch eine Weile bleiben könnten.« Sie setzte sich wieder hin und nahm die Kleine auf den Schoß. Auch Oskar und Dutronc setzten sich jeder auf einen Sitzklotz, während der Häuptling stehen blieb.

Sie hatten miteinander Französisch gesprochen – eine Sprache, die der Häuptling nicht verstand –, und es war Oskars Aufmerksamkeit nicht entgangen, dass der Häuptling noch immer die Folgen seiner Taten fürchtete. Er ging daher auf einen Dialekt über, den alle verstanden, deutete auf den Häuptling und sagte: »Dieser Häuptling, Monsieur Dutronc, ist mein Freund. Wir haben uns eine ganze Weile mit ihm unterhalten. Und er bat uns, wir mögen uns bald wieder hier sehen lassen.«

»Ausgezeichnet!«, sagte Dutronc in derselben Sprache. Er war offenbar sehr überrascht. »Sie müssen wissen, Häuptling, dass Herr Yanisi und Madamo auch meine Freunde sind. Die Behörden freuen sich sehr, dass sie sich in Pekwas Dorf niedergelassen haben. Es sind gute Menschen, die Sie lieb gewinnen

werden. Da fällt mir ein – hatten Sie nicht vor einiger Zeit einen weißen Mann zu Besuch, der Elfenbein kaufte?»

Der Häuptling blickte ihn unsicher an. »Vielleicht«, sagte er ausweichend. »Es sind einige weiße Männer auf der Durchreise hier gewesen. Ich habe ihnen Unterkunft und Essen gegeben. Es hat ihnen an nichts gefehlt, solange sie hier waren.«

»Nein, natürlich nicht. Aber, was ich sagen wollte – dieser Mann wird Sie nicht mehr besuchen. Der Trommeltelegraf reicht weit, und er erzählte, dieser weiße Mann habe die Schwarzen schlecht behandelt. Außerdem hatte er die Angewohnheit, von anderen Menschen hässliche Dinge zu erzählen – Dinge, die nicht mit der Wahrheit übereinstimmen. Ich wollte Ihnen nur sagen, dass er in sein eigenes Land zurückgereist ist und dort bleiben wird. Herr Yanisi aber und Madamo bleiben hier, denn sie sind gute Menschen. Es werden auch noch andere weiße Männer mit ihren Frauen kommen, um ihnen bei ihrer Arbeit zu helfen. Seien Sie bitte gut zu ihnen und beschützen Sie sie. Sie und Pekwa, Sie beide sollen sie beschützen. Sie haben mich verstanden, nicht wahr?«

»Ich habe gehört«, antwortete der Häuptling.

»Ausgezeichnet.« Dutronc stand auf. »Jetzt fahren wir wieder über den Fluss.«

Der Häuptling begleitete sie ans Ufer. Bevor die anderen in die Boote stiegen, sagte er mit einem etwas verlegenen Lächeln zu Solveig: »Madamo, darf ich dein Kind einen Augenblick halten?«

Solveig reichte ihm Gertrud, ohne zu zögern. Er hielt das Kind so behutsam in seinen groben Händen, als fürchtete er, es könnte bei der bloßen Berührung schon zerbrechen. Gertrud

aber fuhr ihm mit beiden Händen in seine dichten Locken und schien sich köstlich zu amüsieren. Die Leute des Häuptlings krümmten sich vor Lachen. Diese kleine Episode würde noch auf lange Zeit einen ergiebigen Gesprächsstoff liefern. Schließlich reichte der Häuptling das Kind vorsichtig zurück und fragte: »Wie heißt sie?«

»Sie heißt Damboli«, antwortete Solveig, und sie schmiegte ihre Wangen an die Gertruds, während sie den Häuptling mit einem strahlenden Lächeln anblickte.

»Damboli!«, flüsterte der Häuptling. Er schien den Blick von der Kleinen nicht abwenden zu können. Es war, als übe die reine Seele des Kindes auf den rauen Mann eine veredelnde Wirkung aus. In seinen Augen war ein beinahe zärtlicher Ausdruck, als er sich an seine Leute wandte. »Sie heißt Damboli«, sagte er.

»Damboli – Damboli«, flüsterten die Männer einander zu.

Ohne ein einziges Wort sprechen zu können, hatte die kleine Damboli das Dorf erobert.

»Sagen Sie, Monsieur Dutronc«, sagte Oskar, als sie ein Stück vom Ufer entfernt waren. »Was führt Sie eigentlich in diese Gegend?«

»Sie und Ihre Frau«, erwiderte Dutronc.

»Wie bitte? Ich verstehe Sie nicht.«

»Um die Wahrheit zu gestehen« – Dutronc suchte seine Verlegenheit zu verbergen –, »ich konnte keine Ruhe finden.«

»Sie auch nicht?«, fragte Oskar mit einem Seitenblick auf Solveig.

»Was meinen Sie? Ich auch nicht?«

Oskar erinnerte sich an das Versprechen, das er dem Häuptling gegeben hatte, und gewann seine Fassung schnell wieder.

»Ach«, sagte er gleichmütig, »meine Frau hat nämlich denselben Ausdruck gebraucht. Sie war etwas ängstlich geworden, weil ich so lange fortblieb, und kam mich deshalb holen.«

»Ja, so geht es einem, wenn man verheiratet ist«, sagte Dutronc lächelnd. Er blickte forschend bald auf Oskar, bald auf Solveig. »Sie haben doch nicht etwa Schwierigkeiten gehabt?«

»Sie haben ja selbst gesehen, wie freundlich der Häuptling zu uns war«, antwortete Oskar ausweichend.

»Dann habe ich mir also offenbar ohne Grund Sorgen gemacht und hätte ruhig zu Hause bleiben können«, sagte Dutronc.

»Da bin ich denn doch nicht ganz Ihrer Meinung, Monsieur Dutronc«, sagte Oskar ernst. »Wir sind Ihnen sehr dankbar, dass Sie gekommen sind. Natürlich freue ich mich, dass ich mit den Leuten dort drüben ohne Hilfe des Staates Kontakt bekam. Eine aufgezwungene Liebe geht ja niemals tief. Auf der anderen Seite aber glaube ich, dass Gott Ihnen den Gedanken, zu uns zu kommen, eingegeben hat. Er wollte wohl, nachdem er selbst den Weg geöffnet hatte, die Einheimischen davon überzeugen, dass die Behörden uns wohlgesinnt sind. Und das dürfte von größerer Bedeutung sein, als Sie selbst vermutlich ahnen. Doch jetzt möchte ich doch gern wissen, wie Sie die weite Reise machen konnten, ohne dass die Einheimischen etwas davon erfahren haben. Sie pflegen sich doch sonst immer alles von Bedeutung durch den Trommeltelegraphen mitzuteilen.«

Dutronc lächelte. »Ich fürchte, Sie werden die Methode, die ich benutzte, kaum billigen«, sagte er. »Ich habe Sie nämlich beschwindelt, als ich sagte, ich wolle auf die Jagd gehen. Damit man mir glaubte, nahm ich so gut wie gar kein Gepäck mit und benutzte das Fahrrad.«

»Aber die Soldaten?«, fragte Oskar verwundert. »Sie hatten doch ein Dutzend Soldaten bei sich?«

»Die Hälfte von ihnen befand sich bereits in der Nähe von Pekwas Dorf«, erwiderte Dutronc. »Sie hatten einen anderen Auftrag. Die übrigen benutzten ebenfalls Räder. Außerdem verbot ich den Häuptlingen streng, die Trommeln sprechen zu lassen. Ich drohte ihnen, ich würde sie ins Gefängnis werfen und ihnen ihre Häuptlingswürde nehmen, wenn sie meinem Befehl zuwiderhandelten. Zum Glück ging alles nach Wunsch. Als ich aber in Pekwas Dorf ankam, erfuhr ich zu meinem großen Schrecken, dass Sie schon seit längerer Zeit bei den Menschen auf dem anderen Ufer seien und dass Ihre Frau, die ängstlich geworden war, sich nicht habe hindern lassen, Ihnen mit der Kleinen zu folgen. Das Übrige wissen Sie ja, Herr Johnsen.«

»Ja, das Übrige weiß ich«, sagte Oskar. Das Kanu stieß an Land. Sie standen auf. »Und jetzt werden Sie tüchtigen Hunger haben, denke ich.«

»Das kann ich leider nicht bestreiten«, räumte Dutronc ein. »Ich habe nämlich seit gestern Mittag nichts gegessen.«

Pekwa, der sie in Empfang nahm, strahlte über das ganze Gesicht. Er war wirklich in großer Sorge gewesen. Er hatte nicht nur um Oskar und Solveig, die ihm sehr ans Herz gewachsen waren, gebangt, sondern auch an die Folgen gedacht, die ihm drohten, wenn den beiden etwas zustieß. Wie Oskar erfuhr, hatte er Mbilika befohlen, für die Missionare zu beten – was diese treue Seele auch auf der Stelle und mit lauter Stimme getan hatte. Aber das hatte nicht genügt, um den geängstigten Häuptling zu beruhigen. Er war am Ufer auf und ab gerannt, wobei er ernstlich überlegte, ob er nicht seine Leute zusam-

menrufen, sie bewaffnen und mit ihnen den bedrängten Missionaren zu Hilfe eilen sollte.

Da war ein Läufer gekommen, dem die Zunge aus dem Hals hing, und hatte die Ankunft des Staatsfunktionärs gemeldet. Pekwa war, ohne an seine Häuptlingswürde zu denken, in vollem Lauf ins Dorf zurückgekehrt, wo er Dutronc vor Freude beinahe in seine Arme geschlossen hätte. In aller Eile hatte er den Mann des Staates über die Gefahr, die den Missionaren drohte, unterrichtet. Im Stillen aber hatte er gefürchtet, alle Hilfe würde zu spät kommen.

Er konnte es noch gar nicht fassen, dass die beiden Menschen, um die er so geangst hatte, vergnügt vor ihm standen und von ihrem kleinen Ausflug erzählten, als hätten sie sich nicht unter die Menschenfresser gewagt, sondern Pekwas friedlichem Dorf einen Besuch abgestattet!

»Sie bekamen wohl einen schönen Schreck, als sie den Trommeltelegraphen hörten?«, fragte er. Er war fest davon überzeugt, dass nur dieser sie gerettet habe.

Er war daher beinahe etwas enttäuscht, als Solveig fröhlich antwortete: »Als du auf die Trommel schlugst, waren wir bereits dabei, von unseren neuen Freunden Abschied zu nehmen. Wir hatten lange zusammen geredet und ihnen von Gott erzählt. Und der Häuptling bat uns, bald wiederzukommen und ihnen mehr zu erzählen.«

Pekwa blickte sie zweifelnd an. »Haben Sie das gehört, Mondele?«, fragte er Dutronc. »Er bat sie, wiederzukommen!«

»Ja, weshalb nicht?«, sagte der Staatsfunktionär. »Das hätte ich an seiner Stelle auch getan. Ja, Pekwa, sie waren die besten Freunde der Welt. Ich habe es selbst gesehen. Und jetzt kann es

wohl passieren, dass Ihr alter Erbfeind noch früher ein Christ wird als Sie. Was sagen Sie dazu?»

Pekwa blickte ihn von der Seite an. Er antwortete nicht auf diese Frage, aber er hatte jetzt viel Stoff zum Nachdenken.



Der Besuch wurde wiederholt. Jede Woche fuhren sie einmal über den Fluss. Und so gewannen sie zu den Kannibalen allmählich Kontakt.

Sie waren sich darüber klar, dass man die Menschen nicht an einem Tag ändern kann. Manchmal waren sie nahe daran, die Geduld zu verlieren. Aber sie arbeiteten dann doch unverdrossen weiter und vertrauten darauf, dass Gott eines Tages ihrer Saat Wachstum geben würde. Sie standen hier Menschen gegenüber, die noch nie etwas von dem Evangelium gehört hatten. Sie hatten Lebensanschauungen und eine Denkweise, die vielleicht erst nach Generationen neuen Anschauungen und einer neuen Denkweise weichen würden.

Und darum übereilte Oskar nichts. Wenn er die Menschen am anderen Ufer besuchte, liebte er es, sich mit den alten Leuten zu unterhalten, mit den kleinen Kindern zu scherzen, mit dem Häuptling die Probleme des Tages zu erörtern und mit ihm zusammen auf die Jagd zu gehen. So wurde er allmählich ein ständiger Besucher, der schließlich als zum Dorf gehörig empfunden wurde.

Und endlich, nach mehreren Monaten, entschloss sich Yakula, der Häuptling, Pekwas Dorf einen Besuch abzustatten. Oskar hatte mit Pekwa schon vor langer Zeit Pläne gemacht und besprochen, auf welche Weise sie den Häuptling empfangen

würden, wenn es einmal zu einem solchen Besuch käme. Sie waren daher vorbereitet.

Am Tag vor dem großen Ereignis wurde ihnen der Besuch angekündigt. Pekwa ließ mehrere Ziegen schlachten, und die Frauen mussten Mais mahlen und Speisen kochen. Die Männer erhielten ihre genauen Anweisungen, und den Kindern wurde alles Mögliche angedroht für den Fall, dass sie dem Häuptling Schande machten.

Und nun kam der Tag. Oskar war unten am Fluss und nahm seinen Besuch in Empfang. Drei Kanus waren mit Kriegerern gefüllt, aber nicht einer von ihnen trug eine Waffe. Oskar hatte Yakula einen Wink gegeben: Wenn sie waffenlos kämen, werde das in den Augen der Behörden der beste Beweis für seine friedlichen Gefühle sein. Er solle als ein Mann des Friedens kommen. Auch Pekwas Leute hatten an diesem Tag nicht einmal ein Messer im Gürtel stecken.

Yakula trug ein schlichtes weißes Hemd und eine Khakihose – beides natürlich Geschenke von Oskar –, und zum Beweis seiner Häuptlingswürde trug er die ihm vom Staat verliehene Medaille an einer Kette um den Hals.

Oskar reichte ihm die Hand und bestellte ihm einen Gruß von Pekwa, der ihn in seinem Dorf erwartete. Dann führte er ihn zu den Tragstühlen, die für sie bereitstanden.

Merkwürdige Gedanken mochten auf Pekwas Leute einströmen, als sie den Tragstuhl des Häuptlings anhoben und ihren alten Feind in ihr eigenes Dorf trugen.

Die Leute des Häuptlings blickten sich nach allen Seiten um und fühlten sich offenbar recht nervös, als sie den Tragstühlen folgten.

Plötzlich fuhren sie alle erschrocken zusammen. Aus dem Wald strömte ein Gewimmel von Frauen und Kindern heraus, die Palmenzweige schwangen und ein Willkommensgebrüll anstimmten. Sie liefen neben den Tragstühlen einher, schlugen sich mit den Fingern auf die Lippen und brachten gellende Töne hervor, während sie trippelten und tanzten und ganz närrisch vor Freude schienen. Unter ihnen war auch Mbilika.

Einen solchen Empfang hatte Yakula sicherlich nicht erwartet. Seine Überraschung war so groß, dass es ihm schwer wurde, seine Würde zu bewahren. Auf dem ganzen Weg bis zu Pekwas Dorf umtanzte das Ehrengelicht die Tragstühle. Ihre Begeisterung, die sich in einem Wechselgesang Luft machte, steigerte sich nach und nach zu einer wahren Ekstase.

»Ist Yakula nicht ein großer Häuptling?«

»Ja, er ist ein großer Häuptling!«, antworteten Hunderte von gellenden Stimmen.

»Ist er nicht auf Besuch bei einem großen Häuptling?«

»Ja, er kommt zu einem großen Häuptling!«

»Tragen Yakulas Leute Waffen?«

»Nein, sie tragen keine Waffen!«

»Tragen Pekwas Leute heute Waffen?«

»Pekwas Leute tragen heute keine Waffen!«

Der Wechselgesang schloss mit einem lang gezogenen Geheul. Und dann plötzlich war es ganz still. Die Männer setzten die Tragstühle nieder, und Oskar und der Häuptling stiegen aus.

Dort stand Pekwa. Einen Augenblick wäre er beinahe aus der Rolle gefallen – wie ein Schauspieler, der den auswendig

gelernten Text vergessen hat. Aber da besann er sich, machte ein paar Schritte auf Yakula zu und reichte ihm die Hand.

»Mein Bruder«, sagte er. »Ich heiÙe dich in meinem Dorf willkommen!«

So blieben sie eine Weile stehen und blickten einander an. Es war für sie beide ein ernster und bedeutungsvoller Augenblick. Sie hatten einander seit acht Jahren nicht mehr gesehen, und damals hatten sie nicht daran gedacht, WillkommensgrüÙe auszutauschen. Es war an jenem Tag gewesen, da sie mit anderen Stammesoberhäuptern vor die Behörde geladen worden waren, um das Zeichen ihrer Häuptlingswürde entgegenzunehmen. Soweit sie in die Vergangenheit zurückdenken konnten, hatten ihre Vorfahren miteinander im Krieg gelegen. In den späteren Jahren hatten nur die Behörden und die strengen Gesetze der WeiÙen sie im Zaum gehalten.

Auch die Bevölkerung begriff die Bedeutung dieser Begegnung. Es war im Dorf so still, dass man Solveig oben auf der Missionsstation einem Jungen etwas zurufen hörte. Starr wie Statuen und gespannt wie Stahlfedern standen Hunderte von Menschen da und wagten kaum zu atmen. Oskar war genauso gespannt wie die anderen. Diese Begegnung musste für die Zukunft der Mission hier die größte Bedeutung gewinnen.

Die beiden Häuptlinge waren sehenswert. Beide waren mehr oder weniger europäisch gekleidet. Die Hemden hingen aus Anlass des großen Tages über die Hosen herunter. Beide trugen Hausschuhe aus ungegerbtem Leder und europäische Hüte. Die blank geputzte Staatsmedaille hing auf ihrer breiten Brust.

Die beiden alten Feinde waren von einer eigenartigen, despotischen Würde geprägt. Die Brutalität stand in ihren Gesichts-

zügen zu lesen und ließ sich nicht durch europäische Zutaten verschleiern. Man konnte sich diese beiden Männer unschwer im Rindenschurz, mit großen Federbüschen im Haar und gefährlichen Waffen in den Händen vorstellen. Sie waren beide Alleinherrscher, deren Wort Leben oder Tod bedeuten konnte. Oskar selbst hatte ihre Macht zu spüren bekommen.

Endlich erwiderte Yakula den Gruß, und sie lösten ihre Hände. Da wurde die Luft wiederum von einem ohrenbetäubenden Geheul aus mehreren hundert Menschenkehlen erfüllt, und die Frauen begannen wieder, Tanzschritte zu machen und Palmenzweige zu schwenken. Als Oskar und die beiden Herrscher sich aber vor Pekwas Haus niederließen, zerstreute sich die Menge, wie es ihr vorher befohlen war, und nur ein paar ausgewählte Männer aus Pekwas Umgebung und einige von Yakulas Leuten, unter ihnen sein Bruder, blieben zurück.

»Du bist in ein Dorf des Friedens gekommen, Yakula«, sagte Oskar.

Yakula nickte. »Und ich bin mit Frieden gekommen«, sagte er.

Es fiel den beiden Häuptlingen sichtlich schwer, in ein Gespräch zu kommen. Sie schienen einander abzutasten und zu versuchen, die Gedanken ihres Gegenübers zu lesen. Oskar musste ständig eingreifen, damit das Gespräch nicht völlig zum Stillstand kam. Manchmal stellte er eine Frage, oder er erzählte von Europa oder bemerkte dies oder jenes über einzelne Dorfbewohner, die er besonders gut kannte. Aber er sah ein, dass er auf die Länge nicht für alle drei sprechen konnte. Außerdem wartete auch der nächste Punkt ihres Programms. Denn sie hatten das Programm des Tages nach reiflicher Erwägung im Voraus festgelegt.

Er stand auf und fragte die Häuptlinge, ob sie ihn nicht zur Missionsstation begleiten wollten. Die Madamo werde sich über ihren Besuch sehr freuen, und die kleine Damboli erwarte Yakula schon voller Ungeduld.

Der Name Damboli rief endlich ein Lächeln auf Yakulas Gesicht hervor. Ja, er wolle gerne mitgehen, sagte er, während er Pekwa fragend anblickte. Dieser nickte würdevoll und stand auf.

Solveig erwartete sie schon mit Gertrud auf den Armen. Yakula wirkte beinahe komisch, so verlegen wurde er, als er die Kleine erblickte.

»Damboli, der große Häuptling kommt dich besuchen«, sagte Solveig diplomatisch und streckte Gertrud Yakula entgegen. Die Kleine schien freudig bereit, den Besucher zu begrüßen, und spielte sogleich mit ihren Fingern in seinem Gesicht. Aber da fesselte die glänzende Medaille ihre Aufmerksamkeit, und beinahe hätte sie Yakula seiner Häuptlingswürde beraubt.

Der Häuptling schien zu meinen, sein Besuch habe sich gelohnt, als er sich so empfangen sah, und er wurde gleich beredter.

»Damboli!«, sagte er mit einer Stimme, der man es wahrhaftig nicht anmerkte, dass er ein grausamer und rücksichtsloser Kannibale war. »Sie ist ein Kind des großen Gottes!«

»Das sind wir in gewissem Sinne alle«, sagte Solveig, »sie, ich, Pekwa, Yakula.« Sie zeigte auf jeden Einzelnen. »Alle sind wir von Gott erschaffen, und er liebt uns alle.«

Yakula sah sie gedankenvoll an. Dann nickte er.

»Aber jetzt wird meine Frau etwas Tee machen, während ich mich solange um die Kranken kümmere«, sagte Oskar

lächelnd. »Hat Yakula Lust, sich die Krankenbehandlung anzusehen? Oder willst du lieber hier auf der Veranda sitzen und mit Madamo und Damboli plaudern, bis ich fertig bin?«

Yakula wollte gern die Krankenbehandlung sehen, und das hatte Oskar auch gehofft. Eine ganze Menge Kranker hatte geduldig auf ihren Mondele gewartet. Jetzt kamen sie an die Reihe.

Es ist schwer zu sagen, was auf Yakula und sein Gefolge den größten Eindruck machte – die Wundenbehandlung, die Krätzesalbe, das Zahnziehen oder die kleinen Pillen, die Oskar in die großen, bereitwillig geöffneten Münder steckte. Die Sache imponierte dem Besucher ganz offensichtlich. Und das war auch der Zweck der Sache.

»Hilft es?«, fragte er, als Oskars Gehilfe einen Kranken mit der Krätzesalbe einrieb.

»In einer Woche ist er gesund«, sagte Oskar.

Als er aber ein paar Zähne auszog, stand Yakula vornübergebeugt und glotzte dermaßen, dass er darüber ganz seine Häuptlingswürde vergaß.

Erst als Oskar mit den Zahnoperationen, die zum Glück alle gut verliefen, fertig war, richtete Yakula sich auf und blickte überwältigt Pekwa an.

Dass der Mondele die übel riechenden Wunden selbst auswusch, beeindruckte ihn nicht weniger.

»Jetzt weiß ich, dass du ein Freund der Schwarzen bist«, sagte er, als sie auf die Veranda zurückkehrten, wo Solveig mit Tee und Keksen wartete.

Sie hatte im Voraus Zucker in den Tee getan, um den empfindlichen Häuptling nicht in Verlegenheit zu bringen, denn

draußen vor der Veranda standen einige seiner angesehensten Leute und starrten mit großen Augen zu ihm hin. Er war es nicht gewohnt, mit Weißen am Tisch zu sitzen. Die Klugheit riet daher, alles so einfach wie nur möglich zu machen.

Ein solides Essen sollten die beiden Häuptlinge im Dorf zu sich nehmen. Da konnten sie sich ganz ungeniert geben, aus derselben Schüssel essen und die Finger benutzen. Das Einzige, was dort vielleicht fremdartig wirken würde, war das Fehlen der gewohnten Krüge mit Maisbräu und Palmenwein. Oskar und Pekwa hatten sich nämlich dahin geeinigt, dass weder dem Häuptling noch seinen Leuten starke Getränke angeboten werden sollten. Wenn die Krieger sich bei dieser Gelegenheit berauscht hätten, wären die Folgen unberechenbar gewesen.

Das Teetrinken ging einigermaßen glatt ab. Nun gab Oskar einem seiner Schulhelfer, der vor der Veranda stand und die hohen Herrschaften nicht aus den Augen ließ, einen verstohlenen Wink. Da rannte der so schnell davon, dass er fast wie ein Strich auf dem Weg wirkte. Und kurz darauf scholl von dort, wo der Hang begann, hellstimmiger Gesang herüber. An die fünfzig Jungen und Mädchen kamen mit ihrem Lehrer an der Spitze anmarschiert. Vor der Veranda machten sie halt und nahmen auf ein Kommando des Lehrers Haltung an. Oskar stand auf und trat an das Verandageländer. Er blickte über die Reihen und konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Die Jungen standen so steif, dass sie ganz komisch wirkten. Die Mädchen dagegen waren so geängstigt, dass sie es ganz vergaßen, die Stellung einzunehmen, die sie eine ganze Woche lang geübt hatten.

»Guten Tag, Kinder!«, grüßte er.

Ein Chor von eifrigen, nervösen Stimmen antwortete.

Die Häuptlinge waren auch aufgestanden.

Und der Lehrer rief wieder »Achtung!« oder etwas, was dasselbe bedeuten sollte. Dann nahm er selbst Haltung an, wandte sich den Schulkindern zu, schwang seine Arme hoch und brüllte: »Pekwa, wir grüßen dich!«

Die Schul Kinder fielen sofort ein, sodass tatsächlich etwas wie ein Sprechchor zustande kam. Nur ein paar dünne Mädchenstimmen klapperten hinterher. Pekwa antwortete mit einem zufriedenen Brummen. Dann ging wieder ein Ruck durch die Gestalt des Lehrers. Und jetzt stand er so stramm da, dass Oskar im Ernst fürchtete, er könnte hintenüberfallen.

»Yakula, wir grüßen dich!«

Diesmal war der Sprechchor einwandfrei. Yakula antwortete, und man merkte es ihm an, dass er sehr befriedigt war. Wieder erklang ein Kommando, und die ganze Schar marschierte zur Schule zurück: die Jungen noch immer steif wie Statuen, die Mädchen eifrig trippelnd. Yakula blickte ihnen gedankenvoll nach.

Am Nachmittag war in der Kirche Gottesdienst. Es war nicht die gewohnte Zeit, aber an diesem besonderen Tag wurde die übliche Tagesordnung umgestoßen. So viele Menschen waren noch nie zum Gottesdienst gekommen. Sogar Yamboli, der Mediziner, hatte in der Nähe der Tür einen Platz gefunden. Pekwa und Yakula und dessen Bruder wurden auf der Erhöhung untergebracht, wo Stühle für sie hingestellt waren.

Auf der Frauenseite saß Mbilika. Sie schwang ihren Körper vor und zurück, und ihr runzliges Gesicht war von einem seltsamen Lächeln verklärt.

Der Gottesdienst wurde kurz gehalten, die Predigt auch, denn Yakula und sein Gefolge wollten bald über den Fluss heimkehren. Als die Gemeinde aber zum Schluss aufstand und Oskar Gottes Segen für sie alle erbat, und im Besonderen auf Pekwa und Yakula, da war selbst der sicherlich nicht leicht zu rührende Häuptling ergriffen. Er starrte ganz benommen auf den betenden Oskar. Dass sein Name den unsichtbaren Mächten, an die auch er glaubte, wenn er sie auch nicht verehrte, anempfohlen wurde, bedeutete für ihn ungeheuer viel. Ohne jeden Zweifel glaubte er voll und fest an die Wirkung dieses Gebets.

Oskar und Solveig begleiteten Yakula an den Fluss. Selbstverständlich war auch die kleine Damboli dabei. Am Ufer machten sie halt und reichten einander die Hand.

»Wann kommen Gottes Leute und Pekwa mich besuchen?«, fragte Yakula.

Pekwa blickte auf Oskar, bevor er antwortete. »In einer Woche«, sagte er, und es klang fast wie eine an Oskar gerichtete Frage.

»Das passt mir ausgezeichnet«, sagte Oskar.

Yakula nickte. »Kommt Damboli auch mit?«, fragte er.

»Natürlich!«, antwortete Oskar. »Damboli und Madamo! Aber um eins möchte ich dich bitten, Yakula«, fügte er hinzu. »Wenn wir kommen, würden Madamo und ich es gern sehen, dass ihr während unseres Besuches keinen Palmenwein und kein Maisbräu trinkt. Sonst würde Damboli Angst bekommen.«

»Kein Maisbräu und keinen Palmenwein!«, versprach Yakula feierlich. Er blickte die Kleine beinahe anbetend an. Es sah so aus, als wäre er bereit, um ihretwillen alles auf der Welt zu versprechen.

Die Gäste mussten ein Kanu entleihen, um die vier Ziegen mitnehmen zu können, die ihnen Pekwa zum Geschenk gemacht hatte. Unter großem Lärm wurden die Tiere verladen.

Als Yakula sich anschickte, in sein Kanu zu steigen, wandte er sich noch einmal an Oskar und sagte: »Ich will, dass mein Dorf so wie Pekwas Dorf werden soll. Ich meine, du sollst zu uns herüberkommen und dich bei uns niederlassen!«

»Ich werde stets in der Nähe sein«, versicherte Oskar. »Aber meine Brüder werden bald kommen, und sie werden sich in deinem Dorf niederlassen und eine Schule bauen und eine Kirche und deine Kinder unterrichten. Wenn du willst«, fügte er hinzu.

»Ich will«, antwortete Yakula.

Als Oskar wieder zu Hause war, schrieb er in sein Tagebuch: »Herrlicher Sieg!«

In Gedanken sah er eifrige Arbeiter auf den Feldern. Die einen schnitten den Mais, die anderen packten die reifen Kolben in große Körbe. Es war ein ständiges Hin- und Herwandern zwischen dem Dorf und den Feldern. Leere Körbe wurden herausgetragen, volle gelangten ins Dorf zurück. Die Lager wurden gefüllt, neue Lagerhäuser wurden gebaut, um auch gefüllt zu werden. Frohe, zufriedene Männer und Frauen arbeiteten im Schweiß ihres Angesichtes, Kinder halfen ihnen. Sie sangen während der Arbeit, tauschten Frage und Antwort aus, lachten voller Übermut. Auf den Feldern stand dicht der reife Mais, Pflanze nach Pflanze wurde abgeschnitten, um ihre Frucht herzugeben. Es war die Zeit der Ernte. Die schwere Arbeit des Rodens hatte ihren vollen Lohn gefunden. Die Angst, die kostbare Saat könnte vernichtet werden, war vergessen. Die vielen

drohenden Stürme und unerwarteten Dürrezeiten waren aus ihren Gedanken verschwunden. Die Ernte war eingebracht! Konnte man sich da wundern, wenn sie so übermächtig lachten?



Die Zeit der Ernte?, dachte Oskar, als er ein paar Monate später wieder über seinem Tagebuch saß und etwas von dem las, was er früher geschrieben hatte, und neue Gedanken und Ereignisse eintrug. *Ach nein, die Zeit der Ernte ist wohl noch nicht gekommen!*

Er hatte viel erlebt, seitdem er das Tagebuch das letzte Mal in den Händen gehabt hatte. Es hatte Sturm und Regen gegeben, und es hatte auch nicht an Sonnentagen gefehlt. Es wurde wohl alles benötigt – auf Gottes Ackerland wie im Reich der Natur!

Er hatte sich oft gefragt, welches Verständnis die in der Heimat wohl für die Missionsarbeit haben mochten. Was hatte er selbst gewusst, als er noch zu Hause gewesen war? Er hatte alle Missionsliteratur verschlungen, die er hatte erwischen können, und doch hatte er hier Verhältnisse angetroffen, wie er sie sich nie hätte träumen lassen.

»Grüße deine treuen Diener!«, schrieb ein begeisterter Missionsfreund.

Was hätte er wohl gesagt, wenn er in Oskars Tagebuch ein wenig hätte blättern können?

Treue Diener hatte er gehabt, das stand fest. Aber er hatte auch Diener gehabt, die stehlen und lügen konnten. Hätte er erzählt, dass einige dieser Diener nur eine sehr nebelhafte Vorstellung davon hatten, was Gott unter Ehrlichkeit und Wahrheit versteht, und hätte er auch nicht verschwiegen, dass einige von ihnen

stahlen, dennoch aber regelmäßig in die Kirche gingen und zu Gott beteten – dann hätte dieser wohlmeinende Missionsfreund vermutlich gesagt, die Missionsarbeit sei nutzlos, oder Oskar lasse es an der gebührenden Gemeindezucht fehlen.

Würde derselbe Missionsfreund ihn wohl verstehen, wenn er diese Schüler mit ihren Fehlern verteidigte? Kaum. Die Menschen zu Hause konnten es nicht verstehen, dass diese armen Anfänger aus einer Finsternis gekommen waren und sich noch nicht an das Licht gewöhnt hatten. Obwohl Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe auch unter den Christen in der zivilisierten Welt oft recht selten sind, erwartete man merkwürdigerweise, es solle bei den Christen auf dem Missionsgebiet damit besser bestellt sein.

Und dabei war zu Hause fast jedes Kind unter einem glücklicheren Stern geboren als diese Menschen hier draußen. Sie hatten eine viele Jahrhunderte alte christliche Tradition, Gottes Wort in jedem Haus, eine Kirche fast an jeder Straßenecke, Tausende von Lehrern und Verkündern, einen ganzen Berg von christlichen Zeitungen und Traktaten. Das alles waren gute Vorbedingungen. Die Menschen hier draußen hatten ein Heidentum mit tausendjähriger finsterner Tradition und nur die wenigen Worte der Gnade, die die Missionare ihnen tropfenweise spendeten. Und dennoch sollte man ihnen ein fertiges Christentum mit allen seinen Forderungen und Gesetzen geben, ein System von Verordnungen und Regeln, die den Menschen hier unbekannt und unbegreiflich waren. Und man sollte ihnen sagen: »Bitte schön! Dies sollst du glauben und so sollst du leben!«

Nein, so leicht war es nicht! Aber es wurde den Weißen wohl genauso schwer, die Schwarzen zu verstehen, wie umgekehrt!

Dieses Tagebuch war wohl nichts für die Freunde in der Heimat. Sie brauchten rosarot gefärbte Erzählungen, Berichte von Kannibalen, die mit einem Schlag zu Glaubenshelden geworden waren, die nach einer Begegnung mit Gott das volle, strahlend helle Tageslicht erlebten!

Oder wer weiß? Vielleicht war es gerade notwendig, ihnen einen Einblick in die wirkliche Tätigkeit der Missionare zu verschaffen. Wenn er nun erzählte, einer der Christen, von dem er sich ganz besonders viel versprochen hatte, habe sich gegen das fünfte Gebot vergangen und nach dem Messer gegriffen, als seine Geduld auf eine zu harte Probe gestellt wurde? Wenn er von Bango, Dako und Manza und den anderen erzählte, die immer wieder von Leidenschaften überwältigt wurden, die zu zähmen sie nie gelernt hatten? Oder von denen, die in einem schwachen Augenblick zu dem Glauben – oder Aberglauben – ihrer Väter ihre Zuflucht nahmen, weil das Neue für sie gar zu neu war?

Dann würden sie auch von weinenden Sündern unter diesen schwachen Christen hören, von aufrichtig bereuenden Gesetzesübertretern, die Gott und die Menschen um Vergebung baten – um vielleicht abermals zu fallen und wiederum über ihre Sünde zu weinen. Wie grenzenlos konnte ihre Verzweiflung sein!

Aber würden die Freunde in der Heimat das verstehen? Es war wohl doch am besten, wenn er vorläufig nur von dem Segen der Arbeit mit ihnen sprach, ihnen nur von den Lichtpunkten erzählte. Die Bürde musste wohl mit Gottes Hilfe allein getragen werden. Von ihm – und Solveig.

In gewisser Weise waren sie sich zu Hause wohl darüber klar, dass ein Missionar mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Aber

sie dachten dabei wohl eher an Löwen und Schlangen. Oder an die Gefahr, von Kannibalen ermordet zu werden. Oder an das Fieber.

Er musste lächeln. Derartige Prüfungen hatten sie natürlich auch zu bestehen. Erst vor ein paar Tagen war eine giftige Schlange von den Dachsparren heruntergefallen und unmittelbar neben dem Tisch gelandet, an dem sie ihr Abendessen verpeisten! Und das Fieber hatte sie beide nacheinander gepackt. Was Leoparden und Kannibalen anging, so konnten sie auch von diesen allerlei erzählen. Auch das waren Prüfungen.

Aber das Tagebuch wusste von Prüfungen zu erzählen, die schwerer zu tragen waren, und die er kaum mit seinen Freunden in der Heimat teilen konnte. Würden sie es verstehen, wenn sie erfuhren, dass ein Missionar von der tiefsten Verzweiflung ergriffen werden konnte?

Nicht ohne Grund war Oskar in dieser Zeit ganz besonders von traurigen Gedanken erfüllt. Einer der Evangelisten, ein warmherziger und eifriger junger Mann, war recht tief gefallen. Yogu war auf einer der Außenstationen tätig gewesen und hatte gute Erfolge erzielt. Er gehörte zu denen, auf die Oskar die größten Hoffnungen gesetzt hatte. Er hatte auch ein richtiges Verständnis für Gottes Wort und war ein eifriger Seelengewinner. Aber er hatte einen schwierigen Charakter. Seine Vergangenheit war sehr dunkel gewesen, und er hatte wohl schon mehrere Leben auf seinem Gewissen gehabt, als er mit Gott in Berührung gekommen war. Wenn er geglaubt hatte, ihm geschehe Unrecht, hatte in alten Zeiten das Messer ziemlich lose in seinem Gürtel gesessen.

Seine Begegnung mit Gott und das Zusammenleben mit den Christen hatten Wunder gewirkt. Wie oft hatte Oskar es erlebt,

dass Yogus alte Natur schwer auf die Probe gestellt wurde! Aber das Gute hatte stets gesiegt – bisher!

Und nun war am Schluss alles zusammengebrochen. Als ein guter Freund war er einer Einladung des Häuptlings gefolgt, und es war Palmenwein getrunken worden. Solange dieser Wein frisch war, mochte er im Allgemeinen ganz unschädlich sein, einige Stunden später aber konnte er schon stark berauschend wirken. Vielleicht hatte Yogu auch auf leeren Magen getrunken ...

Es war gekommen, wie es oft kommt, wenn der Alkohol zu wirken beginnt. Es entstand aus irgendeinem Grund ein Streit, und da hatte Yogus zurückgedrängte alte Natur sich in ihrer unbändigen Kraft wieder erhoben. Ehe man noch wusste, was geschah, hielt er sein langes Messer in der Faust, schwang es in der Luft und brüllte vor sinnloser Wut. Er hatte wohl die Absicht gehabt, den Häuptling zu erstechen, aber zufälligerweise stand eine der Frauen des Häuptlings mit ihrem Kind auf dem Arm im Weg, und so geschah es, dass das Kind in den Armen seiner Mutter getötet wurde.

Natürlich wurde Yogu übermannt und festgenommen. Am nächsten Tag wurde er unter starker Bewachung fortgeführt, um sich für seine Untat zu verantworten. Eine starke Bewachung wäre wohl nicht gerade nötig gewesen, denn er war völlig zusammengebrochen, als ihm zum Bewusstsein gekommen war, was er getan hatte, und er dachte sicher nicht an Flucht.

Der Staatsfunktionär sandte eine Botschaft an die Missionsstation, und Oskar musste den schweren Weg antreten. Er sollte den unglücklichen Yogu im Gefängnis besuchen und

sollte auf Fragen antworten, die im Grunde nur der ewige Gott beantworten konnte.

Niemals würde er diese Begegnung vergessen können. Sie waren allein. Sie standen da und blickten einander an, ohne ein Wort zu sagen – beide tief unglücklich und mit Tränen in den Augen. Plötzlich verbarg Oskar sein Gesicht in den Händen und schluchzte.

Yogu warf sich vor ihm nieder und schlang seine Arme um Oskars Knie. »Mondele! Mondele!«, rief er verzweifelt, während ihm die Tränen über die Wangen strömten. »Schlage mich! Töte mich! Aber weine nicht! Oh, ich habe dir großen Kummer bereitet!«

Noch nie war Oskar so gebrochen und enttäuscht gewesen. Aber er hatte auch noch nie ein so tiefes Mitleid und eine so große Liebe gefühlt. Er fiel ebenfalls auf die Knie und drückte den unglücklichen Menschen an sich. Er konnte nur ein einziges Wort hervorstammeln: »Yogu!«

Und Yogu legte den Kopf an seine Schulter und weinte wie ein Kind. Und er betete. Sein Gebet war eine verworrene Mischung von Selbstvorwürfen und Entschuldigungen, die sich manchmal an Gott, manchmal an Oskar richteten. Dann riss ers sich los, schlug sich mit der geballten Faust vor den Kopf und weinte, als sollte ihm das Herz brechen.

Eine ganze Stunde war Oskar bei ihm. In Yogus Augen standen noch immer Tränen, aber er war ruhiger geworden.

»Ich weiß nicht, wie es gehen wird, Mondele«, sagte er. »Ich weiß nur, dass man mich verurteilt wird und dass ich es verdient habe. Wenn du nur nicht zornig auf mich bist, dann können sie mit mir machen, was sie wollen. Bete für mich, Mondele! Denn ich will nicht – ich kann nicht Gottes Wege verlassen!«

Er wurde zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

Fünf Jahre lang sollte er unter Bewachung stehen und sich ständig an seine Niederlage erinnert fühlen. Aber er war nicht der Einzige, der betrübt war. Natürlich herrschte auch bei dem Dorfhäuptling und seiner Frau, die ihr Kind verloren hatten, große Trauer, und auch die Kinder und die Gläubigen des Dorfes waren traurig. Zu Hause auf der Missionsstation aber saßen Solveig und Oskar in der schwersten Verzweiflung. Sie empfanden tiefes Mitleid mit dem unglücklichen Menschen, dem es fast drei Jahre lang gelungen war, seinen heftigen Charakter zu bändigen, der so viele starke Siege errungen und Gott dafür gedankt hatte. Und jetzt war er so tief gestürzt! Das gebrechliche Gebäude, das er errichtet hatte, lag in Trümmern!

Aber hier ging es nicht nur um die Niederlage eines einzelnen Menschen. Was geschehen war, konnte weitreichende Folgen haben. Es konnte die Arbeit so stören, dass Jahre benötigt würden, um den Schaden wiedergutzumachen. Ergebnisse, die trotz vieler Prüfungen und dank unermüdlicher Arbeit erreicht waren, schienen ernstlich gefährdet. Das Wohlwollen der Bevölkerung konnte sich in Hass verwandeln. Yogus Niederlage konnte zu einer bitteren Anklage gegen die Hirten werden, denen diese verirrtten Schafe anvertraut waren. Yogus Niederlage konnte zu ihrer eigenen Niederlage werden. Sie litten alle beide sehr. Doch Oskars Kummer machte Solveig stark. Sie erlebten wieder den Segen, der darin lag, dass sie zu zweit waren. Sie versuchte ihn zu trösten, wie sie selbst von Gott getröstet wurde. Aber er ließ sich nicht trösten. Er ging wie ein Schlafwandler umher. Es war kein richtiges Leben mehr in ihm. Bei den Mahlzeiten saß er stumm und in sich verschlossen

am Tisch und rührte das Essen nicht an. Nachts warf er sich im Bett umher und stöhnte. Seine Kräfte waren der Beanspruchung nicht mehr gewachsen. Und dann kam das Fieber. Ein paar Tage war er ohne Bewusstsein. Schließlich kam er wieder auf die Beine, aber er schien für alles das Interesse verloren zu haben.

Da schickte Solveig nach Baka und Zangabai. Sie baute darauf, dass diese treuen Seelen Oskar ins Leben zurückführen könnten. Sie sollten als Lehrer bei ihrem Meister sitzen und ihm von Gottes Gnade erzählen.

Nicht ihre Bibelkenntnis gab den Ausschlag, denn damit war es eher schwach bestellt. Da konnten sie dem Mondele kaum etwas erzählen, was er nicht schon gewusst hätte. Oder vielleicht doch? Sie konnten ihm erzählen, wie weit sie selbst gelangt waren. Der Mondele, der von Gott ein so großes Licht erhalten habe, sagten sie, könne das schwache Dämmerlicht in ihren Seelen kaum richtig würdigen, aber dann vergesse er eben, dass sie aus der äußersten Finsternis gekommen wären.

Der Mondele sehe da vielleicht keinen großen Unterschied. Für sie aber sei es ein Unterschied wie Tag und Nacht.

Sah er denn wirklich nicht, was Gott getan hatte? Sah er nicht, wie die Kinder der Finsternis aus dem Abgrund aufstiegen zum hellen Tageslicht? Sie hinkten noch, sie tasteten sich vorwärts, sie strauchelten. Ja, ganz bestimmt strauchelten sie. Aber hatte er etwas anderes erwarten können? Jedenfalls kamen sie! War es nicht schon etwas Großes, dass sie sich nach dem Licht sehnten? Dass sie nach dem Weg fragten?

»Wir pflanzen Mais, nicht wahr? Wir pflanzen Mais, und erst nach vielen Tagen zeigen sich die ersten zarten Blätter über dem

Erdboden. Ist dann die Zeit der Ernte gekommen? Nein, noch lange, lange nicht! Und ist die kleine, zarte Pflanze so stark und widerstandsfähig wie eine voll ausgewachsene Pflanze? Weiß Mondele nicht, dass sie dem Unkraut ausgesetzt ist und den kleinen Vögeln? Sie muss sorgfältig gehütet werden. Und wenn wir das Unkraut jäten, sind wir sehr vorsichtig, damit wir nicht die schwache Pflanze herausreißen. Und dann wächst sie langsam, ganz langsam! Und selbst wenn sie beinahe reif ist, ist sie noch in Gefahr. Dann kommen die Affen aus dem Wald, und wir müssen sie fortjagen. Schließlich aber kommt die Ernte! Aber es ist viel zu tun, bevor die Ernte kommt. Zuerst roden wir den Wald und entfernen die Baumwurzeln und Steine. Dann legen wir den Mais in die Erde und pflegen und schützen die Pflanze.«

Meinte der Mondele, der Mais müsse in demselben Augenblick, da er in die Erde gelegt wurde, auch schon voll reif sein? Man sah doch, welche Geduld Gott mit dem Mais hatte! Er gab ihm Zeit zum Wachsen. Weshalb sollte der Mondele nicht geduldig sein, wenn Gott geduldig war?

Und hatte Gott nicht Mondeles Arbeit gesegnet? Hatte er nicht über Yamboli gesiegt? Hatte er nicht dem Mondele den Weg zu Yakula geebnet? Waren nicht Hunderte auf dem christlichen Weg? Und fragten nicht weitere Hunderte nach dem Weg?

»Der Mondele ist um Yogus willen traurig. Das sind wir alle. Aber weshalb sollte der Mondele nur an Yogus eine Niederlage denken und nicht an die hundert Mal, bei denen Yogu gesiegt hat?«

»Und wer weiß? Vielleicht wird diese Zeit der Trauer Yogu helfen, stark zu werden?«

Aber nun musste auch der Mondele stark sein! Wie sollte es denen, die schwach waren, wohl ergehen, wenn er, der stark war, aufgab? Hatte Gott ihn nicht geschickt, damit er sich der Schwachen annähme?

»Wir sind heute noch kleine, schwache Maisblätter, die aus der Erde hervorsprossen. Der Mondele muss Geduld haben, bis die Zeit der Ernte gekommen ist. Sagt das nicht Gottes Wort selbst? Oder will er die schwachen Seelen sich selbst überlassen, damit sie wieder in der Finsternis versinken?«

Sie hatten die ganze Zeit gesprochen, mal Baka, mal Zangabai. Oskar selbst aber hatte kein Wort geäußert. Solveig war in der Schule. Er selbst war zu schwach, um an die Arbeit zu gehen. Sie saßen im Halbdunkel im Innern des Hauses – Oskar auf einem Liegestuhl, Baka und Zangabai auf einer Strohmatten am Boden.

Oskar ließ sie reden. Sie waren noch nicht weit gekommen, da merkte er, dass Gott selbst zu ihm sprach.

Und er saß wie ein Schüler da, wie ein Junge, der beim Schummeln erwischt wurde. Zugleich aber durchströmte ihn eine Woge der Dankbarkeit. Und er wurde sich der Gnade bewusst, die Gott ihm erwies.

Und Gott sprach noch lange zu ihm, nachdem seine beiden Schüler aufgehört hatten. Er fühlte sich von einer seltsamen mit Trauer gemischten Freude erfüllt. Er schalt sich selbst wegen seines Unglaubens und jubelte über Gottes Güte.

Schließlich überwältigten ihn seine Gefühle. Er kniete auf der Strohmatten nieder, verbarg sein Gesicht in den Händen und weinte. Sie weinten und beteten alle drei, dankten und weinten, freuten sich und weinten. Es war für sie alle wie eine neue

Begegnung mit Gott. Das Band, das sie zusammenhielt, wurde stärker, das Verantwortungsgefühl wurde größer. Aber auch das Siegesbewusstsein wuchs in diesen beiden Stunden, als Gott ihnen neu begegnete.



»Was möchtest du?«, sagte Oskar zu dem verschwitzten Mann, der am Fuß der Verandatreppe stand.

»Meine Tochter ist krank«, erwiderte der und wischte sich den Schweiß mit dem Zeigefinger ab.

»Kann sie nicht zur Missionsstation kommen?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Wir wohnen tief im Innern des Waldes«, sagte er, »und sie ist sehr krank. Ich habe auch niemand, der mir helfen könnte, sie herzutragen.«

»Was fehlt ihr denn?«

»Es sind Tiere in ihrem Magen«, erklärte der Mann.

Das konnte alles Mögliche bedeuten: ein gewöhnliches Magenleiden, einen Bruch, Eingeweidewürmer, Ruhr – also gefährliche Erkrankungen oder nur vorübergehende Unpässlichkeit.

Oskar hatte oft den Kranken gegenüber ratlos dagestanden, weil er kein Mikroskop besaß. Daher konnte er nur raten, woran sie litten. Die einzige Erklärung, die sie selbst geben konnten, war, sie hätten Tiere im Magen oder sie wären von diesem oder jenem Feind verhext worden.

»Wie groß ist sie?«

Der Mann machte eine andeutende Handbewegung. Oskar riet auf neun bis zehn Jahre.

»Wo wohnst du?«

Der Mann blickte zur Sonne. »Ich ging von zu Hause fort, als die Sonne dort stand«, sagte er und deutete die Richtung an. »Aber ich bin gelaufen.«

Also anderthalb Stunden Eilmarsch, dachte Oskar. »Ist es eine gewöhnliche Magenkrankheit? Rumort es im Magen?«, fragte er.

Der Mann nickte und machte heftige Armbewegungen. Er wollte damit wohl zu verstehen geben, es sei keine gewöhnliche Magenkrankheit, sondern eine furchtbar heftige.

»Hat sie vielleicht fliegende Ameisen oder Heuschrecken gegessen?«, fragte Oskar. Er wusste, dass die Einheimischen von diesen fetten Tieren so viel essen konnten, dass der Magen schließlich protestierte. In diesem Fall gingen die Schmerzen bald vorüber.

Der Mann schüttelte energisch den Kopf. »Sie ist schon drei Wochen krank«, sagte er. »Sie isst nichts. Sie gibt nur Blut von sich.«

»Wir müssen sehen, dass wir sie hierherschaffen«, schlug Oskar vor. »Ich werde dir ein paar Männer mitgeben, die dir helfen können, sie zu tragen.«

»Sie stirbt, wenn wir sie hierherbringen«, sagte der Mann. »Sie ist ganz mager geworden. Wir können sie nicht einmal in den Wald bringen, wenn es nötig ist – und das ist es den ganzen Tag. Ich habe deshalb im Boden der Hütte neben ihrem Lager ein Loch gegraben.«

Oskar blickte auf die Uhr. Es war halb eins. Sie hatten gerade zu Mittag gegessen, und er war sehr wenig aufgelegt, mitzugehen, denn es war weit. Natürlich konnte er auf dem Waldweg sein Rad benutzen, aber auch das ging nicht schnell, weil der Mann ja bei ihm bleiben musste, um ihm den Weg zu zeigen. Er

fühlte sich versucht, seinen Krankenbesuch zu verschieben. In einer Stunde hatte er nach dem Tagesplan eine Bibelklasse. Und dann hatte er einige Briefe schreiben wollen, eine Abrechnung fertig machen, zu den Männern gehen, die die Bretter sägten, und eine Menge andere Dinge tun wollen.

Aber er hatte schon einmal der Versuchung in einem solchen Fall nachgegeben, und der Kranke war am nächsten Tag tot gewesen. Natürlich konnten die Kranken auf jeden Fall sterben, denn er wusste ja, wie hilflos er vor diesen leidenden und unwissenden Menschen stand. Natürlich, er hatte tausendfach Menschen mit seinem geringen Wissen geholfen. Es gab aber auch viele, zu viele, die ihm unter den Händen starben. Und manch einer von ihnen hätte wieder gesund werden können, wenn er in die Behandlung eines erfahrenen Arztes gekommen wäre. Und doch hatten die Einheimischen ein so großes Vertrauen in ihn.

»Warte einen Augenblick«, sagte er. Er stand auf, ging ins Haus und holte seinen Arzneikasten. Solveig saß auf einem Liegestuhl und ruhte etwas nach dem Essen.

»Willst du fort?«, fragte sie schläfrig.

»Ja. Zu einem kranken Mädchen. Ich werde ein paar Stunden fortbleiben. Es wäre schön, wenn etwas Kaffee fertig ist, wenn ich zurückkomme. Ich kann dann gleich in die Schule gehen. Ich komme sicher rechtzeitig genug, um eine Stunde unterrichten zu können. Bis dahin musst du die Klassen zusammenlegen. Es wird schon irgendwie gehen.«

Er gab ihr einen Kuss, nahm seinen Arzneikasten, band ihn auf dem Gepäckträger fest und trug das Rad die Verandatreppe hinunter.

»Du musst vorauslaufen«, sagte er zu dem Mann, der auf ihn wartete.

Er blickte nachdenklich auf den mit Schweiß bedeckten, hüpfenden Rücken vor ihm. Unwillkürlich begann er sich Vorwürfe zu machen, weil er einen Augenblick über die Störung ärgerlich gewesen war. Angenommen, seine eigene kleine Gertrud wäre krank und läge unter denselben trostlosen Verhältnissen auf ihrem Schmerzenslager? In Gedanken sah er die hilflosen Eltern, die an dem Krankenlager saßen und betrübt auf ihr leidendes Kind blickten.

Die Hütte war vermutlich klein und schmutzig, wie ihre Hütten eben zu sein pflegten. Sicherlich erfüllte Rauch das dunkle, trostlose »Krankenzimmer«, das gleichzeitig als Hühnerstall und als Schlafzimmer für die Eltern – vielleicht auch noch für andere Kinder – diente. Doch nicht nur das. Es diente auch zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, als Brutstätte für Fliegen und als offener Abort für die Kranke. Natürlich mangelte es auch nicht an Ratten!

Und da drinnen lag nun das kleine Mädchen auf einer Holzpritsche, vielleicht sogar auf dem Lehmbooden. Es hatte einen starken Durchfall.

Außer dem üblichen »Inventar« war da vermutlich auch eine alte Großmutter, die bekümmert am Krankenlager saß, mit sich selbst redete und immer wieder versicherte, die Kleine werde sterben. Soweit der Platz reichte, standen vielleicht dicht gedrängt mitleidige Nachbarn, die gekommen waren, der Kranken zu »helfen« und die Eltern zu trösten. Mit dem Trost war es aber wohl nicht weit her. Die Menschen hier verstanden es oft nicht, ihre Worte richtig zu wählen. Glaubten sie, ein Mensch

müsse sterben, dann sagten sie es, ohne daran zu denken, was das für den Kranken bedeuten mochte. Sie konnten – ohne es zu wissen – auf ihre Art beitragen, dass Menschen in die Ewigkeit befördert wurden.

Vielleicht war Yamboli dagewesen und hatte für sie seine Tänze vorgeführt – falls die Eltern dafür zu bezahlen in der Lage waren. Vielleicht hatte der alte Mediziner auch verschiedene Medikamente erprobt. In seiner Unwissenheit konnte er der Kranken helfen oder ihr schaden. Das hing ganz vom Zufall ab.

Oskar musste an seine eigene Ohnmacht denken. Auch er war mehr oder weniger auf das Raten angewiesen, wenn er zu ergründen suchte, an welcher Krankheit das Mädchen litt und welches Arzneimittel in diesem Fall angewendet werden musste.

Hätte er doch wenigstens ein Mikroskop gehabt! Damit wäre schon viel geholfen gewesen. Oft konnte ein Leben gerettet werden, wenn man wusste, von welchen Parasiten der Kranke geplagt wurde. Ein bestimmter Eingeweidewurm – eine bestimmte Medizin.

Aber selbst dann würde er doch in vielen Fällen machtlos bleiben.

Ein Arzt! Ein Missionsarzt!

Was würden sie in der Heimat wohl sagen, wenn er mit einem solchen Vorschlag kam?

Ein Bach versperrte ihnen den Weg. Oskar ließ den Mann das Rad hinübertragen, während er sich selbst hinsetzte, um seine Schuhe und Strümpfe auszuziehen.

»Warte etwas, Mondele! Ich werde dich hinübertragen!«, rief der Mann über die Schultern zurück, während er durch das

Wasser watete. Er lehnte das Rad an einen Baumstamm und kam zurück. Er lud sich Oskar auf den Rücken, und bald war auch dieser auf der anderen Seite des Baches.

»Wie heißt dein Kind?«, fragte Oskar, als er abgesetzt wurde.

»Makara«, erwiderte der Mann. »Du sollst von mir Hühner und Eier bekommen, wenn du sie gesund machst«, fügte er hinzu. »Sie ist mein einziges Kind.«

»Ich will keine Bezahlung dafür haben«, sagte Oskar. »Wenn du mir Hühner und Eier geben willst, so sollst du dafür Geld bekommen. Ich hoffe nur, das Mädchen wird gesund. Aber du weißt ja, es steht in Gottes Hand. Ich kann nicht immer helfen, so gern ich es auch täte. Also Makara heißt sie? Makara ... Ist sie denn nicht bei uns in die Schule gegangen?«

»Doch, aber dann wurde sie ja krank«, erwiderte der Mann entschuldigend.

Oskar erinnerte sich, dass sie in der Schule eines der kleinen Mädchen vermisst hatten. Sie hatten geglaubt, es sei weggelaufen, um zu seinen Eltern zurückzukehren. Und da sie grundsätzlich keinen Zwang ausübten, hatten sie keinen Versuch gemacht, die Kleine zurückzuholen. Das also war der Grund, weshalb sie nicht mehr gekommen war!

Makara – »Asche«! War es Zufall, dass sie diesen Namen bekommen hatte? Oder hatte die bittere Erkenntnis ihrer eigenen Hoffungslosigkeit die Eltern dazu veranlasst, das Kind so zu nennen?

Als sie in dem Dorf anlangten, sah Oskar, dass die Umstände nicht viel anders waren, als er erwartet hatte. Die Hütte war klein, die Wände schief und rissig. Als er sich bückte, um hineinzugehen, schlug ihm ein entsetzlicher Gestank entgegen. Er war darauf gefasst gewesen und tauchte unverdrossen

in das Halbdunkel ein. Das Erste, was er sah, waren die Umrisse einer Menge nackter Körper.

Er schickte alle Zuschauer hinaus. Nur eine traurige Frau, die neben dem Lager der Kranken saß und die magere Hand des Kindes streichelte, durfte bleiben. Es war die Mutter.

»Wie geht es dir, Kleine?«, fragte Oskar und streichelte der Kranken die Wange. Ihr Gesicht konnte er nicht richtig sehen. »Hier drinnen kann ich nichts für sie tun«, sagte er zu dem Vater, der ihm gefolgt war. »Können wir das Bett nicht nach draußen bringen, wo es hell ist?«

Mit vereinten Kräften gelang es ihnen, das Bett durch die schmale Tür zu schaffen. Die Kleine lag auf einer einfachen Pritsche, die aus gespaltenen Palmenzweigen gefertigt war. Ihr Körper war grau und abgemagert. Dieses nur noch aus Haut und Knochen bestehende Mädchen hatte keinerlei Ähnlichkeit mit der rundlichen Makara, die auf der Missionsstation herumgelaufen war.

»Wird sie wieder gesund?«, fragte der Vater.

Oskar richtete sich auf und blickte auf die Kranke herunter. »Das weiß nur Gott«, sagte er leise.

Er hatte sich recht vorsichtig ausdrücken wollen, aber die Eltern fassten seine Worte als ein Todesurteil auf. Der Vater ließ beide Arme schwer herunterhängen, während die Mutter sich wieder an das Krankenlager setzte und klagte, Gott behandle sie schlecht.

»Nein«, sagte Oskar freundlich, »wir dürfen nicht aufgeben! Wir müssen alles tun, was wir können, ihr Medizin geben und für sie zu Gott beten. Makara glaubt an Jesus. Sie hat gelernt zu beten. Sie weiß, dass sie in Gottes Hand ist. Aber nun wol-

len wir sehen, was sich tun lässt. Willst du mir meinen Arzneikasten bringen?»

Der Mann holte schnell das Gewünschte, und Oskar öffnete den Kasten, der für die Einheimischen so viel bedeutete. In solchen Augenblicken kam er sich als der nutzloseste Mensch auf Erden vor. Was sollte er ihr geben? Santonin? In manchen Fällen pflegte es zu helfen, aber durchaus nicht in allen. Sollte er ihr etwas geben, was die Schmerzen linderte und den Durchfall vorübergehend zum Stehen brachte? Vielleicht nutzte es nicht das Geringste. Hatte sie Ruhr? Oder waren es Eingeweidewürmer? Und wenn es welche waren, um was für welche handelte es sich?

Er gab ihr eine Medizin und sandte ein Stoßgebet zum Himmel. Aber er hatte wenig Hoffnung für das arme Ding, dessen Knochen man durch die Haut schimmern sah.

»Hast du keine andere Hütte, in der sie liegen könnte?«, fragte er den Vater. »Die alte Hütte ist jetzt ungesund und voller Krankheit.«

»Ich habe nur diese Hütte«, antwortete der Mann etwas kläglich und zugleich verstimmt. »Aber ich kann für sie eine Hütte aus Palmenzweigen machen.«

»Tu das«, sagte Oskar. »Ich komme morgen wieder, um nach ihr zu sehen.«

Seine Seele war in wildem Aufruhr, als er auf dem höckerigen Waldweg nach Hause fuhr. Wie wenig er doch tun konnte! Was nützte es, hier in der Wildnis eine Missionsstation zu errichten und den Leuten nur zu predigen und sie zu unterrichten, wenn man inmitten eines bodenlosen Elends hilflos dastand?

Es sollte keine Missionsstation ohne einen Arzt und Krankenpfleger geben, dachte er. Gleichzeitig mit einer Missionsstation sollte ein Krankenhaus gebaut werden.

Natürlich stand auch ein Arzt oftmals ohnmächtig da, aber Tausende konnten gerettet werden, wenn die Kranken sachkundige Hilfe erhielten.

Er hatte nicht die geringste Hoffnung, dass die kleine Makara wieder gesund werden würde. Sie war bereits vom Tod gezeichnet. Und er hätte sie vielleicht retten können, wenn er die erforderlichen Kenntnisse und die richtige Medizin gehabt hätte.

Am nächsten Tag nahm Solveig bei Sonnenaufgang das Rad. Oskar folgte ihr zu Fuß. Sie nahm einen Arbeiter mit, der ihr den Weg zeigte.

Als Oskar anderthalb Stunden später ankam, war die kleine Makara bewusstlos. Der Vater hatte für sie eine kleine Hütte aus Palmenzweigen gebaut. Es war jetzt viel heller und luftiger im »Krankenzimmer«. Solveig saß neben der Kleinen und hielt ihre Hand. Auf der anderen Seite des Lagers saß die weinende Mutter. Der Vater stand stumm und verschlossen am Eingang.

Oskar beugte sich über die Kranke.

»Makara!«, sagte er.

Sie antwortete ihm nicht. Er fühlte ihren Puls. Er schlug ganz schwach.

»Makara!«, rief er noch einmal, diesmal etwas lauter.

Da öffnete die Kranke langsam die Augen.

»Kennst du mich, Makara?«, fragte Solveig freundlich.

Sie spürte einen schwachen Druck der Hand, aber Makara war nicht imstande zu antworten.

»Makara, bald wirst du bei Jesus sein!«

Wieder spürte sie einen schwachen Druck der Hand.

Oskar richtete sich auf und nahm den Tropenhelm ab. Er sprach laut mit Gott. Sie seien so machtlos, sagte er. Sie wollten so gerne helfen, aber sie könnten es nicht. Ob Gott nicht helfen wolle? Und wenn es sein Wille sei, dass Makara von ihnen gehe, dann möge er der Kleinen doch zu verstehen geben, dass sie es bald sehr gut haben werde. Und er möge auch die Mutter und den Vater segnen und ihnen helfen, dass sie zu ihm fänden, damit sie einmal ihre Makara wiedersähen, dort, wo es keine Trauer und keine Krankheit gibt!

Die Mutter blickte ihn die ganze Zeit an, während er mit Gott sprach. Der Vater stand noch immer am Eingang und starrte auf den Boden. Nach dem Gebet spürte Solveig zum dritten Mal den schwachen Händedruck. Makara folgte dem Gebet, so schwach sie auch war.

Es war still in der kleinen Hütte. Alle waren von der traurigen Stimmung ergriffen, die der Bote des Todes mit sich bringt. Diesmal war es ein kleines Mädchen, das geholt werden sollte, aber der Tod ist für alle, ob reich, ob arm, gleich dunkel und unwillkommen. Und hier war es kein Scheiden unter freundlichen Umständen, mit der Hoffnung auf ein Wiedersehen, mit dem Vertrauen auf *ihn*, der alle Dinge wohl macht. Hier war alles dunkel, unbekannt, hoffnungslos!

Plötzlich spürte Solveig, dass die kleine Hand, die sie noch immer hielt, ganz schlaff wurde. Makara hatte die armselige Hütte verlassen und war nach Hause zu Gott gegangen.

Die Mutter hatte die Veränderung genauso schnell gemerkt wie Solveig. Und plötzlich war es, als seien sie wieder auf die finstere und kummervolle Erde zurückversetzt. Die Mutter

beugte sich über den entseelten Körper und rief in größter Verzweiflung: »Makara!«

Aber Makara antwortete nicht.

»Makara! Makara!«, rief die Mutter abermals. Sie umfasste das magere Gesicht mit beiden Händen, starrte fast wahnsinnig vor Schmerz auf die halb geschlossenen Augen und rief immer und immer wieder ihren Namen.

Dann richtete sie sich plötzlich auf, streckte die Arme wie im Krampf aus und fiel steif und gerade aufgerichtet auf den Rücken. Ihr Kopf schlug auf den Erdboden auf.



Das Begräbnis fand noch am selben Nachmittag statt. Auch dort waren Solveig und Oskar zugegen. Sie versuchten, dem Begräbnis einen christlichen Charakter zu geben. Aber es war schwer. Als das Grab zugeschaufelt wurde, brach die Mutter zusammen. Sie warf sich nieder, grub mit den Händen in der losen Erde und rief: »Nein, Makara! Nein! Nein!«

Die anderen Frauen hatten Mühe, sie so schonend wie möglich wegzuführen.

Dieser Tod sollte weitreichende Folgen haben. Oskar und Solveig waren sich darüber klar, dass Makara nicht vergebens gestorben sein durfte. Sie hatten jetzt einen neuen Auftrag von Gott erhalten. Er hatte sie ausgeschickt, um den Menschen eine gute Botschaft zu bringen. Diese Botschaft durfte aber nicht nur an die Gesundung der Seele denken, sondern musste auch Hilfe in körperlichen Nöten vermitteln. Sie würden sich als Verräter an ihrer Mission fühlen, sagten sie sich, wenn sie sich

damit begnügten, die Menschen in ihrem Jammer zu trösten, dass es nach dem Tod besser werden würde.

Sicher, sie hatten ihnen so gut geholfen, wie sie es nach ihrem schwachen Vermögen hatten tun können. Aber der schreiende Gegensatz zwischen den Segnungen der Heimat, mit Krankenhäusern, Ärzten und freundlicher, sachkundiger Pflege, und diesen von Gestank erfüllten Hütten, in denen die Menschen wegen ihrer Unwissenheit wie die Fliegen starben – dieser Gegensatz war zu groß und bedeutete eine zu schwere Anklage, als dass sie sich als Christen damit hätten abfinden können.

So wie es jetzt war, konnte es unmöglich auf Dauer bleiben. Oskar und Solveig setzten sich ein höheres Ziel – ein Ziel, über das die Freunde in der Heimat vielleicht den Kopf schütteln würden. Aber sie waren sich ihrer Sendung nie so sicher gewesen wie jetzt.

»Vielleicht werden wir es zu unserer Zeit nicht mehr erleben«, sagte Oskar zu Solveig, als sie ihre Pläne besprachen. »Aber irgendwann muss es gelingen! Wir werden die Menschen in der Heimat aufrütteln und ihnen keine Ruhe lassen!«

Er zeigte auf die einfache, offene Hütte, die bis jetzt als »Krankenhaus« diente.

»An dieser Stelle dort«, sagte er, »soll ein großes, stattliches Krankenhaus errichtet werden. Erst wenn es so weit ist, tun wir wirklich, wozu wir als Missionare gesandt sind: das Evangelium zu verkünden und die Kranken zu heilen.«

ERNTE



»Vater Yanisi!«

Die magere, graue Gestalt blickte auf. Ein in Khaki gekleideter Schwarzer stand mit dem Tropenhelm in der Hand auf der Verandatreppe.

»Ja? Was ist?«

»Das Auto wartet! Der Chauffeur sagt, es ist Zeit. Das Schiff fährt morgen sehr früh, und du musst heute Abend an Bord sein.«

»Ja – ich komme.«

Er hatte gebeten, eine Weile allein sein zu dürfen. Mehrere Stunden hatte er über seinem Tagebuch gesessen und darin geblättert.

»Sind meine Sachen im Auto untergebracht?«

»Alle, Mondele.« Tränen traten in die Augen des Mannes. Dieser Tag war für ihn sicherlich genauso schwer wie für den Mondele.

»Und die anderen?«

»Sie wollten dich nicht stören, denn du wolltest doch eine Weile allein sein. Aber jetzt warten sie auf dich. Du musst ja erst essen, bevor du ... bevor du ... von uns fährst.« Die letzten Worte waren kaum zu hören.

Der alte Missionar blickte ihn liebevoll an. »Du bist ein guter Junge gewesen, Joseph!«, sagte er.

Der Mann wandte sein Gesicht ab, und jetzt rollten ihm große, schwere Tränen über die Wangen. »Nein«, sagte er. »Du bist gut gewesen!«

»Darüber kann man verschiedener Meinung sein, mein lieber Joseph. Aber, nicht wahr, wir beide haben viel zusammen erlebt?«

»Sehr viel.«

»Erinnerst du dich noch, wie du mich im Wald fandst, als der Leopard mich fressen wollte?«

»Wer wird das wohl vergessen, Mondele?«

»Erinnerst du dich noch an Yamboli?«

»Ja.«

»Weißt du noch, wie wir ihm einen Streich spielten?«

Der Mann lächelte durch seine Tränen. »Ja, als wir ihm die Medizin in sein Essen taten.«

»Weißt du, das war nicht fein von uns. Aber es musste sein. Ach ja, der arme Yamboli! Er war nur ein verirrtes Schaf. Aber zum Schluss wurde er ganz manierlich.«

»Du hast von Gott viel Weisheit bekommen, Mondele«, sagte Joseph herzlich. »Wir bekommen nie wieder einen Mann wie dich! Du verstehst uns, du vergibst uns, wenn wir fehltreten –«

»Dummes Zeug!«, unterbrach ihn der alte Missionar. »Mir ist selbst so viel vergeben worden. Außerdem sind die anderen sehr gute und nette Menschen. Sie sind viel besser als ich.«

»Aber du kennst uns.«

»Ach ja, wir haben gute und schlimme Tage zusammen erlebt. Erinnerst du dich an Yakula?«

»Ich erinnere mich an ihn. Und an den Jungen, der verschwand.«

»Ja, der Junge, der verschwand! Jetzt werde ich dir etwas erzählen, was du nicht weißt, Joseph. Der Junge wurde unmittelbar hinter meinem Rücken niedergeschlagen. Er wurde verspeist! Yakula hat es mir später erzählt. Siehst du, das wusstest du nicht, Joseph!«

»Ich wusste es, Mondele.«

»So, du wusstest es? Du weißt wohl noch eine ganze Menge und erzählst es nicht, Joseph?«

»Du auch, Mondele.«

Der alte Mann lächelte wehmütig. »Das kann wohl sein«, sagte er, »das kann wohl sein. Aber diese Geschichte hat in all den Jahren schwer auf mir gelastet«, fügte er hinzu, während er gedankenvoll vor sich hin blickte.

Doch dann nahm er sich zusammen. Er schloss das Tagebuch, wandte sich im Stuhl herum, nahm eine Tasche auf, die am Tischbein lag, und legte das Tagebuch zu den anderen. Er reichte die Tasche dem Mann, der sie ihm schnell abnahm. Wieder wandte er sich beschwerlich um, ergriff seinen Stock und stand langsam auf.

»Soll ich dir helfen, Mondele?«

»Wenn du so freundlich sein willst. Aber – warte noch einen Augenblick!«

Er blieb eine Weile stehen und stützte sich auf den Tisch. Dann schlenderte er langsam zu einem der Verandapfeiler, lehnte sich an ihn und blickte gedankenvoll nach draußen. Er wollte von jedem Haus, jedem Baum, jeder Blume einen letzten Eindruck mitnehmen. Bei dem Haus des Doktors wimmelte es von Menschen. Die guten Seelen! Sie hatten erfahren, dass er gern allein sein wollte, und nun standen sie alle dort drüben und vergingen sicher vor Ungeduld. Sie wollten ihn doch noch einmal sehen, bevor er fortreiste. Es mussten mehrere hundert Menschen sein, die dort versammelt waren.

Aber nun würde er kommen! Bald! Er wollte sich nur noch ein wenig umschauen ...

Die breite Autostraße, die an der Dampferanlegestelle begann und durch das ganze Land lief, führte ganz nahe an der Missionsstation vorüber und zum Fluss hinunter. Dort unten lag die Autofähre – ein großes Floß, das aus fünf riesigen Kanus bestand. Jeden Tag setzte dieses Floß Autos über den Fluss, denn am anderen Ufer ging die Autostraße weiter. Dort drüben konnte er einige aus Mauersteinen errichtete Gebäude sehen. Es waren eine kleine Kirche und ein Wohnhaus. Die Hauptstation des dortigen Gebietes lag an die fünfzig Kilometer weiter landeinwärts.

Ein Motorboot tuckerte auf dem Fluss. Der Assistent des Arztes kehrte von einem der am Fluss gelegenen Dörfer, wo er einen Krankenbesuch gemacht hatte, zurück. Nun konnte er also auch ihm Lebewohl sagen, bevor er reiste.

Seine Augen folgten der Autostraße, bis sie hinter dem Hospital verschwand. Unwillkürlich musste Oskar an den kleinen, bescheidenen Schuppen denken, der dort vor vielen Jahren gestanden hatte.

Ja, der alte Arzneimittelschuppen hatte längst ausgedient. Er war niedergerissen worden, und an seiner Stelle waren neue und größere Häuser gewachsen. Auch sie waren niedergerissen worden, als sie ihren Zweck erfüllt hatten. Jetzt hatten sie ein großes und geräumiges Hospital mit Ärzten und Krankenschwestern!

Unwillkürlich verglich er sich selbst mit dem alten Arzneimittelschuppen. Auch er hatte ausgedient! Nicht mehr als 65 Jahre alt, und doch schon ausgedient! Sein Haar war weiß, seine Haut spannte sich straff über seinen Backenknochen, die Augen lagen tief und blickten scharf und etwas starr, wenn er

mit jemandem sprach, während seine Stimme sanft und vielleicht etwas müde klang. Er war ein völlig verausgabter Mann. Jetzt sollte er »nach Hause«. Neue Kräfte, junge Männer und Frauen, sollten seine Arbeit fortsetzen.

Hatte seine Arbeit einen Nutzen gehabt?, fragte er sich. War er treu gewesen?

Wieder stand das Bild des alten Arzneimittelschuppens vor seinem inneren Auge. Es war nicht viel mit ihm los gewesen, aber er hatte doch seinen Zweck erfüllt. Jedenfalls damals. Doch schon damals wusste er, dass er eines Tages niedergerissen werden würde, um einem größeren und besseren Haus zu weichen. Aber zu seiner Zeit hatte der Schuppen doch einigen Nutzen gebracht.

Jetzt war er selbst ein alter Schuppen, der etwas Besserem Platz machen musste. Er war heute wirklich recht wehmütig gestimmt! Ja, er war es schon seit dem Tag, an dem er die Nachricht erhalten hatte, er solle für immer in die Heimat zurückkehren. Für immer! Das war ein schwerer Schlag für ihn gewesen. Aber er sah wohl ein, dass es nicht anders sein konnte. Alte Schuppen müssen abgerissen werden, um neuen Häusern Platz zu machen. Aber er hatte doch immer gehofft, er könnte bis zum Schluss hierbleiben und die Erntearbeit erleben, bis er seine Augen schließen und dort drüben – bei Solveig – ruhen würde.

Ja, sie meinten es gut! Er war ja nicht alt an Jahren, und sie dachten wohl, wenn er »nach Hause« – nach Norwegen – käme, könnte er noch lange leben. Hier draußen konnte man mit höchstens noch einem Jahr rechnen.

Und was dann weiter? Ein Jahr hier, wo er die Früchte der Arbeit des Herrn sehen konnte – oder zehn Jahre »zu Hause«,

zehn Jahre mit dem Gefühl, dass Körper und Seele getrennt waren!

»Nach Hause«! Hier draußen hatte er sein Zuhause! In Norwegen fühlte er sich fremd. Er hatte die Reise »nach Hause« schon fünf Mal gemacht, diese war die sechste – und letzte. Aber stets hatte er in der Heimat das Gefühl gehabt, er befinde sich auf fremdem Boden. Er hatte nie Ruhe gefunden, solange er nicht wieder bei diesen lieben, impulsiven, natürlichen Menschen war.

Fast vierzig Jahre hatte er hier sein Zuhause gehabt. Hier hatte er mit seinen schwarzen Brüdern und Schwestern Freude und Leid geteilt. Hier war er unentbehrlich gewesen. Zu Hause hatten sie für ihn keine Verwendung. Wozu sollten sie ihn schon verwenden? Er passte nicht mehr unter geglättete, fein geputzte Menschen. Aber hier – hier konnte er er selbst sein, und hier konnte er Segen bringen. Hier konnten sie zu ihm kommen, bei »Vater Yanisi« sitzen, ihre Herzen erleichtern und sich Rat und Hilfe holen.

War er treu gewesen?

Er seufzte. Es war in diesen Jahren allerlei geschehen. Aber der Herr musste nach seiner Gnade entscheiden. Manchmal war er wohl Gott vorausgelaufen und hatte Schaden angerichtet, zu anderen Zeiten war er zu weit zurückgeblieben. Nicht zum ersten Mal blickte er heute auf sein Leben zurück.

Seine Blicke folgten einem breiten Weg, der durch das Stationsgelände führte. Er verschwand in einer Vertiefung und kam auf der anderen Anhöhe wieder zum Vorschein. Dort drüben lag das Internat der Mädchen, ein zwei Stockwerke großes Gebäude aus Mauersteinen. »Damboli zum Gedächtnis!«, stand über dem Eingang. Es wohnten dort vierzig junge Mädchen,

und das Haus stand an der Stelle, wo der alte Yamboli zu seiner Zeit seinen Altar gehabt hatte. Jetzt war der Wald gerodet. Nur einige wenige Riesenbäume standen noch. Yambolis Baum stand auch noch da. Er war nur wenige Meter von dem Haupteingang entfernt. Wenn diese Bäume hätten sprechen können, so hätten sie sicherlich eine traurige Geschichte erzählt.

Jeder neue Jahrgang bekam die Geschichte von dem armen kleinen Mädchen aus dem Wald zu hören, dem zum Gedächtnis das Internat geweiht war. Die kleinen Mädchen sollten wissen, vor welchem Schicksal sie bewahrt blieben!

Dort – er blickte weiter nach rechts – lag das Hospital mit dreißig weißen Betten, mit einem Laboratorium, einem Operationssaal, einer Apotheke, mit Ärzten und Krankenschwestern.

Gerade hatte das kleine Motorboot am Ufer angelegt, und der Assistenzarzt ging an Land.

Oskar ließ seinen Blick langsam und nachdenklich über das Missionsgelände schweifen. Seine Gedanken gingen um viele Jahre in der Zeit zurück.

Pekwa war nun schon lange tot. Er war in »Vater Yanisis« Armen gestorben, nachdem er seinen Frieden mit Gott gemacht hatte. Auch Yamboli war tot. Natürlich, er war ja schon damals ein alter Mann gewesen. Wie es wohl vor seinem Tod in seinem Innern ausgesehen haben mochte? Sie waren gute Freunde geworden, er und Yamboli, und die alte Geschichte hatte ihrer Freundschaft keinen Abbruch getan. Aber richtig bekehrt hatte sich der alte Mediziner wohl kaum. Wobei – wer weiß? Gott allein kennt die Herzen.

Mbilika war mit einem glücklichen Lächeln zu Gott gegangen. Die gute, alte Mbilika! Sie lernte zwar niemals lesen, aber

sie konnte viele Schriftstellen zitieren, und sie konnte jedes Lied singen, das in ihrem kleinen Liederheft stand.

Und Yakula! Auch er war irgendwo im Wald begraben. Nur die Alten kannten die Stelle.

Oskar würde nie seinen letzten Besuch bei Yakula vergessen. Der alte Häuptling war krank gewesen, und er hatte versucht, dem Rat seiner Medizinmänner zu folgen. Sie hatten für ihn getanzt und mit Beschwörungen nicht gespart, aber Yakula war bereits todgeweiht gewesen. Auch die Medizin des weißen Mannes hatte ihm nicht mehr geholfen.

Gertrud war damals, mit neun Jahren, schon ein großes Mädchen gewesen. Sie hatte ihn begleitet, als er Yakula zum letzten Mal besuchte, und der alte Kannibale hatte die Augen nicht von ihr gelassen, während Oskar aus Gottes Wort las und das Evangelium erzählte. Dann hatte er sie zu sich herangewinkt.

»Damboli«, hatte er gesagt, als sie an seinem Lager stand.
»Du bist Gottes Kind, und ich bin ein Kind des Teufels!«

Aber Gertrud hatte energisch den Kopf geschüttelt. »Aber Jesus liebt auch dich! Soll ich für dich beten?«

»Ja, tu das!«

Und Gertrud hatte gebetet, während der kranke Häuptling mit großen, verwunderten Augen auf sie starrte.

»Glaubst du, Gott will mich jetzt haben?«, hatte er gefragt, als sie zu Ende gebetet hatte.

»Sicherlich! Aber jetzt musst auch du beten!«

»Ich kann es nicht, Damboli. Ich habe nicht gelernt zu beten.«

»Ich werde es dir beibringen!«

Und sie hatte das Vaterunser gebetet, Satz für Satz, und Yakula hatte es wiederholt, unsicher und stotternd.

»Jetzt kannst du deine Augen wieder öffnen!«, hatte Gertrud gesagt.

»Glaubst du, Gott will mich jetzt haben?«

»Ja, er will dich haben. Nicht wahr, Vater?«

Oskar hatte kaum antworten können, so bewegt war er gewesen. Endlich hatte er gestammelt: »Ja, das will er sicher!«

Dann waren sie nach Norwegen gereist, und Yakula war gestorben, während sie unterwegs waren. Oskar dachte, dass er sicherlich der Erlösung teilhaftig geworden war. Die alten Ratgeber aber fühlten sich weiterhin an die Stammesüberlieferungen gebunden. Ihr Häuptling bekam ein Begräbnis nach der alten Weise. Das erfuhr Oskar von den anderen Missionaren nach seiner Rückkehr. In jenen Tagen waren viele Menschen in den Dörfern gestorben. Sklaven verschwanden, Frauen »verunglückten«. Der Häuptling sollte bei seinem Aufbruch in die andere Welt ein ansehnliches Gefolge haben. Er sollte nicht wie ein ganz gewöhnlicher Mensch ankommen.

Baka war tot. Aber er hatte Hunderte von geistlichen Nachkommen hinterlassen.

Zangabai lebte noch immer. Er war jetzt bei ihm und blickte mit Tränen in den Augen auf den über seine Jahre gealterten Mann, den er mehr geliebt hatte als sein eigenes Leben. Zangabai hatte sich in die Geschichte Josephs versenkt und seinen Namen angenommen, als er Christ wurde.

Was hatten die beiden nicht alles zusammen erlebt! Und jetzt sollten sie sich trennen!

Oskar wandte langsam den Kopf und blickte zur anderen Seite, wo eine Reihe kleiner Häuser mit Äckern und Wiesen zu

sehen waren. Aber seine Augen wanderten weiter. Dort unten, vom Wald verdeckt, lag ein Friedhof.

Gestern war er zum letzten Mal dort gewesen. Acht Gräber! Sechs Missionare und zwei Kinder lagen unter der Erde.

Es war eine schwere Zeit gewesen. Ein Missionar nach dem anderen hatte sie verlassen. Auch er selbst war krank geworden, und sie glaubten, er würde sterben. Niemand begriff die Ursache dieser bösartigen Krankheit, bis ein Staatsarzt kam und ihr Trinkwasser untersuchte.

Da hörte diese Prüfung auf. Aber er hatte seine geliebte Solveig und zwei Kinder begraben müssen.

Ach ja, es waren schwere Zeiten gewesen. Aber das war nun lange her. Der letzte Todesfall unter den Missionaren war vor knapp zwanzig Jahren erfolgt.

Auch auf dem Weg zur Handelsniederlassung hatte es große Veränderungen gegeben. Die Leute lebten wohl im Großen und Ganzen ihr altes, einfaches Leben. Sie kochten und aßen auf dieselbe Weise wie ihre Vorfahren seit tausend Jahren. Aber fünfzehn kleine Kirchen waren in den Dörfern errichtet worden und verkündeten den Ruhm des Herrn. In einer Entfernung von etwa fünfzig Kilometern lag ein großes Baumwollreinigungsinstitut. Dort gab es auch eine Kirche und an die hundert getaufte Christen und viele Schulkinder. In den anderen Himmelsrichtungen gab es ebenfalls kleine Kirchen, die verkündeten, dass Gott die Schwarzen besucht hatte.

Auf der anderen Seite des Flusses wurde die Arbeit von einer anderen Missionsgesellschaft weitergeführt. Dort arbeitete Gertrud. Merkwürdig! Es war also wirklich ihr Tätigkeitsfeld geworden! Sie hatte einen der Missionare dort drüben gehei-

ratet. Jetzt verbrachten sie gerade ihre Ferien in Amerika. Von dort wollten sie nach Norwegen kommen und ihn besuchen.

Noch einmal überschaute er das Gebiet seiner Missionsstation. Es sah nicht nur das, was jetzt war. Er sah auch, was gewesen war. Jeden Baumstumpf, den er entfernt hatte, sah er in diesem Augenblick. Einzelheiten, die in dem Gewimmel der Erlebnisse untergegangen waren, standen so klar in seinem Gedächtnis, als wären sie erst gestern passiert.

Dort drüben schoss eine giftige Schlange an ihm vorüber, als die Arbeiter eine Baumwurzel herauszuholen bemüht waren. Dort lag ein altes Grab in einem verlassenen Ameisenbau. Sie hatten einige morsche Knochen und alte, rostige Waffen gefunden, als sie den Boden glätteten. Und da stand der Schirmbaum! Er glaubte noch die Affenherde zu sehen, die dort oben gegessen und gelärmt hatte. Und dabei musste es fast dreißig Jahre her sein.

Seine Augen wurden feucht. Das Alte war vergangen, und alles war neu geworden. Neu und besser. Gott hatte große Dinge getan.

Ich danke dir, mein Gott!, betete er im Stillen. Ich danke dir, dass ich dir alle diese Jahre habe dienen dürfen! Ich danke dir, dass du bei mir gewesen bist! Du hast mich nicht verlassen, und dein Versprechen hast du gehalten! Vergib mir meine vielen Fehltritte, meine Zweifel, meine Unzulänglichkeiten!

Er seufzte tief auf und wandte sich um.

»Joseph! Komm zu mir!«

Der Gerufene kam und blieb unmittelbar vor ihm stehen. Sein Gesicht war nass, seine Augen blickten groß und hilflos auf ihn. Der alte Missionar legte seine Hände auf die Schultern seines treuen Mitarbeiters.

»Joseph! Du bist ein guter Junge gewesen! Hab Dank für alles, was du mir gewesen bist!«

Da warf sich Joseph an seine Brust und weinte herzzerreißend.



Es herrschte keine muntere Stimmung am Tisch der Missionare, als sie ihre letzte Mahlzeit mit dem alten Pionier einnahmen. Sie verstanden seine Gefühle. Sie hatten nicht seine Erinnerungen, aber sie hatten alle miteinander dieselbe Liebe zur Arbeit und zu der Bevölkerung. Es würde für sie einen großen Verlust bedeuten, wenn »Vater Yanisi«, wie er von Schwarzen und Weißen genannt wurde, nicht länger bei ihnen weilte.

Draußen standen die Einheimischen und blickten zu den Missionaren hin. Einige waren festlich gekleidet, andere trugen ihre Arbeitskleidung. Unter ihnen standen auch ein paar schwarze Krankenschwestern in sauberen weißen Arbeitskitteln.

Es herrschte unter ihnen eine traurige Stimmung. Sie waren stumm und sehr ernst, und sie blickten alle auf die Weißen, oder richtiger: auf den Weißen. Die anderen sollten ja bei ihnen bleiben, aber Vater Yanisi reiste fort und würde nie zurückkommen.

Für die meisten waren Vater Yanisi und die Mission dasselbe. Er war schon hier gewesen, als sie geboren wurden, und gehörte mit zu ihrer Welt. Einige von ihnen hatte er in Empfang genommen, als sie erschienen waren. Es waren aber auch ältere Leute unter ihnen, die sich an die alten Zeiten erinnerten. Für sie alle, Alte wie Junge, bedeutete er etwas.

In ihren Gesichtern war etwas Hilfloses und Trauriges. Oskar wagte nicht, zu ihnen hinzublicken. Fast machte er sich selbst Vorwürfe, weil er ihnen diesen Kummer bereitete. Aber Gott wusste, wie gern er bei ihnen geblieben wäre!

Er stand auf, stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch und blickte auf seine Mitarbeiter.

»Fürchtet nicht«, sagte er, »dass ich die Absicht habe, eine Rede zu halten! Ich möchte euch nur noch einmal danken, bevor ich ... in die Heimat zurückkehre. Es fällt mir schwer, wegzugehen, aber es ist wohl das Beste! Habt Dank, meine Brüder und Schwestern, für die Zeit, die wir zusammen gewirkt haben! Hab Dank, Doktor Bjerke, für dein Bemühen im letzten halben Jahr, mich am Leben zu erhalten! Habt Dank, Schwestern, für eure liebevolle Pflege! Habt Dank alle miteinander, dass ihr mit einem alten Pionier Geduld gehabt habt! Jetzt kann ich in der Zeit, die der Herr mir noch zu leben gewährt, nur noch eins tun: Ich werde für euch beten! Mein Herz soll bei euch und den Schwarzen hier sein, solange es in meiner Brust klopft!

Und nun noch eine Bitte: Habt Geduld mit unseren schwarzen Brüdern und Schwestern! Sie denken nicht immer so wie wir. Versucht, hin und wieder auch einmal auf ihre Weise zu denken! Ihr werdet dabei nichts verlieren.

Gott segne euch alle miteinander!«

Er trat an eine der Verandastützen, lehnte sich an sie und blickte über die stumme Versammlung der auf ihn starrenden, traurigen Einheimischen. Er wollte auch ihnen keine Rede halten. Er hatte am gestrigen Tag bei der Abschiedsfeier in der Kirche zu ihnen gesprochen und Hunderte von Händen gedrückt. Er wollte nur noch einmal auf sie blicken.

»Gott segne euch!«, sagte er mit zitternder Stimme.

Ein Chor von zweihundert Stimmen gab ihm Antwort. Er blieb noch einen Augenblick stehen und blickte auf sie hinunter. Dann wandte er sich den anderen Missionaren zu, die sich alle erhoben hatten. Er ergriff ihre Hände und nahm mit einem stummen Druck von ihnen Abschied. Doktor Bjerke half ihm die Treppe hinunter und beim Einsteigen in das wartende Auto. Dann setzte er sich selbst neben ihn.

Vater Yanisi gab dem Chauffeur ein Zeichen. Er blickte noch einmal über die Versammlung und erhob grüßend die Hand. Eine lang gezogene, klagende Antwort erscholl aus zweihundert Kehlen. Dann wandte er sich den Missionaren zu und erhob abermals die Hand, während der Wagen sich in Bewegung setzte.

Unten an einer Biegung des Weges stand Joseph und winkte heftig mit beiden Armen. Der alte Missionar erhob die Hand und deutete zum Himmel empor. Dann fuhr der Wagen vorüber, und er hörte einen aus tiefstem Herzen kommenden Klageschrei, der immer schwächer wurde, bis er in der Ferne erstarb. Da konnte er sich nicht mehr beherrschen. Er beugte sich vor und verbarg das Gesicht in den Händen.

Wenn er doch noch jung gewesen wäre ...

NACHWORT



Oskar Johnsen trug eine Last, wie dies nur selten jemand tat. Unter Einsatz seines Lebens und mit viel Liebe säte er Gottes Liebe auf den harten Herzensboden der Ureinwohner und wartete auf die Ernte.

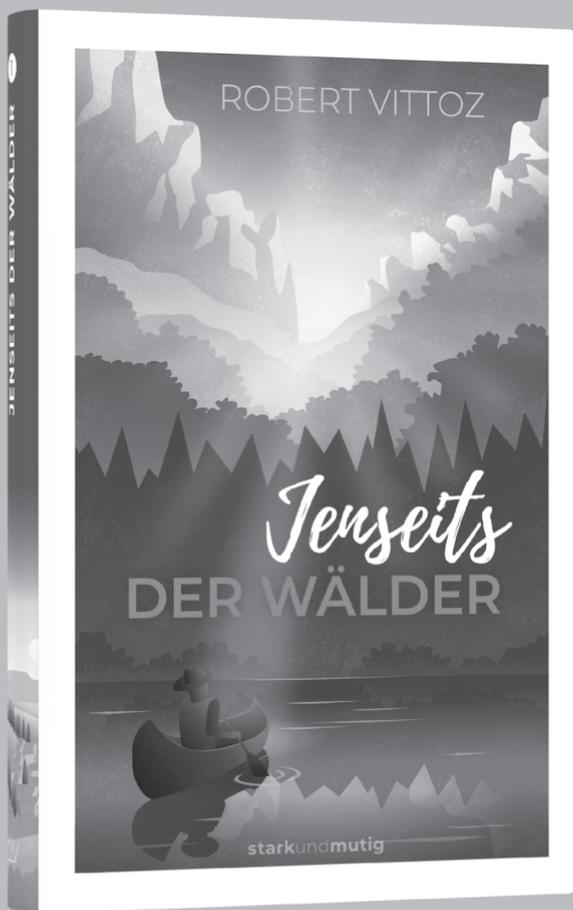
Die Frucht seiner Arbeit schien nicht aufzugehen. Rückschläge und Schwierigkeiten unterdrückten ständig die aufgehende Saat.

Oskar Johnsen war nicht der Mann, der keine Schwächen und Fehler hatte. Nein, man erlebt ihn in vielen Situationen, wo er der Verzweiflung nahe ist. Man erlebt ihn und seine Familie in Versuchungen, denen auch wir heutzutage regelmäßig ausgesetzt sind. Aber gerade hier wird sein Leben in Treue und Hingabe deutlich. In festem Vertrauen auf Gottes Führung nimmt er den Dienst für den Herrn immer wieder auf.

Als Folge seiner Treue in Niederlagen und Entmutigungen erlebte dieser Mann, wie Gott zu seinen Verheißungen steht. Und dann kam die Ernte ...

Dieses Buch will Mut machen, ein Leben in der Treue zu führen. Nicht auf großen einmaligen Leistungen liegt der Segen Gottes, sondern auf unserer Haltung Gott gegenüber. Dieses Buch will Mut machen, Gottes Wort weiterhin auszusäen, auch wenn sich viele Schwierigkeiten in den Weg stellen.

Am Leben von Oskar Johnsen können wir sehen: Gott steht zu seinen Verheißungen. Die Ernte wird kommen.



starkundmutig

JENSEITS DER WÄLDER

Endlose Weiten, bittere Kälte und sengende Hitze – der Wilde Westen des 18. Jahrhunderts. Mittendrin der Missionar, der den Indianer seiner Kindheit sucht ...

Die Weite Kanadas, die extrem harten Winter und ebenso heißen Sommer dieses Landes prägen das Leben des Indianermissionars James Evans. Nur zweimal im Jahr kann er seine Missionsstation verlassen. Im Sommer befährt er mit dem Kanu die reißenden Flüsse bis an ihre Quellen, im Winter durchquert er mit dem Hundeschlitten die Wälder bis an die Grenzen der Arktis. Was ihn vorantreibt? Er will die Indianerstämme »jenseits der Wälder« erreichen und ihnen die christliche Botschaft bringen. Ein Vorhaben, das ihm gelingt! Er gewinnt die Liebe, die Achtung und die Anerkennung der Indianer und kämpft schließlich Seite an Seite mit ihnen gegen die Mächte der scheinbar allgewaltigen Hudson's Bay Company. Eine Erzählung nach den Tagebuchaufzeichnungen dieses ungewöhnlichen Mannes.

Ein Buch (nicht nur) für Jugendliche.

978-3-86699-393-8 | gebunden | 256 Seiten

ZERSTÖRENDE EISERNE TÜRME

GEOFFREY T. BULL

HINTER
eisernen Toren



starkundmutig

starkundmutig

HINTER EISERNEN TOREN

Als Missionar ins Innere Tibets, dem »Dach der Welt« – das war der Plan. Doch es kommt anders ...

Inmitten stürmischer Zeiten wird Geoffrey T. Bull (1921 – 1999) Zeuge der letzten Tage tibetanischer Unabhängigkeit. Nachdem er bei seinem Aufenthalt im Grenzgebiet von China und Tibet enge Freundschaft mit den Tibetanern hat schließen können, erlebt er nun die rotchinesische Eroberung des »Daches der Welt«. Von den Kommunisten gefangen genommen, kommt er – als Brite unter Spionageverdacht gestellt – auf unbestimmte Zeit in Haft. Auf qualvolle Weise erfährt er in den folgenden Jahren die seelischen Torturen kommunistischer »Umerziehung« und merkt dabei, wie nur sein vertrauensvoller Glaube an Jesus Christus ihn stärkt und bewahrt.

Eine wahre – und beeindruckende Geschichte!

Ein Buch (nicht nur) für Jugendliche.

978-3-86699-632-8 | gebunden | 352 Seiten



starkundmutig

GRÜNE BLÄTTER IN DER DÜRRE

Ausspioniert, hingehalten, unter Druck, bettelarm – und eigentlich wollte Familie Mathews im Nordwesten Chinas unter den Mongolen missionieren ...

China ist im Umbruch. Die Kommunisten nehmen an Macht zu und üben Druck auf das Volk aus. Verleumdung, Inhaftierungen und Hinrichtungen sind an der Tagesordnung. Behörden und Mitmenschen machen den Christen das Leben schwer.

Voller Enthusiasmus freut sich Familie Mathews auf neue Aufgaben für den Herrn. Andere Missionare verlassen China, sie hingegen dürfen bleiben und Großes wirken – oder? Denn dann kommt doch alles anders, und die Erlebnisse der Mathews' werden zum Anlass des Staunens über Gottes weise Pläne und sein wunderbares Wirken.

»Und er wird sein wie ein Baum, der am Wasser gepflanzt ist ...; und sein Laub ist grün, und im Jahr der Dürre ist er unbekümmert ...« (Jeremia 17,8).

Ein Buch (nicht nur) für Jugendliche.

978-3-86699-633-5 | gebunden | 160 Seiten

